MÄRCHEN UND SAGEN DER NORDAMERIKANISCHEN INDIANER

Karl Knortz

Knortz, ...

Märchen und Sagen.

By Karl Knortz.

Märchen und Sagen

der

Nordamerikanischen Indianer.

Von

Karl Knortz,
Professor an der Hochschule zu Oshkosh in Wisconsin.

„Ye, who love a nation's legends,
Love the ballads of a people,
That like voices from afar off
Call to us to pause and listen,
Speak in tones so plain and childlike,
Scarcely can the ear distinguish
Whether they are sung or spoken; —
Listen to these Indian Legends!"

H. W. Longfellow, „Hiawatha."

Jena,
Hermann Costenoble.
1871.

Inhalt.

Seite

Einleitung.

„Ihr, die ihr die stillen Orte
Der Natur liebt, die verschwieg'nen,
Liebt den Sonnenschein der Wiese,
Liebt die Finsterniß des Forstes,
Liebt den Wind hoch in den Aesten,
Liebt den Schauer und den Schneesturm,
Liebt das Rauschen großer Ströme
Durch ihr Pfählewerk von Tannen,
Und den Donner in den Bergen,
Dessen unzählbare Halle
Freudig schlagen mit den Flügeln,
Wie in ihren Horsten Adler: —
Lauscht auf diese wilden Mären!"
Hiawatha. (Uebersetzt von Ferd. Freiligrath.)

Ich weiß nicht, ob es gerade ein lohnendes Unternehmen ist, die Märchen, Sagen und Fabeln der wilden Rothhäute der nordamerikanischen Urwälder und Prairien zusammenzustellen, äußerst mühevoll ist es wenigstens sicher, das so weitläufig zerstreute Material aus den vielen englischen und französischen Büchern und mündlichen Berichten der Missionäre, Dolmetscher, Reisenden und Indianer-Agenten zu collectiren, zu ordnen und umzuschreiben. Doch glaube ich, daß es jedenfalls eine interessante Aufgabe ist, der ich mich hier unterzogen habe, denn statt der Unzahl der bisherigen stereotypen Scalpgeschichten hält uns eine solche Sammlung

einen klaren Spiegel indianischen Gemüthslebens vor, bestehend in uroriginellen, wild aufgeschossenen, zwischen Blumen, Gras und Wigwamstangen gekeimten Phantasien, mit denen sich der alte Medicinmann schon mehr als tausend und einmal ein „heiligeres" Ansehen gegeben und der vom rauhen Kabibonokko in den Wigwam gebannte Familienvater seinen Kindern schon eben so oft Hunger wie Langeweile vertrieben hat. Nur im Winter hat der Indianer zu solcher Unterhaltung Zeit und Muße, denn im Sommer, wenn „die Wildniß blüht wie eine Rose" und ihn die Strahlen der Sonne aus der engen Hütte jagen, verbietet ihm sein Gewissen und seine Sicherheit jene Phantastereien, denn es würden ihm dann zur Strafe, wie die alten Propheten lehren, Kröten und Klapperschlangen die nächtliche Ruhe rauben.

Ruhig sitzt er dann neben seinem glimmenden Baumstamme, raucht gelassen seine Pfeife und läßt sich dabei, wenn er gerade sprechselig und nicht allzu hungrig ist, ob seiner merkwürdig verschlungenen Geschichten bewundern, wie er sie fand:

„In des Waldes Vogelnestern,
In dem Hüttenbau des Bibers,
In des Büffelochsen Hufspur,
In dem Felsenhorst des Adlers."

Da erzählt er seine haarsträubenden Sagen von himmelhohen Riesen, deren Mäntel aus Scalpen und deren Trinkgeschirre aus Schädeln ihrer Feinde bestanden; von Mammuthsbüffeln, die so große Füße hatten, daß sie mit einem allein den größten Wald niedertreten konnten; von baum=

starken Manitos, deren Anzahl sich, wie die Götter der Hindus, nur nach Millionen berechnen läßt, oder von leichtfüßigen Elfen, die wie die Virgil'sche Camilla über die Flüsse liefen, ohne sich die Füße zu benetzen, oder über einen Kornacker, ohne eine Aehre zu knicken — und das Echo dieser Erzählungen tönt doch sicherlich viel angenehmer und lieblicher, als das jener vielen absichtlich entstellten, von müßigen Köpfen dem Geschmacke des ungebildeten Publikums angepaßten Gräuelgeschichten, die sich von zahlreichen „civilisirten" Völkern in noch bedeutend grelleren Farben aufzeichnen ließen, wenn den Lesern nur damit gedient wäre. Aber die arme Rothhaut ist einmal vor der öffentlichen Meinung in Ungnade gefallen, und sie ist bereits auch zu alt und zu schwach geworden, um vielleicht noch die Zeit eines günstigen Umschwunges erleben zu können, und es wird auch nicht mehr lange dauern, daß ihre Geschichte, die ja bis jetzt nur von ihrem Untergange handelte, wie ein aus uralten Zeiten überliefertes Märchen klingen wird; denn die Beherrscherin der Welt, die Civilisation, hat jene traurigen Gestalten längst für überflüssig erklärt und ihnen schon seit geraumer Zeit im Urwalde die dickste Eiche umgebogen, die ihnen den Weg zum nahen Grabe zeigt.

„Das Geschlecht der Kornsäer ist mächtiger als das der Fleischfresser."

Die Civilisation ist eben mit einem wohlgepflegten Garten zu vergleichen, dessen Hüter hauptsächlich darauf angewiesen ist, die wilden Thiere davon fern zu halten. So

ist's mit dem Indianer. Als es sich herausstellte, daß ihm das Wort Fortschritt ein unbekannter Begriff war, der weder in seinen Kopf noch in sein ganzes Leben paßte, sahen sich die Blaßgesichter gezwungen, ihm seinen besondern Boden anzuweisen, wo er mit seinem Freunde, dem Büffel, in gleicher Kategorie stand und nur noch in sofern als höheres Geschöpf betrachtet wurde, als er beständig das willfährige Werkzeug zu den nichtswürdigsten Speculationen abgab.

Zwar wurden für ihn die mildesten und humansten Gesetze und Bestimmungen erlassen und ihm sein Land so theuer bezahlt, wie man es hätte einem Weißen bezahlen müssen, aber er erhielt doch so gut wie gar nichts dafür. Seine Annuitäten werden gegen die werthlosesten Sachen umgetauscht. Senator Neshmith von Oregon sagte einst in einer Rede, daß er Augenzeuge gewesen sei, wie einem Stamme anstatt des bestimmten Geldes und der wollenen Decken vierzig Dutzend Paar elastischer Strumpfbänder geschickt wurden, trotzdem daß keiner jener Indianer je vorher nur einen Strumpf gesehen hatte.

So haben sie also ihre Heimath verloren, und das bischen Wild, das sich noch auf den für sie reservirten Strecken herumtreibt, wird auch tagtäglich seltener, denn der verwegene Trapper achtet keine Grenze, sondern geht hin, wo es ihm gefällt, bestraft aber jede unglückliche Rothhaut, die sich desselben Verbrechens schuldig macht, unbarmherzig mit dem Tode oder mit Grausamkeiten, welche die der rothen Race bei Weitem in Schatten stellen.

Denn jene verwegenen Gesellen, welche sich dem unstäten Trapperleben, das tagtäglich von allen erdenklichen Gefahren umgeben ist, widmen, schlagen ihr Leben äußerst gering an und das ihrer rothen Brüder natürlich noch viel geringer.

Alle Indianer stimmen darin überein, daß, seitdem sie mit den Weißen Umgang gepflogen hätten, es bedeutend mehr Diebe, Mörder und sonstige schlechte Kerle unter ihnen gäbe.

Der Prophet Tecumseh sagte einst in einer Rede: „Als der weiße Mann seinen Fuß auf unser Land setzte, war er hungrig und schwach und hatte keinen Platz, wohin er seine Decke legen, und kein Feuer, an dem er sie trocknen konnte. Unsere Väter theilten Alles mit ihm; wenn er Hunger hatte, speisten sie ihn, wenn er krank war, brachten sie ihm Medicin, und wenn es kalt war, wärmende Felle. Aber der weiße Mann ist wie die halberfrorene Schlange, die ihren Wohlthäter, der sie in seinen warmen Wigwam aufnahm, heimlich mit ihrem Gifte tödtete. Der weiße Mann macht jetzt Jagd auf uns und verschont weder unsere Kinder noch unsere Frauen, noch unsere alten hülflosen Leute. Gott hat ihm ein großes Land hinter dem Wasser gegeben, aber er ist mit nichts zufrieden und nun sucht er uns aus unserer Heimath zu treiben!“

Letzteres ist's denn, was den rothen Mann zur Verzweiflung treibt und was ihm lehrt, sich zuweilen ähnlicher Waffen zur Vertheidigung zu bedienen. Ein jeder Weißer aber, der es mit ihm ehrlich, aufrichtig und human meint, ist mit einem Edelmuthe, einer Liebe und einer Aufopferung

belohnt worden, die bei den civilisirten Völkern zu großer Seltenheit gerechnet werden muß. Ich erinnere da nur z. B. an William Penn, den Franzosen Dubuque, Gründer der gleichnamigen Stadt in Iowa, zu dessen Ehren lange Jahre nach seinem Tode ein heiliges Feuer unterhalten wurde; dann an den Pelzjäger Henry, den zur Zeit des Pontiac'schen Krieges ein Indianer schnell an Bruderstatt annahm und dann seinen Häuptling durch reiche Geschenke bewog, ihn als solchen anzuerkennen und ihm das Leben zu schenken; dann noch an den Missionär Dean, dessen Geschichte einen Pendant zur Pocahontas-Affaire bildet. Es war nämlich beschlossen worden, ihn zur Sühnung eines durch ein Blaßgesicht getödteten Indianers hinzurichten, als plötzlich alle Weiber des ganzen Dorfes herbeisprangen und einstimmig erklärten, daß, wenn nur eine rothe Hand den Kopf des weißen Mannes berühre, sie sich augenblicklich ermorden würden. Dabei zog Jede ein verborgen gehaltenes Messer hervor.

Auch erinnere ich noch an Washington, den die Irokesen Hänodägänears oder den Städtezerstörer nennen. Als die indianische Medicin oder Religion ihren Himmel schuf, dachte sie natürlich nicht an das Blaßgesicht, reservirte ihm daher auch keinen Sitz; fand übrigens auch späterhin aus, daß es keines solchen würdig war. Als aber die wilden Söhne die Gerechtigkeit und Humanität Washington's, des Mannes, den sie schon seit der Schlacht von Monongahela von einem mächtigen Manito beschützt glaubten, kennen lernten,

da wurde es ihnen doch bange um's Herz, wenn sie dachten, daß dieser gute Mann wohl die ganze Ewigkeit am großen, mit faulen Fröschen und Eidechsen gefüllten Stinkflusse zubringen müsse, und ihre Medicinmänner sahen daher schnell nach und fanden dicht am Eingange des Paradieses einen wunderschönen Hügel voll schattiger Bäume und duftender Blumen, und darauf bauten sie seiner Seele eine trauliche Heimath, die jeder Indianer beim Eintritt in den Himmel passirt und freundlich begrüßt.

Zur Kälte der Hölle jedoch ist noch kein Weißer ausdrücklich verdammt worden, trotzdem daß die Gründe dafür wohl tausendfach an der Hand liegen.

In der eigentlichen Civilisation der rothen Race auf praktischem Wege ist in Nord-Amerika noch so viel wie gar nichts geleistet worden. Die sich aufopfernden Missionäre mit ihren unzähligen Bibeln in den Händen und den edelsten Gedanken in den Köpfen, die vor keiner Mühe noch Gefahr, noch vor der sprachlichen Herculesarbeit zurückschreckten, haben aus vielfachen Gründen auch nicht viel Solides wirken können; denn abgesehen davon, daß mehrere von ihnen äußerst bornirt und andere wieder sehr speculativer Natur waren und mehr Schnapsfässer als heilsame Ideen einführten, so ist das Christenthum, wie eine jede andere europäische oder asiatische Religionsform, das alleruntauglichste Vehikel, eine wilde Menschenrace zu veredeln, und das hat sich, denke ich, an den Indianern am deutlichsten gezeigt.

Das Christenthum hat sich einmal überlebt; der zwei-

tausend Jahre alte Ideengang eines fremden Volkes, der fremden Verhältnissen, Gesetzen, politischen und socialen Umständen entwurzelt ist, wirkt auf eine unter ganz anderen Ansichten groß gewordene Nation wie die Temperatur der arktischen Zone auf ein Tropengewächs.

So wenig wie dem Indianer eine fein gebügelte Hose, eine künstlich gestickte Weste oder ein kostbarer Biberhut von Werth sein kann, und so wenig feine Möbel, Sophas und Pianos in seinen Wigwam passen, so wenig passen die biblischen Absurditäten in seinen Kopf. Wie er seine eigenen Kleider hat, so hat er auch seine eigene Religion, seine religiösen Feste, seine Gebete, seine Sündfluth, seine Manitos und seine Götter, die er sich so leicht nicht nehmen läßt. Eine christliche Gottesanschauung ist ihm noch lächerlicher, wie uns die seinige.

Auch ist seine Brust voll des begründeten Erbhasses, der ihn lehrt, alles von den Weißen Kommende mit der größten Vorsicht und Bedachtsamkeit zu erwägen, ehe er sich entschließt, sich etwas davon zu eigen zu machen. „Denn," sagte einst ein Häuptling, „der weiße Mann ist nicht mit guten Absichten in unser Land gereist, und das Buch, das er mitgebracht hat und von dem er sagt, es enthalte Gottes Wort, ist nicht für die Indianer gemacht. Gott hat uns seine Gebote in den Kopf geschrieben und unseren Vorvätern gesagt, wie wir ihn ehren sollen, damit er uns immer Wild schicke. Wenn wir aber dem weißen Manne und seinem Buche folgen und unsere alten Sitten vergessen, so werden

wir, wie die Erfahrung zeigt, elend und arm, und unsere Schutzgeister werden uns weinend den Rücken kehren. Dann werden wir immer tiefer und tiefer sinken und zuletzt, wie er, mühsam Kühe melken und Korn pflanzen müssen!"

Eine andere Unterhaltung, die uns Conrad Weiser, ehemals Dolmetscher bei den sechs Nationen, mittheilt, liefert uns ebenfalls eine treffende Charakteristik des allgemeinen Argwohns, mit dem der Indianer die christliche Kirche ansieht.

Conrad Weiser hatte einst eine Botschaft nach Onondaga, im Staate New-York, zu bringen und traf dabei unterwegs eine ihm befreundete Rothhaut, mit der er sich einige Stunden unterhielt. „Conrad," sagte der Indianer, „Du hast lange unter den Weißen gelebt und kennst auch ihre Sitten. Ich habe, wie Du weißt, mich häufig längere Zeit in Albany aufgehalten und dort bemerkt, daß sie sich regelmäßig alle sieben Tage einmal in einem großen Hause versammeln; kannst Du mir nicht erklären, was sie darin thun?"

„O ja," erwiderte Conrad, „sie versammeln sich daselbst, um gute Dinge zu hören und ihrem Gott zu danken."

„Ich zweifle nicht daran, Conrad, daß sie Dir das gesagt haben, denn sie haben mir dasselbe gesagt; aber ich bezweifle die Wahrheit desselben und will Dir nun meine Gründe mittheilen. Ich war kürzlich wieder einmal in Albany, um meine Häute zu verkaufen und Messer, Decken u. s. w. dafür einzutauschen. Du kennst doch Hans Hanson daselbst; zu dem ging ich und fragte ihn, wie viel er für das

Pfund Biber geben könne. „Vier Schillinge,“ erwiderte er und fügte hinzu, daß er aber jetzt keine Geschäfte machen könne, da er in die Kirche gehen müsse. Nun dachte ich bei mir selbst, wenn du jetzt keine Geschäfte machen kannst, so gehst du einmal mit ihm, und that es denn auch. In der Mitte des Hauses stand ein kohlschwarz angezogener Mann, der schien von sehr wichtigen Dingen zu reden, wobei er stets auf mich blickte. Da ich mir einbildete, er ärgere sich, mich hier zu sehen, so ging ich hinaus und setzte mich vor die Thüre und zündete meine Pfeife an. Darauf hörte ich ganz deutlich, wie jener Mann beständig von einem Biber sprach. Als die Kirche aus war und die Leute wieder nach Hause gingen, fragte ich Hans, ob er mir nicht mehr als 4 Schillinge geben könne. „Nein,“ antwortete er barsch, „ich hab's mir überlegt und kann nur 3½ bezahlen.“

„Alle anderen Kaufleute, die ich darauf fragte, gaben mir dieselbe Antwort, und nun liegt es doch klar auf der Hand, daß sich die Weißen nur deshalb versammelten, um mir schlechte Preise für meine Biber zu zahlen. Denk nur nach, Conrad, und es wird Dir einleuchten. Wenn sich die Weißen so oft versammeln, um Gutes zu hören, so sollten sie doch auch etwas Gutes wissen, aber sie wissen rein gar nichts. Wenn ein Weißer in unser Land kommt und hungrig ist, so geben wir ihm Speise und Trank und verlangen nichts dafür, kommt aber eine Rothhaut in ihre Häuser, um etwas zu essen, so heißt's zuerst: „Wo ist Dein Geld?“ und hat nun der Arme keins, so wird er vor die Thüre geworfen. Solche

gute Sachen lehren sie nicht in jenen Versammlungen. Uns sind sie von unseren Müttern gelehrt worden, als wir noch Kinder waren, und wir haben uns deshalb nicht mehr als Männer zu versammeln brauchen. Aber die Weißen gehen nur aus dem einfachen Grunde in jenes große Haus, damit sie sich einigen, wie sie uns am billigsten um unsere Felle beschwindeln!"

Wir haben vorhin beiläufig erwähnt, daß außer dem allgemeinen psychologischen Grunde auch noch die Dummheit verschiedener Missionäre ein Schuldtheil ihrer Erfolglosigkeit trägt, und führen dazu nur ein Beispiel an, nämlich Stellen aus dem Religionsbuche eines französischen Geistlichen, dessen Manuscript zufällig Dr. Mather in die Hände fiel.

Frage: Wie ist der Boden im Himmel?

Antwort: Sehr eben. Man braucht weder Fleisch noch Kleider daselbst, man wünscht nur und man hat es.

Fr. Müssen die Leute im Himmel arbeiten?

Antw. Nein, sie thun nichts. Die Felder bringen ohne besondere Mühe Korn, Bohnen und Kürbisse hervor.

Fr. Wie ist der Boden in der Hölle?

Antw. Sehr uneben und zerrissen; sie ist ein feuriger Pfuhl in der Mitte der Erde.

Fr. Hat man Licht in der Hölle?

Antw. Nein, es ist immer dunkel und man kann nichts als Teufel sehen.

Fr. Wie sehen die Teufel aus?

Antw. Sehr kränklich. Sie haben Larven vor, mit denen sie die Leute erschrecken.

Fr. Was wird in der Hölle gegessen?

Antw. Die Leute sind immer hungrig. Die Verdammten leben von heißer Asche und giftigen Schlangen.

Fr. Was für Wasser haben sie zu trinken?

Antw. Schreckliches Wasser. Nichts als geschmolzenes Blei.

Fr. Sterben sie in der Hölle?

Antw. Nein. Einer frißt den Andern auf; aber Gott erweckt jeden Morgen die Gefressenen wieder. —

Mit dieser Probe wird wohl der Leser genug haben. Sehen wir uns nun einmal das religiöse Leben der Indianer etwas näher an, von dem uns nichts einen bessern Begriff liefern kann, als eben ihre primitiven Märchen und Legenden.

Wie bei den Griechen, so wimmelt auch bei jenen die ganze Natur von Göttern, und wie erstere die Stufe zwischen Mensch und Gott durch ihr mächtiges Heroengeschlecht ausfüllten, so haben letztere dafür zweideutige Manitos erfunden. Bäche, Felsen, Bäume und Sträucher sind von diesen Geistern bewohnt; Regenbogen, Nordlichter und Sternschnuppen sind Geister, und die Milchstraße ist der Weg derselben.

Der hauptsächlichste religiöse Cultus der Irokesen besteht in der Verehrung der heiligen drei Geschwister, nämlich dem Geiste des Korns, der Bohne und des Kürbisses. Jene Pflanzen sind nämlich die wichtigsten Gaben des Großen Geistes und daher besonderen Schutzengeln anvertraut worden,

unter denen man sich drei schöne Frauen vorstellt, welche einen großen Wigwam bewohnen und unter dem Namen Deohako bekannt sind.

Die guten Geister offenbaren sich gewöhnlich durch Träume; denn Träume, sagen die Indianer mit Homer, kommen von Gott und haben folglich auch etwas zu bedeuten.

Wie nun der Große Geist seine zahlreichen Unterbeamten und Vasallen hat, so hat auch sein später entstandener Antagonist, der Teufel, eine Masse dienstbarer Trabanten, welche Pestilenz, Krankheit und Hungersnoth verschulden und allerlei Schwarzkünstler und Hexen unter die Leute schicken. Besonders großartig organisirt sind die irokesischen Teufel; sie halten sogar jährlich ihre regelmäßigen Versammlungen ab, zu welchen jedem der Scalp seines besten Freundes als Einlaßzettel dient.

Jene Teufel sollen auch dem edlen Korne seine ursprüngliche Nahrhaftigkeit genommen und verursacht haben, daß die Pflanzung desselben jetzt mit so vieler Mühe verbunden ist und die rothen Leute dabei ihre liebe Mutter, die Erde, so sehr quälen müssen. Wenn der Wind durch die Aehren streift, so hört man auch ganz deutlich das Jammern und Wehklagen des Korngeistes ob der Schändung des göttlichen Kleinodes, das, der Sage nach, dem Busen der Mutter des Großen Geistes entsprungen sein soll.

Die zwei obersten geistigen Gewalten haben natürlich bei jedem Stamme ihre besonderen Namen, Beschäftigungen, Attribute und eigenthümlichen Charaktere. Bei den Otchipweern

heißt der Große Geist Gitschi Manito, bei den Irokesen Häwenneyu; andere Namen für ihn sind Mingo Minnato, Monätowa, Atahon, Oki, Mitschabu u. s. w. Einer seiner Hauptbeamten war, wie die Irokesen erzählen, Heno, der Gott des Donners, gewöhnlich nur der „Großvater“ genannt, der unter dem Niagarafalle wohnte, Wolken, Regen und Gewitterstürme schuf und stets rächende Blitze für die Hexen und Gotteslästerer bereit hielt. Sein Kopf war mit glänzenden Federn geschmückt, die ihn gegen alle Attaken des Teufels sicherten, und wenn er ausging, hing er sich gewöhnlich einen großen, mit scharfkantigen Felsen gefüllten Ranzen um, die er gelegentlich miserablen Subjecten auf die Köpfe warf.

Am einfachsten in theologischen Dingen ist wohl der Apache-Indianer in Sonora; er hat nur einen Häuptling des Himmels, Yastasitanne, angestellt, ihm aber weiter keine Eigenschaften, weder gute noch schlechte, beigelegt, weil man seiner großen Entfernung wegen darüber nichts zu sagen wisse. Daher weiß er auch nicht, ob es eine Belohnung und Bestrafung seiner Thaten giebt, und an ein Fortleben nach dem Tode zu glauben, geht nun ganz und gar über seinen Horizont. Auch die Chickasaws wissen nichts von einer ewigen Verdammniß.

Der Große Geist hat so viele verschiedene Wohnungen, wie es Rothhäute giebt. Nach dem allgemeinen indianischen Sprichwort soll er auf „der Prairie“ weilen; die Comanches sagen, sie wüßten es nicht, aber die Sonne wüßte es sicher,

da sie ihn ja täglich besuche, weshalb man sie auch verehren solle. Andere sagen wieder, er wohne in Carver's Cave, einer mit Hieroglyphen beschriebenen Höhle bei St. Paul in Minnesota, welche von den Indianern Wakantipe genannt wird u. s. w.

Gitschi Manito tritt in allen möglichen Gestalten auf: als Schildkröte, als rothe Sandsteinpfeife, als Bär u. s. w. Er kann sich sehr schnell verwandeln und thut das auch häufig. Den Otchipweern erschien er einst als 64 Fuß (?) hoher Riese, bei den Huronen hatte er sich mit Schellen, Corallen und Muscheln behangen, und als ihm Hiawatha seine Tochter opferte, kam er in Gestalt eines Vogels herunter. Früher, als er noch als Mensch unter den Indianern lebte, hatte er sich die Namen Manobozho, Hiawatha oder Tharenyawagon beigelegt, Namen, welche ein sehr reichhaltiger poetischer Sagenkreis umgiebt. Seine Riesenarbeiten, die er in jener Gestalt verrichtete, erinnern an die eines Hercules, eines Thor oder eines Vischnu.

Der indianische Hiawatha ist der mexikanische Quetzacoatl; er lehrte wie jener Ackerbau und Religion, zerstörte aber nicht wie der später durch einen an einem Spinngewebe vom Himmel gekommenen Zaubertrank verrückt gemachte Azteke seine Werke wieder, sondern ließ sie für alle Ewigkeit bestehen.

Hiawatha heirathete auch, aber er machte es nicht wie sein göttlicher College Vischnu, jener flötenblasende Mädchenjäger, der sich 16,000 Weiber anschaffte, oder wie der geile

Zeus, der sogar seine Schwester zur Frau nahm, sondern er war genügsam und nahm sich nur eine Frau, um seiner Nation ein würdiges Beispiel zu geben, nach welchem sich aber seine „heiligen“ Nachfolger, die Herren Medicinmänner, nicht gerne richten, denn sie glauben eben so gut wie die Chiefs das Privilegium zu haben, Polygamie zu treiben.

Wie Zeus durch das Rauschen der Eiche zu Dodona seinen Willen kund gab, so macht sich Gitschi Manito durch's Rauschen der Blätter oder durch die Gestalt der Wolken oder den Flug der Raubvögel verständlich. Auch geben die Medicinmänner vor, mit ihm in directer Verbindung zu stehen, aber ihre desfallsigen Mittheilungen sind bereits seit geraumer Zeit so sehr in Mißcredit gerathen, daß kein Indianer mehr großen Werth darauf legt. Doch sind dieselben mitunter so origineller und zuweilen auch so poetischer Natur, daß wir uns erlauben, einige Worte darüber mitzutheilen.

Ungefähr im Jahre 1800 kam ein solcher Medicinmann unter die Irokesen, der gab vor, großartige Offenbarungen vom Großen Geiste zu haben und auch von ihm mit der Aufgabe beehrt zu sein, seinen Willen zu predigen. Er hieß Gäneodigo oder der schöne See und gehörte zum Schildkrötentotem der Senecas. Seine Jugend hatte er, wie er selbst erzählte, verfaulenzt, verbummelt und verliederlicht und dabei seinen Körper so ruinirt, daß er stündlich seinen Tod erwartete. Statt dessen erschien aber ein Abgesandter des Großen Geistes bei ihm und brachte ihm einen Strauch mit Stachelbeeren, die er essen mußte, worauf er wieder genas.

Dann ertheilte er ihm die priesterliche Weihe und zeigte ihm den Schreckensort der Missethäter und das Paradies der Guten, damit er späterhin genaue Auskunft darüber geben könne. Darauf trat Gäneodigo sein neues Amt an und predigte über dreißig Jahre lang.

Er und Sosehawä, sein Neffe und Nachfolger, wütheten hauptsächlich gegen das Feuerwasser, das kein Anderer als der Teufel den Blaßgesichtern in die Hände gegeben habe. Der Weiße gebe es auch nur deshalb den Indianern, um bequem Zank und Streit unter ihnen zu stiften und sie in ihre Zuchthäuser bringen zu können. Keiner, der nur Feuerwasser trüge, komme in den Himmel.

Wenn die Trinker am großen Scheideweg anlangen, wo Gott und Teufel über sie zu Gericht sitzen und über ihre Zukunft entscheiden, wird sie der Teufel gleich bei Namen nennen und ihnen eine dickleibige Schnapsflasche credenzen, deren Inhalt ihnen wie ein feuriger Strom aus dem Munde fließen wird, wobei sie vergeblich um Hülfe schreien. Frauen, welche den Rothhäuten Schnaps verkauft haben, verlieren in der Ewigkeit Fleisch und Blut und müssen als schreckliche Knochengestalten umherlaufen. (Aehnlich wüthete auch Tecumseh, der Prophet, welcher die Sonne unter seine Füße bringen konnte, gegen das Feuerwasser, und theilte mit, daß er bei seinen häufigen Reisen in die Wolken jedesmal zuerst die Wohnung des Teufels erblicke, die von Säufern angefüllt sei, denen ewig brennende Flammen aus den Mäulern leuchteten.)

Schlechten Weibern und zanksüchtigen Männern wachsen nach dem Tode die Zungen und Augen so weit heraus, daß sie weder sprechen noch sehen können; faule Frauen müssen ewig Korn schneiden, das aber gleich wieder nachwächst. Weiberprügler müssen beständig auf weißglühende Frauen schlagen, daß ihnen die Funken Arme und Beine verbrennen.

Die Hexen werden in einen Kessel mit kochendem Wasser geworfen und wird ihnen ihr teuflischer Freund, trotz der inbrünstigsten Bitten, keinen kalten Platz anweisen.

Die Landverkäufer müssen große Sandberge abtragen, die aber nächtlich immer wieder nachwachsen u. s. w.

So wie allmälig das Ansehen der Medicinmänner schwand und der Bogen mit der Flinte vertauscht wurde, so schwanden auch die alten „medicinernen" Sitten und Gebräuche und die Heilighaltung und Verehrung der Götter. Sogar der Medicinsack, das Heiligste, was die Rothhaut des Nordwestens je besessen, das kein Blaßgesicht anrühren konnte, ohne mit dem Leben dafür zu büßen, haben die Meisten als nutzloses Anhängsel abgeworfen und, wo es ging, mit der lieben Whiskeyflasche vertauscht. Die indianischen Götter müssen sich nun kümmerlich von stinkendem Tabaksdampf nähren, und wenn ihnen zuweilen noch ein Pfeil, ein Stück Fleisch oder wohl gar ein Hund geopfert wird, so sind diese Dinge sicherlich für jeden andern Gebrauch total werthlos. Höchstens wird vielleicht dann eine Ausnahme gemacht, wenn irgend ein großes Unglück über einen Stamm gekommen ist

und sich derselbe wieder mit seinen Göttern versöhnen will — also aus Gründen der Speculation.

Der Indianer verehrt wie der Perser, Araber, Mexikaner und Peruaner hauptsächlich die Elemente, bringt denselben aber nicht wie letztere Menschenopfer dar*); wenigstens geschah dies früher äußerst selten. So erschoß einst ein Dakota, als es furchtbar donnerte und blitzte, seinen Sohn, um den Donnergott zu bewegen aufzuhören. Auch stellten einst die Indianer am Missourifluſſe, um sich einer gesegneten Ernte zu vergewissern, eine nackte Jungfrau auf einen brennenden Holzhaufen und rissen ihr, als sie halb verbrannt war, das Fleisch von den Knochen und streuten es über die Kornfelder.

Die Hauptverehrung der Götter geschieht durch Tänze, deren der Indianer beinahe so viele zählt, als er Haare in der Scalplocke hat. Der Tanz bildet einen Theil seiner nationalen Existenz, und Viele behaupten, daß, sowie sie ihre Tänze aufgeben, ihre ganze Race dem Untergange nahe sei. Da haben sie denn in erster Reihe den religiösen Federtanz und den patriotischen Kriegstanz, bei welch' letzterem die hochzeitlichsten Mokassins, Giseha und Gägetä angezogen werden und Tomahawk und Scalpirmesser so blank geputzt sind, daß sie strahlen wie die Mittagssonne, und bei dem die Mäuler in jenem grauenhaften Kriegsruf noch einmal so weit wie

*) Montezuma ließ ja bekanntlich deshalb die Unabhängigkeit der Republik Tlascala bestehen, damit er immer einen Feind hatte, der ihm Gefangene zum Opfern lieferte.

gewöhnlich aufgerissen werden. Dann haben sie den Fischtanz und den Büffeltanz, der jene Thiere herbeilocken soll; dann den Rasseltanz, Ententanz, Scalptanz, Bärentanz, Schildkrötentanz, Hundetanz, Donnertanz, Todtentanz u. s. w.

Außerdem haben auch noch einige Stämme ein jährliches Fest zur Erinnerung an die verheerende Sintfluth, mit welcher sie einst der Große Geist infolge ihrer Schlechtigkeit heimsuchte. Eine solche Sintfluth scheint jedoch den Winnebagos unbegreiflich, denn sie sagen, Gitschi Manito müsse ein großer Narr gewesen sein, wenn er seine mühsam fabricirte Welt mit Allem, was darauf kroch und flog, wieder so leichtsinnig zerstört habe.

Als nach einer mexikanischen Erzählung die Erde durch den Wassergott Tlalok unterging, — eine Episode, welche das sogenannte vierte Weltalter bildet — entging nur der alte Fischgott Coxcox mit seiner bessern oder schlechtern Hälfte den Fluthen, und ein Colibri zeigte ihnen später durch einige mitgebrachte Zweige an, daß sich die Erde wieder reorganisire.

Das bei den Karaiben gerettete Menschenpaar bevölkerte die Erde wieder dadurch, daß es Steine hinter sich warf, die sich augenblicklich in Menschen verwandelten. (Deukalion und Pyrrha.)

Bei den Muyscas, welche die Terra firma bewohnen, wurde die Sintfluth durch ein böses Weib verschuldet, und wenn ihr dreihäuptiger Mann nicht schnell den Wasserfall von Tequendana geschaffen hätte, so daß das Wasser abfließen konnte, so wären sicherlich alle Menschen ersoffen.

Die Comanches in Texas glauben, daß sie dadurch dem Ertrinken entronnen seien, daß sie der Große Geist noch zur rechten Zeit in weiße Vögel verwandelt habe.

Bei einigen Indianerstämmen herrscht der Glaube, daß die Welt das nächste Mal durch Feuer untergehen werde, ein Malheur, das die Brasilianer und Mexikaner bereits glücklich überstanden haben.

Große Aufregung herrscht jedesmal bei einer Sonnen- und Mondfinsterniß, denn Einige glauben, der betreffende Körper sei krank und wolle sterben. Einige glauben auch wie die Chinesen, ein böser Geist wolle ihn verschlingen, weshalb sie fürchterlich spectakeln, um denselben zu verscheuchen. Hunde werden losgebunden und geprügelt und alle Donnerbüchsen abgeschossen. Plutarch erzählt, daß auch die Römer bei ähnlichen Gelegenheiten zu demselben Zweck eherne Gefäße gegen einander schlugen.

Curios sind die Ansichten einiger Indianerstämme hinsichtlich ihres Lebens nach dem Tode. Sie stimmen nur in dem Punkte überein, daß die Hauptseele des Guten ein prächtiges, sonniges Land voll des fettesten Wildes erwartet; der Weg dahin führt theils über die Milchstraße, theils über die große „medicinerne" Prairie. Wir sagten eben die Hauptseele und das mit Absicht, denn manche Indianerstämme schreiben sich mehrere Seelen zu. Die Dakotas glauben deren vier zu haben, wovon die erste in's Reich der Geister oder in's Paradies gehe und die zweite die Luft bewohne;

die dritte müsse den Cadaver bewachen und die vierte beständig ihr heimathliches Dorf umschweben.

Bei den Stämmen der Algonquinfamilie begnügt sich jeder Indianer mit zwei Seelen, einer körperlichen und einer geistigen; sie nageln deshalb auch nie ihre Särge zu, so daß die eine immer bequem aus und ein gehen und der andern Nahrung bringen kann. Daß überhaupt jeder Mensch zwei Seelen habe, suchte ein alter Indianer einst am Träumen darzuthun; währenddem nämlich die eine Seele durch Feld und Wald streife, bleibe die andere ruhig beim Körper zurück, denn sonst würde derselbe ja während dieser Zeit sterben.

Der meisten Seelen rühmen sich die Karaiben: jeder Pulsschlag ist nämlich eine. Sie haben Seelen der Augen, der Nase, der Füße, der Hände u. s. w., von denen aber nicht alle selig werden.

In der alten Tragödie „Pontiac", die wahrscheinlich von William Rogers verfaßt ist, kommen zwei Trapper vor, von denen der eine dem Indianer gar keine Seele zuspricht:

Orsbourn:

I fear their ghosts will haunt us in the dark.

Honnyman:

It's no more murder than to crack a louse,
That is, if you 've the wit to keep it private.
And as to haunting Indians have no ghosts,
But as they live like beasts, like beasts they die.
I've killed a dozen in this selfsame way,
And never yet was troubled with their ghosts.

Orsbourn:

Then I'm content, my scroupels are removed.

Für die Seelen sorgen einige Indianer recht ängstlich. Die Dakotas hängen rings um den Leichnam Speise auf und lassen mehrere Tage lang ein Feuer dabei brennen, damit jene weder frieren noch Hunger leiden. Kindern wird ihr Spielzeug beigegeben, und die Verwandten kommen häufig zum Todtengerüste, um sich mit der dabei zurückgebliebenen Seele zu unterhalten.

Die Algonquins fangen, wenn Einer von ihnen gestorben ist, einen Vogel, der die Seele desselben in den Himmel tragen muß.

An die sogenannte Seelenwanderung glauben nicht alle Stämme. Die Algonquins behaupten vor ihrer Geburt Thiere bewohnt zu haben, weshalb sie dieselben auch für vernünftig und verständig halten. Einige Ochipwaer geben vor, einem Hundefell entsprungen zu sein, und die Bucros hoffen nach dem Tode in Affen verwandelt zu werden. Gewisse Stämme in Californien essen nie Fleisch von großen Thieren, da sie befürchten, es enthielte den Geist irgend eines Menschen. Viele essen von Thieren, welche sie aus genanntem Grunde in Ehrfurcht halten, nicht von der rechten Seite, oder nicht vom Kopfe, oder nicht die Leber u. s. w.

Zum weiteren Seelenleben der Indianer gehören auch noch die Ahnungen. Der Aberglaube eines jeden Volkes und Landes denkt überall jedes bedeutende sociale wie politische Ereigniß in irgend einer Weise vorausgesehen zu haben. Hat ein altes Weib einen außergewöhnlichen Traum gehabt, hat ein grimmiger Köter eine ganze Nacht hindurch ohne

bekannte Ursache gebellt, ist ein Nordlicht erschienen oder hat sich sonst ein gerade nicht alltägliches physikalisches Phänomen blicken lassen, und das philiströse Stillleben wird plötzlich mit Krieg, Hungersnoth oder Pestilenz heimgesucht, so unterliegt es natürlich keinem Zweifel, daß die vorhergegangenen Zufälligkeiten die untrüglichsten Vorboten jener Calamitäten waren. So haben die Indianer gerade so gut ihre schlimmen Omina vom Untergange ihrer Nation wie zur Zeit die Etrusker, Römer und Türken.

Im October 1762 — also kurz vor Beginn des blutigen Pontiac'schen Krieges — will man über Detroit mehrere kohlschwarze Wolken gesehen haben, deren Regen nach Schwefel roch und eine tintenartige Farbe hatte, so daß die Leute damit schreiben konnten.

Ehe der sogenannte „König-Philipps-Krieg" (King Philip's war) anfing, hörte man in der Plymouth-Colonie häufig schweres Kanonengerassel in der Luft, hörte Flinten abfeuern und den Lärm der Trommeln, ohne jedoch etwas zu sehen.

Bei den Columbus-Indianern deuteten alle derartigen Vorzeichen auf die Ankunft der Spanier hin.

Das Sterben soll bei einigen Indianerstämmen wie bei den Griechen durch die Ungehorsamkeit der Weiber eingeführt worden sein, wie denn überhaupt dieselben als die Quelle alles Elendes gelten müssen, das die Rothhaut das Leben durch verfolgt. Kein Wunder also, daß die Vergrößerung einer Familie durch ein Mädchen quasi als ein Unglück gilt,

wenn der Indianer auch nicht so inhuman damit verfährt wie der Hindu, der es auf den Markt trägt und mit der einen Hand feilbietet, und in der andern ein Messer hält, um es, im Falle daß sich kein Liebhaber dafür findet, gleich erstechen zu können.

Viele Kinder zu besitzen ist der indianischen Squaw unangenehm, und das aus sehr triftigen Gründen; denn bei ihrem beständigen Wanderleben ist sie der alleinige Packesel, der sie mühsam mitschleppen muß, da es der Mann ebenso sehr unter seiner Würde hält, Kinder zu tragen wie Mais zu pflanzen. Doch da wissen sich einige Squaws gerade so gut zu helfen, wie die amerikanischen Ladies seit der Zeit, wo bei denselben der nationale Grundsatz, unter keinen Umständen mehr als höchstens zwei Kinder zu besitzen, zur allgemein befolgten Regel geworden ist. Aber weder die Faulheit noch die Furcht vor Mutterpflichten treibt sie zu jenem teuflischen Verbrechen, auch nicht die Bequemlichkeit oder die allmächtige Mode mit ihren mannigfachen Ansprüchen, auch nicht gesellschaftliche Rücksichten, wie Bälle, Theevisiten u. s. w., die doch unter keinen Umständen vernachlässigt werden dürfen, — nein, was jenes braune Weib dazu treibt, ist die Noth, die pure Noth und ihr gesammtes nationales Unglück, das ihr Kind der genügenden Kleidung, Nahrung, Pflege und Ruhe beraubt. Denn wer hülflos ist, ist überflüssig in der Welt, und in diese Kategorie gehören bei den Indianern außerdem auch noch die alten Greise. Einem bejahrten Dakota gaben einst seine Kinder eine Flinte in die Hand, um sich gegen sie zu

vertheidigen, damit sie, wie sie sagten, seiner in ehrenhafter Weise los würden — dieselbe Methode also, welche jetzt die Civilisation gegen die ganze Race anwendet und wobei jene auch ihren sichern Untergang finden wird. Es wird wahrhaftig kein Jahrhundert mehr dauern, so wird der mächtige amerikanische Adler die Seele der letzten Rothhaut zwar nicht in die Höhe zum Großen Geiste, wohl aber in's Reich der gänzlichen Vergessenheit getragen haben.

1.

Das weiße Steincanoe.

Vor vielen, vielen Jahren lebte am Michigansee ein wunderliebliches Mädchen, das mit einem tapfern, jagdtüchtigen jungen Manne verlobt war. Der Tag ihrer Hochzeit war auch bereits festgesetzt worden, als aber derselbe endlich herankam, starb die hübsche Braut plötzlich. Das raubte denn dem Bräutigam alle Ruhe, Lebenslust und allen Lebensfrieden. Stundenlang saß er unter dem Todtengerüste, auf welches die alten Frauen ihren Leichnam zur Verwesung hingelegt hatten, und nahm weder Speise noch Trank zu sich. Seine Kameraden kamen häufig zu ihm und sagten, er sollte doch klüger sein und seine Gedanken lieber auf die Jagd oder den Krieg lenken, als seine jungen Tage so mit unnützem Trauern vergeuden. Aber sein Herz war todt für solche Beschäftigungen, und unwillig schleuderte er Keule, Pfeil und Bogen von sich, da sie ihm keinen Ersatz für das Verlorene zu gewähren vermochten.

Nun hatte er einst von alten Leuten gehört, daß es einen geheimen Pfad gäbe, der zum Lande der Seelen führe. Diesen gedachte er nun zu verfolgen. Er bereitete sich also

vor und marschirte südwärts, was der Tradition nach die rechte Richtung war. Für eine Weile begegnete ihm weiter nichts Außergewöhnliches; die Berge, Thäler und Bäume sahen gerade so aus wie bei ihm, und die Thiere und Vögel ebenfalls.

Als er seinen Wigwam verlassen hatte, lag rundum Alles in Schnee und Eis, welch' winterliche Zeichen sich jedoch allmälig verloren; der Schnee zerschmolz an den Strahlen der erstarkenden Sonne, die Bäume bekamen nach und nach grüne Blätter, und ohne daß er wußte, wie es eigentlich zuging, stand rings um ihn her die ganze Natur in der anmuthigsten Frühlingspracht. Die Blumen erglänzten in ungeahntem Farbenschmuck, und die Vögel erfüllten die Luft mit den herrlichsten Liedern. Unser Wanderer war also auf dem rechten Wege. Bald entdeckte er auch einen geebneten Fußpfad, der ihn durch ein allerliebstes Wäldchen auf eine Anhöhe führte, auf welcher er eine sorgfältig gebaute Hütte wahrnahm. Ein alter Greis mit schneeweißem Haar und eingesunkenen Augen, aus denen aber doch noch das Feuer der Jugend zu lodern schien, kam ihm freundlich entgegen und hieß ihn willkommen. Um seine Schultern hing ein weiter Mantel aus den feinsten Thierfellen, und in seiner Hand führte er einen silberglänzenden Stab. Der junge Mann nahte sich ehrfurchtsvoll und brachte in ehrerbietigster Weise sein Anliegen vor. „O," sagte der Greis, „ich kenne Deinen Wunsch bereits; ich habe Dich schon lange erwartet und war eben ausgegangen,

um nach Dir zu sehen. Diejenige, welche Du suchst, hat sich vorgestern bei mir ausgeruht und neue Kräfte zu ihrer Reise nach dem Lande der Seelen gesammelt, und das mußt Du denn auch thun."

Darauf setzten sie sich zusammen vor die Thüre des Wigwams und der Alte fuhr fort: „Sieh dort, wo sich die große blaue Ebene bis in's Unendliche ausdehnt, dort ist das Paradies, ihre Heimath. Hier stehst Du an der Grenze, mein Haus bildet die Eingangspforte. Deinen Körper aber kannst Du nicht mit hinnehmen, auch Deinen Hund und Deine Waffen nicht; ich werde Dir daher dies Alles bis zu Deiner Rückkehr treulich bewahren."

Darauf zog sich der Greis in seine Wohnung zurück und der junge Mann marschirte rüstig weiter. Sein Gang war so leicht, als ob er plötzlich Flügel bekommen hätte, und je weiter er ging, desto heller glänzte Alles um ihn. Die Thiere gingen so traulich an ihm vorbei, und die Vögel flogen so nahe an ihn heran, daß es ihm vorkam, als sähen sie ihn gar nicht. Weder Berg noch Baum nöthigte ihn zu einem Umwege; er ging gerade mittendurch, denn es waren ja auch nur die Geister der Bäume und Berge, die sich ihm entgegen stellten.

Als er so eine halbe Tagereise hinter sich hatte, kam er an das Ufer eines breiten Sees, in dessen Mitte ein wunderschönes Eiland lag. Er setzte sich in ein weißes Steincanoe, von dem ihm der Alte vorher beim Abschiede einige Worte nachgerufen hatte, und ergriff die Ruder, um

hinüber zu fahren. Beim Herumdrehen sah er jedoch auf einmal seine Geliebte in einem andern Canoe neben sich. Die Wogen des Sees gingen immer höher und höher, vermochten aber nicht über den weißen Rand der Schifflein zu schlagen. Viele andere Seelen begegneten ihnen auch noch, und einige davon wurden von den schäumenden Wellen verschlungen. Nur die Canoes der kleinen Kinder blieben von diesen Stürmen vollständig verschont.

Auch unser Paar überstand glücklich alle diese Gefahren und betrat freudig das himmlische Eiland, wo es keine Stürme und keinen Regen mehr gab; wo Keiner fror, Keiner Hunger litt und Keiner über einen Todesfall zu klagen brauchte. Dort sah man keine Gräber; auch hörte man von keinem Kriege. Auf die Thiere wurde nicht Jagd gegemacht, denn die nahrhafte Luft des Paradieses sättigte vollkommen.

Gerne wäre der junge Krieger hier geblieben, aber der Meister des Lebens rief ihm plötzlich zu: „Geh zurück in das Land, aus dem Du gekommen bist, da Du Deine Pflichten daselbst noch nicht erfüllt hast. Höre dann auf die Lehren, welche Dir mein Thürhüter geben wird, wenn er Dir Deinen Körper zurückerstattet; und wenn Du danach handelst, dann wirst Du auch späterhin den Geist wiedersehen, den Du jetzt zurücklassen mußt, er wird dann noch so jung, schön und glücklich sein wie an dem Tage, als ich ihn zu mir rief!"

Als diese Rede des Großen Geistes verhallt war — er-

wachte der rothe Jüngling. Seine schöne Reise in das Land der Seelen war nur ein glücklicher Traum gewesen, während er in Wirklichkeit mit Hunger, Kälte und bitteren Thränen zu kämpfen hatte.

2.
Onawutakuto.

Es ist schon sehr lange her, als am Ufer des Huronsees ein alter zum Totem der Biber gehöriger Otschipwe lebte, der einen einzigen Sohn besaß, dem er den Namen Onawutakuto — d. h. Einer, der die Wolken fängt, — gegeben hatte. Dieser Knabe war sein einziger Stolz und er gedachte ihn daher auch zu einem berühmten Medicinmann zu erziehen. Doch als er das bestimmte Alter erreicht hatte, wo er fasten sollte, wollte er sich unter keiner Bedingung dazu bequemen. Die Kohlen, welche ihm sein Vater vorlegte, um sein Gesicht damit zu schwärzen, berührte er nicht, und als ihm darauf alle Speise verweigert wurde, suchte er sich Vogeleier oder abgeschnittene Fischköpfe, welche zahlreich am See-Ufer umherlagen. Als ihn aber sein Vater auch dieser Nahrungsmittel beraubte, verließ er traurig den elterlichen Wigwam, und zwar um nie wieder zurückzukehren. Die erste Nacht brachte er in einem hohlen Baume zu. Dort erschien ihm eine wunderschöne Frau im Traume und sprach zu ihm: „Onawutakuto! ich habe Deinetwegen eine

weite und beschwerliche Reise unternommen; steh auf und folge mir!"

Der junge Mann erhob sich und folgte ihr, und bald sah er sich hoch über den Bäumen und den Wolken. Eine Oeffnung am Firmamente führte ihn auf eine unermeßliche Ebene, auf der er ein niedliches Häuschen erblickte. Dasselbe bestand aus zwei geräumigen Zimmern; in dem einen hingen allerlei feine Jagd- und Kriegswerkzeuge, und in dem andern lagen kostbare Frauensachen.

Onawutakuto ließ sich in letzterem nieder, und seine schöne Führerin breitete eine glänzend gestickte Decke über ihn aus und sagte: „Ich muß Dich, mein lieber Knabe, eine Zeit lang verbergen, denn mein Bruder wird bald hier sein, der darf Dich nicht sehen." Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, so trat auch schon ein munterer Jüngling herein, dessen Kleider so hell strahlten, als ob sie aus Sonnenstrahlen geflochten seien. Er nahm den Beutel mit Apakosekun oder Tabaksblättern von der Wand, stopfte dann seine künstlich verzierte Steinpfeife und sprach:

„Nemissa, hast Du schon wieder vergessen, daß Dir der größte der Geister streng verboten hat, Kinder der Erde heraufzuholen? Oder denkst Du etwa, daß ich nicht weiß, wen Du dort unter Deiner Decke verborgen hältst? Wenn Du mich also nicht beleidigen willst, dann bringe Onawutakuto schnell wieder nach seiner Heimath!"

Aber die Schwester kümmerte sich wenig um diese Worte und wollte um keinen Preis ihren liebenswürdigen

Gefangenen wieder frei lassen. Als der Bruder nun einsah, daß sie einmal mit aller Gewalt ihren Willen haben wollte, rief er den jungen Mann aus seinem Versteck hervor und überreichte ihm eine prächtige Pfeife. Dies war das Zeichen, daß er ihn als Schwager anerkannte.

Onawutakuto blieb also, war's ja doch in jeder Beziehung so wunderschön und angenehm daselbst, und hatte er weder Sorgen, Hunger noch Kälte auszustehen. Etwas war ihm jedoch unerklärlich: sein Schwager verließ jeden Morgen in aller Frühe die Hütte und kam erst spät am Abend wieder zurück, und dann ging seine Frau weg und kam erst am andern Morgen wieder. Da er nun gar zu gerne hinter dieses Geheimniß zu kommen wünschte, so erlaubte ihm einst sein Schwager, ihn zu begleiten. Als sie einen halben Tag über eine grenzenlose Ebene gegangen waren, verspürte Onawutakuto Hunger und wollte wieder zurückkehren.

„Noch einen Augenblick Geduld, mein Lieber!" sagte sein Schwager, „denn wir werden bald eine Stelle erreichen, an der ich gewöhnlich mein Mittagsmahl verzehre."

Bald darauf kamen sie an einen mit den feinsten Matten belegten Platz, auf welchen sie sich niederließen. Onawutakuto bemerkte daselbst ein Loch, durch welches er hinab auf die Erde sehen konnte. Da sah er die fünf großen Seen mit den vielen Dörfern an den Ufern vor sich, sah auch mehrere Haufen wilder Krieger und eine Menge junger Knaben, welche sich am Ballspiel ergötzten. Auf den schönsten derselben ließ sein Schwager plötzlich ein Sandkörnchen

fallen, worauf jener gleich hinfiel und leblos in die Hütte getragen wurde. Nun gab's ein allgemeines Durcheinander auf der Erde; eine Masse alter Weiber sammelte sich vor dem Wigwam, und die Medicinmänner schrieen und rasselten aus Leibeskräften, um den Knaben wieder in's Leben zurückzurufen. Darauf schrie Onawutakuto's Begleiter zu ihnen hinab: „Opfert mir schnell einen weißen Hund!" Augenblicklich arrangirten die Eltern des todten Kindes ein großartiges Fest; alle Medicinmänner der Umgegend wurden zusammengerufen, der weiße Opferhund wurde getödtet und sein Fleisch gebraten.

„Siehe," sagte Onawutakuto's Schwager darauf, „dort unten sind viele Medicinmänner, die wegen ihrer Kunst in großem Ansehen stehen; aber das kommt nur daher, daß sie ihre Ohrlappen stets nach oben richten und hören, was ich ihnen zuflüstere. Habe ich einen der Erdenbewohner mit Krankheit geschlagen, so befehlen sie den Leuten, mir ein köstliches Brandopfer zu schicken, und ich nehme darauf meine strafende Hand wieder von ihm weg."

Darauf nahm der Meister des Festes den Hundebraten in seine Hand, sah in die Höhe und rief: „Das opfern wir Dir, Meister des Lebens, damit Du uns Deinen Beistand nicht versagst!" Sogleich flog das gebratene Thier hinauf und Beide hatten oben ein köstliches Mittagsmahl.

Auf diese Art lebten sie lange Zeit fort. Aber endlich schien Onawutakuto dieses Leben doch unerträglich und langweilig zu werden; er sehnte sich innigst zu seinen Freunden

und Eltern zurück und bat seine Gemahlin eines Tages um seinen Abschied. Nach langem Bitten sagte sie: „Wenn Dir einmal die Sorgen und Krankheiten der Erde besser behagen als die Freuden des Himmels, dann geh zurück. Da ich Dich hierher gebracht habe, so werde ich Dich auch auf Deinem Heimwege begleiten. Aber bedenke, daß Du stets mein Ehemann bist und daß ich Dich beständig an einem geheimen Faden halte, an dem ich Dich zu jeder Zeit wieder heraufziehen kann. Hüte Dich aber hauptsächlich, eine Tochter der Erde zu heirathen, wenn Du meine Macht nicht fühlen willst!"

Darauf leuchteten ihre Augen so hell wie die Sonne, sie wurde immer größer und größer, bis Onawutakuto zuletzt von seinem Traum erwachte. Seine Mutter stand neben ihm und erzählte ihm, er sei ein ganzes Jahr lang weg gewesen. Aber Onawutakuto glaubte ihr nicht, vergaß auch, was ihm seine himmlische Gemahlin befohlen hatte, und ging hin und heirathete ein junges Mädchen aus seinem Stamme. Doch schon nach vier Tagen war jene Frau eine Leiche. Tief betrübt verließ Onawutakuto seinen Wigwam und kehrte nie wieder zurück. Man sagt, daß ihn seine Traumgemahlin zu sich hinaufgezogen habe.

3.

Schinschibiß.

Der Wigwam Schinschibiß' stand am Ufer des Eriesees. Es war ein grimmig kalter Winter, doch da sich Schin-

schibiß vier große Baumstämme herbeigeschleppt hatte, von denen jeder wenigstens einen Monat brannte, so war er immer guten Muths und unbesorgt, und pfiff und sang den ganzen lieben langen Tag. Wenn er Hunger hatte, hackte er das Eis des Sees auf, tauchte unter und fing sich Fische, so viel er nur brauchte. Ob's Wasser kalt oder warm war, kümmerte ihn wenig.

Dies ärgerte nun Kabibonocca, den Nordwind, ganz gewaltig, und er sprach zu sich: „Dieser Schinschibiß' ist doch ein Teufelskerl; das kälteste Wetter, das ich auf ihn herabschicke, genirt ihn nicht im geringsten, und er ist immer so vergnügt und zufrieden dabei, als ob es ewig Sommer bei ihm wäre. Versuchen will ich's aber doch noch einmal, ob ich nicht Herr über ihn werden kann"; und damit schickte er den kältesten Sturmwind auf ihn, den er je über die Erde sausen ließ. Doch Schinschibiß' Feuer erlosch nicht, und trotzdem daß seine ganze Kleidung nur in einem dünnen Felle bestand, das ihm nothdürftig die Lenden bedeckte, ging er nach wie vor aus und fing sich seine Fische. Da beschloß denn Kabibonocca, ihm einen Besuch abzustatten, und kam am Abende zu ihm. Schinschibiß lag neben einem brennenden Baumstamme und sang:

„Blase, Windgott, immer zu!
Bist ja doch nur meines Gleichen!
Daß Du mich erfrieren machst,
Wirst Du nimmermehr erreichen;
Vor Hunger, Wind und Schlangenbiß
Da fürchtet sich kein Schinschibiß."

Schinschibiß wußte, daß Kabibonocca an seiner Thüre war, denn er merkte es an seinem kalten Athem; aber er sang ruhig weiter. Nun trat Kabibonocca herein in die Hütte und setzte sich ihm gegenüber; Schinschibiß that, als sähe er ihn nicht, schürte lustig sein Feuer und sang: „Bist ja doch nur meines Gleichen!“ Das wurde dem Kabibonocca zuletzt doch ein wenig zu langweilig; grimmig verließ er die Hütte wieder und schickte darauf eine solche Kälte, daß das Eis auf dem See noch dreimal so dick fror. Schinschibiß wußte sich aber immer wieder zu helfen, so daß Kabibonocca zuletzt den Kampf aufgab und zu sich sagte: „Schinschibiß ist ein seltsamer Mensch, ich kann ihn weder erfrieren machen noch ihn aushungern; er muß von einem gewaltigen Manito beschützt sein, und es ist wohl das Beste, ich lasse ihn in Ruhe!“

4.
Unätsi.

Unätsi war das schönste Mädchen unter den Wyandot-Indianerinnen. Alle jungen Männer dieses Stammes machten ihr daher auch fleißig den Hof, doch keiner davon konnte sich einer besondern Begünstigung rühmen, was den heiraths-lustigen Jünglingen natürlich ungeheuer viel Kopfzerbrechen verursachte. Sie beriefen daher eine heimliche Versammlung, um über die Art und Weise zu conferiren, wie Unätsi zu einer bestimmten Erklärung zu zwingen sei. Nach langem Debat-

tiren wurde dann beschlossen, erstens, daß jeder von ihnen seine Bewerbungen einzustellen habe, und zweitens, daß ihr alter Chief beredet werden sollte, die schöne Jungfrau zu freien. Der letzte Beschluß gefiel dem alten Häuptling außerordentlich, gleich bemalte er sich mit den schönsten Farben und nahm seine besten Waffen zur Hand, als ob er in einen gefährlichen Krieg zöge. Aber er marschirte sichtlich doch nur halb so freudig, als wenn er der Kriegstrommel folgte oder dem fliehenden Feinde nachjagte. Der Gang kam ihm offenbar recht hart an; aber der erste Tag des Liebäugelns und Scharmirens noch härter. Am zweiten wurde es ihm schon bedeutend leichter um's Herz, und am dritten schwor er sogar bei Homendisu und Dairschuuruno, der liebenswürdigen Unätsi einen jeden Wunsch zu erfüllen, den sie an ihn richten würde. Das war denn gerade, was die Schöne wollte, sie nahm ihn daher auch gleich beim Worte und befahl ihm, ihr in Bälde den Scalp eines bestimmten Seneca-Chiefs zu bringen, den sie aus besonderen Gründen bitter haßte.

Nun bereute der verliebte Wyandothäuptling seine Voreiligkeit zu spät und suchte sie mit dem ganzen Aufwande seines Rednertalents und der unterthänigsten Liebenswürdigkeit, deren er fähig war, zu bewegen, doch um Alles in der Welt davon abzustehen; denn jener Chief sei sein bester und intimster Freund, sie seien zusammen aufgewachsen, hätten zusammen gegessen, getrunken und sich in ihrem Leben noch nie beleidigt; einen solchen Freund könne er unmöglich umbringen. Aber er predigte tauben Ohren, das Einzige,

was Unätsi erwiderte, war, daß, wenn er nicht bei allen Leuten seines Stammes als unverschämter Lügenhund ausgeschrieen werden wolle, er schleunigst sein Versprechen erfüllen müsse. Und er erfüllte es auch. Gegen Abend schlich er sich ungesehen in die Hütte seines Freundes und scalpirte ihn. Doch als er den erschütternden Scalpruf ertönen ließ, wurde er von einigen schnellfüßigen Senecas ergriffen und ebenfalls scalrirt. Darauf entspann sich zwischen beiden Stämmen ein dreißigjähriger Krieg, der damit endete, daß die Wyandots fliehen und ihre Weiber und Kinder größtentheils zurücklassen mußten, welche dem unbarmherzigen Tomahawk und Scalpirmesser der Senecas verfielen. Auch Unätsi theilte dieses Schicksal.

5.

Die Osages,

oder der Stamm, welcher einer Schnecke entsprang.

Nahe am Ufer des Missouriflusses lebte einst eine junge Schnecke sorgenfrei und müheslos. Sie amüsirte sich köstlich nach Schneckenart, streckte ihre Fühlhörner so weit aus wie sie konnte, und labte sich reichlich an stärkender Nahrung, welche ringsum im Ueberflusse vorhanden war. Plötzlich aber kam über Nacht eine starke Ueberschwemmung und das arme Thierlein mußte schnell, um nicht zu ersaufen, auf einen nahe liegenden Baumstamm klettern, mit dem es nun weit fortgetrieben wurde. Als sich nach drei Tagen das

Wasser so ziemlich wieder verlaufen hatte, blieb die Unglückliche im Schlamme und Drecke stecken, und zwar so tief, daß sie sich gar nicht bewegen konnte. Dann kam auch noch die Sonne und trocknete sie mit ihren brennenden Strahlen so fest ein, daß sie alle Hoffnung aufgab und sich in großer Resignation mit dem Gedanken an den Hungertod vertraut machte.

Als sie so eine Weile besinnungslos dagelegen hatte, öffnete sich auf einmal auf geheimnißvolle Art ihr Häuschen; sie fühlte ihre Lebenskräfte wieder erwachen, ihr Kopf wuchs merkwürdig schnell in die Höhe und unten bildeten sich zwei Beine daran. An beiden Seiten erschienen Arme mit vollständigen Gelenken und Fingern, und so war in wenig Augenblicken ein schöner Jüngling fix und fertig. Anfangs war er etwas unbeholfener Natur und hatte sehr unklare Gedanken; doch entwickelte er sich bald unter dem Einflusse der Sonne so weit, daß er sich zur Reise nach seiner Heimath vorbereiten konnte. Aber er war nackend und in vielen Dingen unwissend auch fühlte er unbeschreiblichen Hunger in seinem Magen. Er sah eine Masse fetter Thiere und Vögel an sich vorüberziehen, wußte aber nicht, wie er sie tödten sollte. Da wurde er denn abermals sterbenstraurig und legte sich, von Anstrengungen und Entbehrungen zum Tode ermattet, nieder und wünschte sich wieder in seinen ehemaligen Schneckenzustand zurück, in welchem er doch wenigstens die Kunst verstand, sich ernähren zu können. Als er sich nun wieder mit dem Gedanken an den baldigen Tod zu

befreunden suchte, kam es ihm vor, als höre er Jemand neben sich rufen. Er wandte sich um und sah den Großen Geist vor sich auf einem ganz weißen Pferde sitzen. Seine Augen leuchteten wie blendende Sterne und sein langes Haar bestand aus lauter Sonnenstrahlen. Der Schneckenmann zitterte am ganzen Leibe und wagte kaum seine Augen aufzuschlagen.

„Wascha*)," sagte der Große Geist in freundlichem Tone, „mein Sohn, warum fürchtest Du Dich so sehr?"

„Ach," erwiderte er, „es wird mir schwer, meinen Schöpfer anzusehen; auch bin ich elend und hungrig, denn seitdem mich die Wasserfluth forttrieb, habe ich noch keinen Bissen zu mir genommen."

Da hob der Große Geist seine Hand, auf zeigte ihm Pfeil und Bogen und winkte ihm, auf ihn zu sehen. In kurzer Entfernung saß ein großer Vogel auf einem Baume, den schoß er herunter, und dann erschien ein fetter Hirsch, den er mit einem zweiten Pfeil erlegte. „Das sei in Zukunft Deine Nahrung," sagte er darauf und gab ihm jene Waffen. Auch lehrte er ihm, wie man den Thieren das Fell abzieht und sich Kleider daraus macht, und gab ihm ferner Feuer, damit er sich das Fleisch braten konnte. Zum Abschied hing er ihm eine glänzende Wampumschnur um den Hals, wodurch er ihn zum König über alle Thiere machte. Darauf verschwand der Große Geist.

*) Ein anderer Ausdruck für Osage.

Nachdem sich Wascha wieder gründlich restaurirt hatte, setzte er seine Reise fort und kam an das Ufer eines großen Flusses. Als er sich dort eine Weile hinsetzte, um ein wenig auszuruhen, kam ein großer Biber aus dem Wasser und sagte: „Wer bist Du, der sich erfrecht hierher zu kommen, um mein Königreich zu zerstören?"

„Ich bin ein Mensch und war ehemals eine unglückliche Schnecke," antwortete Wascha: „aber wer bist Du denn eigentlich?"

„Ich bin der König aller Biber und führe mein Volk stromaufwärts und stromabwärts, und dieser Fluß hier bildet mein Königreich."

„Dies Reich muß ich mit Dir theilen," erwiderte Wascha, „denn der Große Geist hat mich zum Beherrscher aller Thiere, Vögel und Fische gemacht und mir auch Mittel und Kraft verliehen, meinen Rechten Geltung verschaffen zu können." Dabei deutete er auf Pfeil, Bogen und Wampum.

„O, komm her!" sagte darauf der Biber in einem äußerst milden Tone, „ich glaub's ja gerne, daß wir Brüder sind; wir müssen uns daher näher kennen lernen; drum komm mit mir in meine Wohnung und erhole Dich von Deiner langen Reise."

Wascha folgte der freundlichen Einladung des Biberchiefs und ging mit ihm in seine Hütte. Dieselbe bestand in einem geräumigen, fein ausstaffirten Zimmer, dessen Boden mit feingeflochtenen Matten belegt war. Als sie sich nieder-

gesetzt hatten, befahl der Chief seiner Frau und Tochter, seinem Gaste ein recht nahrhaftes Mahl zu bereiten.

Während dem nun wacker gekocht und gebraten wurde, sann der alte Biber hin und her, wie er mit Wascha einen dauernden Freundschaftsbund schließen könne, und erzählte ihm Allerlei von dem großen Fleiße seines Volkes, wie seine Unterthanen mit ihren Zähnen die dicksten Bäume fällten, große Dämme bauten u. s. w. Darauf erschienen Mutter und Tochter mit saftigem Weidenholz und köstlichem Sassafras, und Alle setzten sich nieder und aßen. Wascha aß jedoch sehr wenig, denn die Biberkost mundete ihm nicht recht. Desto mehr Gefallen fand er aber an der schönen, reinlichen und folgsamen Tochter, die ihm gerade gegenüber saß. Beide gewannen sich lieb und wünschten sich, zur größten Freude des alten Biberkönigs, zu heirathen. Darauf wurde das großartigste Fest, das je das Biberreich gesehen, veranstaltet und alle Biber der ganzen Welt dazu eingeladen, und als Wascha und die Bibertochter eine Zeit lang Mann und Weib gewesen waren, wurden sie, wie alte Medicinmänner erzählen, die Stammeltern der Osages.

6.

Von dem Knaben, welcher die Sonne in einer Schlinge fing.

Zur Zeit als noch die Thiere auf der Welt die Oberhand hatten, waren sie sehr grausam gegen die Menschen

und tödteten sie alle mit Ausnahme eines Mädchens und eines Knaben. Dieser Knabe war ein Zwerg und nahm wohl täglich zu an Alter, aber nie an Kraft und Größe. Deshalb mußte die Schwester alle Arbeiten allein verrichten, sie mußte Holz holen, die nöthigen Kleider anfertigen und den Wigwam rein halten. Wenn sie ausging, nahm sie ihren schwächlichen Bruder jedesmal mit, damit ihn nicht etwa während ihrer Abwesenheit ein großer Vogel wegschleppe oder ihm ein sonstiges Unglück passire.

Eines Tages machte sie ihm Pfeil und Bogen und sagte ihm, er solle damit die Guanadsch-Binessiwag oder die schönen großen Vögel schießen, welche bald herbeikommen würden, um die Würmer aufzupicken, die sie aus dem dürren Holze gezogen habe. Er that also, konnte aber am ersten Tage mit seinen Waffen nichts ausrichten. Die Schwester ermahnte ihn darauf, nicht gleich zu verzagen und den Muth zu verlieren, sondern am folgenden Tage sein Glück abermals zu probiren. Da schoß er denn auch einen mächtigen Vogel und sagte zu seiner Schwester: „Höre, ich wünsche, daß Du mir die Haut davon aufhebst, um mir, wenn ich deren mehrere habe, ein stolzes Kleid daraus zu machen.“

„Aber was sollen wir mit dem Fleische thun?“ fragte sie darauf; denn die Menschen jener Zeit aßen noch kein Fleisch, sondern:

Schmausten lauter Pflanzenkost
Und tranken würzigen Blüthenmost.

„Vermische es mit unserer Suppe; ich denke, das wird

sie nahrhafter und schmackhafter machen," meinte der Zwerg, und sie folgte ihm auch. Als er zwölf Vögel geschossen hatte, machte sie ihm auch ein stattliches Röcklein ganz nach seinem Geschmacke.

„Schwester," fragte eines Tages darauf der Kleine, „sind wir denn so ganz allein in der Welt und lebt außer uns kein menschliches Wesen mehr?"

Die Schwester erzählte ihm von einigen bösen Verwandten, welche sich in einer entfernten Gegend aufhielten, wohin er um keinen Preis gehen sollte. Aber er kümmerte sich wenig um die Entfernung, nahm Pfeil und Bogen und ging. Als er eine Weile gegangen war, ward er müde, legte sich nieder und schlief ein. Die Sonne schien aber so heiß auf ihn, daß sie ihm alle Federn seines Rockes versengte und außerdem noch ein großes Loch hineinbrannte. Als er nun darauf erwachte und seinen Schaden besah, ward er sehr zornig und schwor bei allen Raubvögeln und Raubfischen, sich an der unverschämten Sonne zu rächen, und wenn sie noch einmal so hoch am Himmel hinge. Grimmig eilte er darauf nach Hause, aß nicht und trank nicht und beantwortete die tröstenden Zusprüche seiner Schwester mit den racheschnaubendsten Blicken. Zehn Tage lang legte er sich regungslos mit der linken Seite auf die Erde, und dann drehte er sich um und legte sich noch weitere zehn Tage auf die rechte Seite. Danach stand er auf und sagte seiner Schwester, sie möge ihm eine Schlinge machen, um die Sonne damit zu fangen. Sie fertigte ihm auch eine, so gut sie konnte, von starken Schling-

pflanzen, aber der Kleine war damit nicht zufrieden. Da schnitt sie ihre langen Zöpfe ab und gab sie ihm. Dies gefiel ihm schon besser; er nahm sie, zog sie, um sie etwas anzufeuchten, durch seine Lippen, wodurch sie ganz roth wurden und sich allmälig ein langes metallenes Seil daraus bildete, das er um seinen Körper wickelte. Um Mitternacht begab er sich auf die Reise, damit er die Sonne noch vor ihrem Aufgange erwische. Und richtig, er hatte Glück! Er fing sie und hielt sie so fest, daß sie sich weder regen noch bewegen und also auch nicht aufgehen konnte.

Nun war große Noth im Thierreiche. Die Vögel sahen die Bäume und Felsen nicht vor sich und zerstießen sich die Köpfe daran, und die übrigen Thiere liefen bei dieser Finsterniß größtentheils in den nahen See und ertranken. Es wurde also eine große Versammlung aller Vierfüßler abgehalten und beschlossen, das verhängnißvolle Seil abzuschneiden. Aber das war keine Kleinigkeit, denn Jeder, der sich in die Nähe der Sonne wagte, wurde von ihrer Gluth beinahe völlig geröstet. Zuletzt übernahm denn der Hamster diese lebensgefährliche Aufgabe. Er war zu jener Zeit das stärkste und größte Thier der Welt und sah, wenn er sich aufrichtete, wie ein hoher Berg aus. Er kam auch wirklich an die betreffende Stelle und befreite die Sonne, wurde aber dabei zu jener unbedeutenden Figur zusammengebrannt, in der wir ihn heute noch sehen.

7.
Omakaki Ikwe,
oder die Krötenfrau.

Eine schöne junge Frau lebte einsam und verlassen im Walde, und das einzige lebende Wesen, das sie um sich hatte, war ein treuer Hund. Doch sie konnte von großem Glück sagen; denn jeden Morgen, nachdem sie aufgestanden war, fand sie ein großes Stück Fleisch vor ihrem Wigwam liegen. Da sie nun die Neugier plagte, wer ihr dieses eigentlich bringe, so stand sie einst sehr früh auf und bemerkte einen schönen Jüngling, der sich langsam ihrer Hütte nahte. Sie begegneten, sich grüßten sich — und heiratheten sich auch bald darnach. Nach Verlauf eines Jahres waren sie auch im Besitze eines muntern Sohnes.

Nun begab es sich einst, daß der glückliche Gatte eines Abends nicht zur gewöhnlichen Zeit von der Jagd nach Hause kam. Da er auch am folgenden Tage noch nicht zurückkam, sang die ängstliche Frau ihr Söhnlein in den Schlaf und befahl ihrem Hunde, Acht auf es zu geben und es zu schaukeln, wenn es schreie. Dann verließ sie ihre Hütte. Doch als sie ungefähr zehn Minuten lang weg war, hörte sie auf einmal ein heftiges Gebell ihres treuen Hundes, worauf sie augenblicklich zurück eilte, zu ihrem größten Schreck aber weder Hund noch Kind vorfand. Auf dem Boden lagen zahlreiche Stücke der reich gestickten Kinderdecke zerstreut, die

wahrscheinlich der Hund bei seinem Kampfe mit der berüchtigten Omakaki Ikwe oder der Krötenfrau abgerissen hatte; denn jene allbekannte teuflische Hexe war es gewesen, die das Kind gestohlen hatte. Die Mutter lief nun eilends weiter und kam in eine Hütte, die von alten Weibern bewohnt war, welche ihr mittheilten, daß die alte Diebin soeben hier vorbeigeeilt sei. Dann gaben sie ihr flüchtige Mokassins, womit sie dreimal so schnell laufen konnte, und zeigten ihr auch den Weg nach dem Wigwam der nächsten Noko oder Großmutter. Dort angekommen, fand sie neue Mokassins, welche noch flüchtiger waren. Ihre alten stellte sie mit den Zehen rückwärts zeigend vor die Thüre, und sogleich traten dieselben ihren Heimweg allein an. So reiste sie lange Zeit über Berge, Felder und Flüsse, bis ihr zuletzt eine dieser medicinernen Großmütter sagte, daß die von ihr verfolgte Hexe nicht weit von ihr wohne. Dabei gab sie ihr den Rath, sich ebenfalls ein kleines Häuschen zu bauen und eine hölzerne Schüssel vor die Thüre zu stellen, welche sie mit ihrer Milch füllen sollte. Ihr erstes Kind, nämlich der Hund, würde diese bald entdecken, sie selbst erkennen und ihr dann sicherlich zur Rettung seines Bruders behülflich sein. So kam es denn auch. Sie setzte dem Hunde die Milch vor und sagte: „Sieh, mein lieber Sohn, das ist von der Speise, wie sie Dir Deine rechte Mutter gab!“ Der Hund verstand sie und lief zu seinem jungen Herrn zurück, der eben mit schwerer Beute beladen von der Jagd nach Hause eilte.

Er erzählte ihm nun seine ganze Familiengeschichte haar-

klein; daß er, als er noch in den Windeln gelegen habe, von der Krötenfrau geraubt worden und daß jetzt seine rechte Mutter gekommen sei, um ihn wieder zu holen. Darauf warf der Jüngling seine Beute nieder und sagte seiner vermeintlichen Mutter, der alten Hexe, sie solle der armen Fremden, die dort in der Nähe wohne, auch etwas davon abgeben. Das wollte aber die Krötenfrau durchaus nicht; doch als ihr Sohn fest darauf bestand, warf sie ihr mürrisch ein Stück Fleisch vor die Thüre und rief: „Hört da, fremde Frau, das schickt Euch mein Sohn!“ Jene ließ es jedoch ruhig liegen.

Nach einiger Zeit besuchte sie auch ihr wirklicher Sohn, dem sie ebenfalls von ihrer Milch zu trinken gab und ihm dabei die Geschichte seiner eigentlichen Herkunft erzählte, die ihm etwas unglaublich vorkam.

„Stelle Dich krank, mein Sohn, wenn Du nach Hause kommst,“ sagte sie, „und wenn Dich die Hexe fragt, was Dir fehlt, so antworte, Du möchtest gern die Decke sehen, in die sie Dich als Kind gewickelt habe. Dein Hundebruder hat einige Fetzen davon abgerissen, die ich Dir jetzt zeigen will.“

Nachdem sie ihm dieselben gezeigt hatte, ging er nachdenklich heim und fragte die Krötenfrau:

„Sag', warum bin ich denn so verschieden von Deinen übrigen Kindern?“

„O, es war gerade schönes Wetter, als Du geboren

wurdest; das ist die Ursache. Aber, mein Sohn, Dir scheint etwas zu fehlen?"

„Ja, Mutter, ich möchte gerne mein Wiegenzeug einmal sehen."

Sie ging fort und holte das ihrer anderen Kinder, und als er damit nicht zufrieden zu sein schien, holte sie auch die reich verzierte, an mehreren Stellen zerrissene Decke, deren Farben genau dieselben waren, die er an den Fetzen bei seiner rechten Mutter bemerkt hatte.

Nun that er, als sei ihm wieder wohl, ging fort auf die Jagd und tödtete einen fetten Bären. Mit Hülfe seines Hundebruders hob er denselben auf einen dickbeasteten Baum, schnitt ihm die Zunge aus und nahm sie mit nach Hause. Dort erzählte er der Alten, daß er einen großen, mächtigen Bären erlegt habe, ihn aber sehr weit, beinahe am Ende der Welt habe liegen lassen. „O, es ist sicher nicht so weit, daß ich ihn heute nicht mehr holen könnte," antwortete sie und lief eilends nach der angegebenen Richtung.

Als sie nun fort war, erschlugen der junge Mann und sein Hund die vier anderen Kinder der Hexe, stopften jedem einen Klumpen Fett in den Mund und stellten die todten Körper aufrecht gegen die Thüre. Danach liefen sie zu ihrer rechten Mutter, die nun schnell mit ihnen entfloh.

Die Krötenfrau hatte viel Zeit und Mühe gebraucht, den todten Bären vom Baum herab zu holen und nach Hause zu schleppen. „Aber warum freßt ihr eurem Bruder sein Haarfett weg," rief sie fuchswild ihren Kindern entgegen;

denn sie meinte, sie lebten noch und äßen den ganzen Fettvorrath auf. Bald bemerkte sie aber das Unheil, das die Entflohenen angerichtet hatten, und wüthend rannte sie ihnen nach. Da sie nun ungeheuer schnell laufen konnte, so holte sie sie auch bald ein. Der junge Mann warf ihr einen großen Stein in den Weg, so daß sie niederstürzte; doch da sie keinen erheblichen Schaden nahm, war sie ihnen bald wieder auf den Fersen. Nun warf er sein Messer hinter sich; sie fiel hinein und verwundete sich, kam ihnen aber doch wieder nach. Da versteckte sich denn der Hund ungesehen in das Gesträuch am Wege und fiel sie, als sie an ihm vorbeilief, plötzlich im Rücken an und zerriß sie in tausend Fetzen. Aus jenen Fetzen entstanden später giftige Disteln und gefährliche Dornbüsche. Die Fliehenden konnten nun gemächlich ausruhen, sich in Frieden eine wohnliche Hütte bauen und ungestört ein glückliches Leben führen.

8.

Boschkwädosch.

Einst lebte ein Mann ganz allein in der Welt. Er wußte nicht, woher er kam, nicht wer seine Eltern waren und auch nicht, ob's außer ihm jemals andere Menschen gegeben hatte. Er irrte beständig im Walde umher, seine Augen drehten sich forschend nach allen Seiten, was er aber eigentlich suchte, wußte er selbst nicht zu sagen. Als er sich einst müde und erschöpft neben einen dicken Eichbaum gelegt

hatte, schlief er sanft ein und hatte einen merkwürdigen Traum. „Nokomis," sprach eine Stimme zu ihm, „warum bist Du so trübe und traurig? Steh auf; ich will Dir helfen!" Darauf erwachte er und sah ein winziges haarloses Thierlein vor sich, das war doch so klein, daß man es kaum mit den bloßen Augen sehen konnte. „Nokomis!" schrie es mit lauter Stimme, „hebe mich auf und wickle mich in Deine Bauchbinde, und so lange Du mich so bei Dir tragen wirst, wird Dir Alles gelingen, was Du anfängst." Das that denn auch mein guter Mann und wanderte darauf weiter.

Nach langem Hin- und Herirren entdeckte er ein großes Dorf dicht vor sich, das von einer breiten Straße durchschnitten war. Was ihm bei demselben hauptsächlich merkwürdig vorkam, war, daß die Häuser auf der einen Seite ganz mit Menschen überfüllt waren, während die auf der andern vollständig leer standen. Als ihn die Bewohner sahen, liefen sie alle auf die Straße und schrieen: „Seht, das ist Anischinabo, der Mann, von dem uns unsere Propheten erzählt haben! Seht seine Augen, seht wie seine Zähne im Halbkreis stehen und wie ihm die Gedärme in seinem Bauche zusammengerollt sind!" Es schien, als konnten jene Leute durch seinen ganzen Körper sehen.

Mudschikihwis, der Sohn des Königs, schien besondern Gefallen an ihm zu finden; denn er nahm ihn mit in das Haus seines Vaters, setzte ihm allerlei nahrhafte Erfrischungen vor und gab ihm die schönste seiner Schwestern zur Frau.

Die ganze Beschäftigung jenes Volkes bestand in Jagen und Spielen, und als sich unser Held von den Strapazen seiner anstrengenden Reise vollständig erholt hatte, wünschte er ebenfalls daran Theil zu nehmen. Doch da sollte er zuerst eine merkwürdige Frostprobe bestehen. Er sollte nämlich mit einigen anderen jungen Leuten eine Nacht nackend auf einem zugefrorenen Teiche vor dem Dorfe zubringen. Zwei Jünglinge begleiteten ihn hin, zogen sich dann aus, legten sich nieder und befahlen ihm, dasselbe zu thun. Er zog sich nun ebenfalls aus, behielt jedoch seine dünne Binde mit dem Boschkwädosch — seinem Schutzgeiste — um den Leib, denn er wußte nur zu gut, daß darin seine ganze Kraft bestand. Seine Gesellschafter verlachten und verscherzten die erste Hälfte der Nacht und schienen dabei sehnlichst das Erstarren des Fremden zu erwarten. Aber eine angenehme Wärme verbreitete sich aus dem Amulet des Jünglings über seinen ganzen Körper, und als derselbe seine Gefährten kurz nach Mitternacht anrief, waren ihnen die Zungen schon so steif gefroren, daß keiner ein Wort mehr lallen konnte. Doch er blieb ruhig liegen bis zu Tages Anbruch; dann stand er auf und rüttelte und schüttelte sie aus Leibeskräften. Aber dieselben waren so hart wie Eis; das Fleisch war ihnen unter den Nägeln hervor gequollen und ihre Augen standen weit aus dem Kopfe. Als er sich jedoch den Schlaf recht aus den Augen gerieben und sie etwas genauer betrachtet hatte, fand er zu seinem größten Erstaunen, daß sich beide in riesige Büffel verwandelt hatten. Er band sie nun zu=

sammen, lud sie auf seine Schultern und schleppte sie in das Dorf. Dort freute sich aber nur Einer aufrichtig über seine Wiederankunft, nämlich sein Schwager Mudschikihwis, denn die Anderen hatten alle auf seinen Tod gerechnet.

Unser Glückskind legte nun seine Bürde ruhig nieder; doch alsbald verschwand dieselbe wieder vor seinen Augen auf unerklärliche Weise, und in einem gegenüberstehenden Hause, das vorher leer war, zeigten sich auf einmal zwei neue Bewohner. Weitere Frostproben, denen er sich unterziehen mußte und die einen ähnlichen Verlauf nahmen, bevölkerten jene Straßenseite allmälig vollständig.

Nun hatte sich unser Held auch noch der Probe des Schnelllaufens zu unterwerfen. Er fand sich auf dem bestimmten Platze ein und begann den Wettlauf. Sein Rivale verwandelte sich aber plötzlich in einen schwarzen Bären und riß den Boden hinter sich auf, so daß er ihn natürlich in kurzer Zeit weit zurück ließ. Nun gedachte der Jüngling seines Schutzgeistes und wünschte sich die Schnelligkeit Käkäks oder des Habichts. Augenblicklich hob er sich in Gestalt dieses Vogels in die Luft und erreichte das Ziel noch eine halbe Stunde vor dem Bären. Mudschikihwis empfing ihn wieder in der freundschaftlichsten Weise, den zum Tod erschöpften Bären aber, dem die Zunge ellenlang aus dem Halse hing, schlug er erbarmungslos mit seiner Keule nieder. Dann holte er seine dickste Kriegskeule herbei, hielt allen Leuten, welche den Tod seines Freundes gewünscht hatten, eine donnernde Strafpredigt und zerschmetterte sie darauf

alle ohne Gnade und Barmherzigkeit. In dem Augenblicke, wo sie niederstürzten, waren es jedoch keine Männer mehr, sondern Hunde, Füchse, Wölfe, Tiger, Luchse, Mäuse, Ratten, Frösche u. s. w.

Als die übrigen Bewohner des Dorfes das traurige Schicksal ihrer Brüder erfuhren, beriefen sie eine große Versammlung und unterbreiteten den Verlauf der Frostprobe und der Schnellläuferei einer eingehenden Untersuchung. Jeder strengte sein Rednertalent nach besten Kräften an, und nach langem Debattiren wurde denn beschlossen, daß, da es bei der ersten Probe nicht mit richtigen Dingen zugegangen zu sein schien, sie noch einmal zu wiederholen sei.

Der Fremde ging abermals darauf ein, vergaß aber an dem bestimmten Tage seinen kleinen Schutzgeist mitzunehmen. Da wurden denn gegen Mitternacht seine Glieder eisern steif, sein Blut hörte auf zu circuliren, und als man ihn am andern Morgen aufhob, war er mausetodt. Stolz trugen ihn nun seine Feinde in das Dorf, wo sie mit dem lautesten Jubelgeschrei empfangen wurden. Der Körper wurde in ganz kleine Stücke zerschnitten, so daß Jedermann einen Bissen davon kosten konnte.

Mudschikihwis war zum Tode betrübt; seine Schwester aß und trank nicht mehr und war wie von Sinnen. Als sie nun einst weinend und schluchzend in der Nacht ihres ermordeten Gatten gedachte, kam es ihr vor, als höre sie etwas in ihrer Nähe wispern. Sie horchte aufmerksam und fand, daß jene Stimme aus der zurückgelassenen Bauchbinde

kam. Sie wickelte sie auf, und das kleine haarlose Thierlein kroch hervor. Boschkwädosch war so klein und unbeholfen wie ein neugeborenes Mäuslein, und wenn er drei Zoll weit gegangen, war er so müde, daß er ausruhen mußte. Dabei wiegte er sich aber immer hin und her, und wurde darauf allmälig immer größer und größer, und als er auf diese Art zuletzt die Größe eines gewöhnlichen Hundes erreicht hatte, lief er eilends fort.

Boschkwädosch besuchte nun in seiner Hundsgestalt alle Häuser des Dorfes, sammelte alle Knochen seines geliebten Herrn und legte dieselben nach ihrer natürlichen Ordnung wieder zusammen. Bald hatte er sie auch alle beisammen, nur noch ein Fuß fehlte, welcher einer außerhalb des Dorfes wohnenden Frau geschenkt worden war. Boschkwädosch eilte nun zu ihr und fand sie gerade an dem bewußten Knochen nagend. Schnell sprang er auf sie zu, entriß ihr denselben sammt ihren Backen, wonach er das Skelet complettiren konnte. Dann stellte er sich vor dasselbe und fing an so laut zu bellen, als er nur vermochte. Da wuchsen die Knochen allmälig fest zusammen und Muskeln und Fleisch bildeten sich ebenfalls daran. Nun sah Boschkwädosch eine Zeit lang wehmüthig jammernd den Himmel an, und bald bekam unser Held wieder Athem, konnte aufstehen und sich bewegen.

„Du lieber Himmel, ich habe mich verschlafen," sagte er, „wer weiß, wie es jetzt um die Probe steht!"

„Probe?" erwiderte der Hund, „die ist schon längst vorbei, da denkt kein Mensch mehr dran; Du hast sie nicht

bestanden, Dein erfrorener Körper ist zerschnitten und gegessen worden, und nur meiner Kunst hast Du es zu verdanken, daß Du jetzt wieder lebst. Nun will ich Dir auch zeigen, wer ich bin!"

Darauf schüttelte sich Boschkwädosch gehörig, und sein Körper wuchs zu einem kleinen Berge; seine Beine wurden so dick wie ein Baumstamm, sein Kopf verlängerte sich zu einem gewaltigen Rüssel und aus seinem Maule kamen zwei große glänzende Zähne hervor. Seine Haut blieb haarlos.

„Ich würde," sagte er, „die ganze Erde füllen, wenn ich meine ganze Kraft anwendete, aber das wäre unklug, denn nichts vermöchte alsdann meinen Hunger zu stillen. Darum will ich Dir meine übrige Kraft und meinen übrigen Einfluß über die Schöpfung verleihen, und Vögel und Thiere sollen hinfort Deine Nahrung sein, aber meine Art mußt Du verschonen!"

9.

Miskwandib,

oder Rothkopf und seine beiden Söhne.

Miskwandib war ein tüchtiger Jäger und liebte auch die Jagd über Alles. Nun klagten ihm seine Söhne einstens, daß sie ihre Mutter immer allein ließe, wenn er im Walde umherstreife, und daß sie ihn lieber begleiten möchten, als sich zu Hause zu langweilen. Der Jäger wußte dieses recht gut, wollte jedoch seinen Kindern nicht wissen lassen, daß

ihre Mutter den Weg der schlechten Frauen wandle. Doch stand er am andern Morgen recht frühe auf und verbarg sich unbemerkt in einem nahe stehenden dichten Gebüsch. Es dauerte nicht lange, so erschienen der Störer seines häuslichen Glückes und seine Frau dicht in seiner Nähe. Beide begrüßten sich auf die liebevollste Weise, und als sie sich in der süßesten Umarmung befanden, sprang Miskwandib aus seinem Versteck hervor und tödtete beide mit einem einzigen Keulenschlag. Dann band er sie zusammen, schleppte sie in seine Hütte und vergrub sie neben dem Feuerplatze.

„Jetzt, meine lieben Kinder," sagte er darauf, „ist es Zeit, daß ich fliehe; meine Sicherheit hängt nur davon ab, daß ihr den ganzen Vorgang geheim haltet. Ich werde mich in den Himmel flüchten. Wenn Jemand kommt und nach mir fragt, so sagt ihm, daß ich auf die Jagd gegangen sei und gegen Abend wieder zurückkehre. Dies werden die Leute glauben und ohne Verdacht zu schöpfen wieder weggehen. Auch ihr müßt später fliehen; ich werde euch jeden Tag aus den Wolken den rechten Weg zeigen. Wenn ihr Feuer braucht, so legt nur einfach ein Stückchen Holz auf die Erde und mein Manito wird es sogleich anzünden."

Darauf stieg er durch einen hohlen Baum hinauf in den Himmel. Kurz darnach erschienen zehn Männer in seinem Wigwam und fragten die Knaben nach ihren Eltern. „Mein Vater ist ausgegangen," sagte der älteste, „und meine Mutter sammelt trockenes Holz." Darauf entfernten sie sich wieder, um, wie sie sagten, nach ihnen zu suchen. Als sie jedoch

nirgends Spuren von ihnen entdecken konnten, kamen sie wieder zurück und bemerkten zu ihrem größten Erstaunen, daß nun auch die beiden Knaben weg waren, was ihnen sehr verdächtig vorkam. Auch hatte einer der Besucher bemerkt, daß der jüngste beständig nach dem Feuerplatze geblickt habe, was sicherlich etwas zu bedeuten hatte. Sie beschlossen nun, jene Stelle augenblicklich einer genauen Untersuchung zu unterwerfen. Zu ihrem größten Schrecken zogen sie auch das verbrecherische und gemordete Paar hervor. Sie schworen nun, jene Schandthat Miskwandib's blutig zu rächen. Auch bemerkten sie bald die bewußte Baumhöhle, durch welche sie ebenfalls in den Himmel kletterten, währenddem der Geist der getödteten Mutter die Kinder verfolgte, welche nach Süden geflohen waren. Der Vater sprach beständig mit ihnen und ermahnte sie, sich ja nicht aufzuhalten, damit sie ihrer Verfolgerin nicht in die Hände fielen. Doch die Knaben waren von dem beständigen Laufen zuletzt so müde und lahm geworden, daß sie sich fast nicht mehr bewegen konnten, und ihre Mutter war ihnen bereits so nahe, daß sie sie eben an den Haaren fassen wollte. Doch da warf der älteste schnell sein kleines Steinmesser hinter sich, welches sich augenblicklich in eine undurchdringliche Dornhecke verwandelte, an der sie sich so zerriß, daß nur noch der Kopf von ihr übrig blieb.

Am Abend warf der Vater einen brennenden Baumstamm vom Himmel herab, damit sich die beiden Kleinen einen Vogel braten konnten, den sie geschossen hatten. Dabei hörten sie beständig ein grauenhaftes donnerartiges Getöse

in der Luft, das von ihrem Vater und seinen Verfolgern herrührte. Am folgenden Morgen, als sie aufgestanden waren und ihre Reise fortsetzten, eilte auch der Kopf ihrer Mutter wieder hinter ihnen her, und versuchte alle Ueberredungskünste, sie zum Stehen zu bringen; aber sie horchten lieber auf die Rathschläge, die ihnen Miskwandib von oben gab.

Am dritten Tage, als ihre Mutter sie abermals eingeholt hatte, warf der älteste Knabe schnell einen medicinernen oder magischen Stein weg, den ihm sein Vater zu diesem Zwecke gegeben hatte, und es bildete sich jener hohe Felsgrat daraus, den man noch heute in der Nähe von Sault Ste. Marie sieht. Dieser hinderte nun den Kopf in seiner Verfolgung, so daß die Knaben die Stromschnellen von Bawating *) sicher erreichten. Daselbst erschien ihr Vater in Gestalt eines Mama oder Spechtes und machte ihnen die traurige Mittheilung, daß seine Feinde ihn eingeholt und getödtet hätten, und daß sie von nun an Oschuckä, der mächtige Schutzgeist, in seine Obhut nehmen werde. Darauf sahen sie eine kolossale Gestalt inmitten der Stromschnellen, die sich allmälig zu ihnen herüberneigte und sie einlud, sich auf ihren Rücken zu setzen. Das thaten sie denn auch, und Oschuckä trug sie hinüber und setzte sie sanft am andern Ufer wieder ab.

Kurz danach kam auch die wüthende Kopffrau wieder angeflogen und verlangte von Oschuckä, ebenfalls hinüber getragen zu werden. Aber jener Manito kannte ihren saubern

*) Die Stromschnellen bei Sault Ste. Marie am Superiorsee.

Charakter bereits und hielt ihr wegen ihres unmoralischen Lebenswandels eine recht derbe Strafpredigt, in welcher er sie als die alleinige Ursache des geschehenen Unglücks hinstellte. Trotzdem aber bestand sie hartnäckig auf ihrer Bitte, bot alle ihre Liebenswürdigkeit auf und sagte Oschuckä die süßesten Schmeicheleien; aber er that, als habe er ein Herz von Stein und Eisen, und hob sie nur unter der Bedingung, daß sie sich von nun an nach seinen Lehren richten wolle, auf seine Achsel, um sie so — gegen eine scharfe Felskante zu schleudern, daß Blut, Gehirn und Knochen nach allen vier Winden verspritzten. Die kleinen Fische des Sees fraßen diese Stückchen begierig auf, worauf sie zu dicken Weißfischen wurden, die sich heute noch zahlreich in jenem Wasser finden.

Nachdem darauf Oschuckä mit einem Manito höheren Ranges conferirt hatte, ließ er zwei blühende Mädchen aus dem Stamme der Wässissiks kommen und gab sie seinen beiden Schützlingen zu Weibern. Bald erfreuten sich dieselben einer großen Masse hoffnungsvoller Sprößlinge, die in verhältnißmäßig kurzer Zeit einen mächtigen Stamm bildeten, der die Ufer des Huron- und Ontario-Sees bewohnte.

Nun kam einst eine merkwürdige weiß gekleidete Gestalt in einem an unsichtbarem Faden hängenden Korbe vom Himmel zu ihnen herab und machte sie in mildem Tone auf das große Unglück aufmerksam, das der böse Schlafgeist über sie bringen würde, wenn sie sich seiner nicht bei Zeiten ent-

ledigten. Sie lud auch Mehrere ein, sie hinauf nach dem Himmel zu begleiten und die dortige Herrlichkeit in Augenschein zu nehmen, was jedoch Allen wegen des dünnen Fadens eine viel zu lebensgefährliche Luftfahrt zu sein schien. Darauf nahm nun der himmlische Abgesandte Pfeil und Bogen zur Hand und verwundete einige Rothhäute damit, zog dann aus den Wunden lange dünne Würmer und sagte: „Seht, das ist das teuflische Gewürm, das der Schlafgott in euer Fleisch gehext hat, um euch zu verderben!" Ehe er nun wieder abzog, gab er ihnen noch folgende Lehren:

„Seid wohlthätig und friedfertig gegeneinander; Keiner nehme des Andern Eigenthum, sondern erwerbe sich Alles in redlicher Weise!"

Das gefiel den Leuten, sie versprachen gehorsam zu sein und zu Ehren des großen Lehrers jährlich einen Medicintanz zu veranstalten — ein Versprechen, das sie auch bis heute gehalten haben.

Aber der Schlafgott war auch nicht unthätig gewesen und hatte sich unter den jungen Leuten zweifelhaften Charakters einige Anhänger zu verschaffen gewußt, die ihm auch einen jährlichen Tanz, den sogenannten Wabanotanz, gelobten, der eigentlich dem Teufel gilt.

Als später im Verlauf der Zeiten sich die Theilnahme an diesem letztern Tanze mehr und mehr verallgemeinerte und der Einfluß der besser denkenden Männer tagtäglich schwand, erschien jener himmlische Bote abermals auf der Erde und verkündete Folgendes:

„Höret, ihr gottlosen, sündhaften Menschen, was der Große Geist beschlossen hat! Zuerst werden fünf Jahre des gräßlichsten Winters kommen, Tag und Nacht wird es schneien, und zwar so dicht, daß Keiner einen Athemzug mehr thun kann! Dann werden fünf Jahre unaufhörlichen Regens kommen, und das Wasser wird die ganze Erde zerstören mit allen Bäumen, Menschen und Thieren, und dann soll die Sonne zehn Jahre lang ihre trocknenden Strahlen aussenden und eine neue Erde bilden, welche den aus ihren Gräbern wieder hervorgehenden guten Indianern ergiebige Jagdgründe bieten soll. Die Bösewichter aber werden teuflischen Geistern überantwortet werden, und dazu gehören hauptsächlich Diejenigen, welche dem Wabanotanz huldigen!"

10.

Wäwäbisowin*),

oder die Schaukel am Seeufer.

Hoch oben am nördlichen Ufer des Huronsees lebte ein altes Weib mit ihrem Sohne und dessen Frau, nebst einem kleinen Waisenknaben, den sie aus Mitleid angenommen hatte. Ihr Sohn ging tagtäglich auf die Jagd und brachte seiner Gemahlin stets fette Hirschlippen, wohlschmeckende Bärennieren und sonstige Leckerbissen mit, die sie sich dann braun und hart röstete. Diese zärtliche Aufmerksamkeit war aber

*) Wäwäbisowin heißt eigentlich „schaukelnd".

der Alten ein Dorn im Auge und sie beschloß daher ihre Schwiegertochter umzubringen.

Nahe am Seeufer stand ein großer Baum, an welchen sie mit langen Lederriemen eine Schaukel befestigte. Dort setzte sie sich nun hinein und befahl der jungen Frau, sie hin und her zu stoßen, was dieselbe auch, nachdem sie ihren Säugling dem Waisenknaben zur Aufsicht übergeben hatte, bereitwilligst that. Danach mußte sie sich ebenfalls hineinsetzen, und als die Schaukel recht weit über den See hin und her flog, schnitt die heimtückische Schwiegermutter plötzlich die Riemen ab, und das Opfer ihrer List stürzte hinab in die brausenden Wellen. Nun ging sie innig vergnügt nach Hause, zog daselbst die zurückgelassenen Kleider der Unglücklichen an, ahmte ihren Gang und ihre Manieren so gut sie konnte nach, und suchte das Geschrei des Säuglings mit ihrer milchlosen Brust zu stillen. Als der Waisenknabe darauf nach der Mutter des Kindes fragte, sagte sie ihm, daß sie sich noch schaukele, verbot ihm aber zu gleicher Zeit, hinzugehen und nachzusehen.

Am Abend kam der Jäger nach Hause, und da er bei der schlechten Beleuchtung seines Wigwams die Alte für seine Frau hielt, übergab er ihr seiner Gewohnheit nach die mitgebrachten Leckerbissen. Was ihm jedoch etwas auffiel, war, daß seine Frau ihr Gesicht so viel wie möglich zu verbergen suchte und daß das Kleine nicht ruhig war, trotzdem daß sie es beständig an die Brust hielt. Der Waisenknabe war inzwischen nach dem Seeufer gelaufen, hatte aber Niemanden

dort gesehen, und da bei seiner Rückkehr die Alte ausgegangen war, um Holz zu sammeln, erzählte er dem Jäger die ganze Geschichte. Dieser schwärzte darauf sein Gesicht, steckte seinen Jagdspieß in die Erde und flehte den Großen Geist an, Donner, Blitz und Regen zu schicken, und den Wellen zu befehlen, seine arme Frau wieder an's Land zu spülen. Dann legte er sich stumm zum Fasten nieder.

Als seine Frau in's Wasser gefallen war, hatte sie der große Wassertiger in Empfang genommen, mit seinem langen Schwanze hinab in die Tiefe seiner Wohnung gezogen und daselbst geheirathet.

Nun kam's einst, daß der Waisenknabe das kleine Kind an's Ufer setzte und zu seiner Belustigung kleine Steine in's Wasser warf, als plötzlich ein großer Wasservogel aus den Wellen tauchte, dann dem Lande zuflog, und dabei immer mehr und mehr die Gestalt einer Frau annahm, in der er zuletzt die Mutter des Kleinen erkannte. Um ihre Lenden hatte sie einen großen metallenen Gürtel; dies war nämlich der Schwanz ihres Tigergemahls, an welchem er sie festhielt, damit sie nicht etwa auf der Erde zurückbliebe. Die Frau nahm ihr Söhnchen auf den Arm, säugte es und sagte dem Knaben, er solle es jedesmal, wenn es schreie, an's Ufer bringen, dann würde sie kommen und es stillen. Dies erzählte der Knabe seinem Pflegevater, und als das Kind wieder schrie, ging er heimlich mit und verbarg sich hinter einem dicken Baumstamme. Nachdem seine Frau herausgekommen war, sprang er schnell aus seinem Versteck hervor

zerschnitt den Gürtel, an dem sie der Wassertiger festhielt, und nahm sie mit nach Hause. Als dies die Alte, die ihrem Sohne immer auf Weg und Steg nachschlich, sah, machte sie sich so schnell wie möglich über alle Berge, und es hat seit jener Zeit Niemand mehr eine Spur von ihr gesehen.

11.
Matschi Manito,
oder der böse Geist.

Metowäk, oder wie die weißen Leute sagen, die lange Insel (Long Island), war ursprünglich eine unwirthbare Sandwüste, in die sich gewöhnlich Gitschi Manito, der Meister des Lebens, flüchtete, wenn er den Plan zur Erschaffung einer neuen Creatur aushecken wollte. Die Insel war geräumig und durch das sie umgebende Wasser vor jedem störenden Besuche gesichert.

Es ist allgemein bekannt, daß die ersten Thiere der Schöpfung ganz kolossal waren und ungeheuren Schaden an den Pflanzen anrichteten, denn sie fraßen, um ihren Hunger zu stillen, ganze Gegenden kahl. Da es natürlich sehr beschwerlich war, solche Riesenthiere stets in der gehörigen Zucht und Ordnung zu halten, so war Gitschi Manito auf die Idee gekommen, jedes frisch gebaute Geschöpf zuerst auf der Insel zu probiren; wenn's ihm dann nicht gefiel, so konnte er ja

leicht das Leben wieder herausnehmen und es anderweitig benützen. Long Island bildete also seinen Arbeitstisch, und in den zahlreichen Hügeln darauf glaubt man noch heute Spuren verworfener Mammuthmodelle zu finden.

Hatte er ein Thier fertig, so trocknete er es gehörig an der Sonne, öffnete es darauf wieder an der Seite und setzte sich mehrere Tage lang hinein, damit er die Bewegungen desselben beobachten und reguliren konnte. War er dann mit der ganzen Construction zufrieden, so ließ er's nach den jenseitigen Wäldern schwimmen, wo es sich selber weiter helfen konnte.

Einst baute Gitschi Manito ein furchtbar riesiges Thier, das sich von Weitem wie ein hoher Berg ansah und alle neugierigen Manitos der ganzen Umgegend anlockte. Die Packwadschinnis oder Elfen schlichen sich ebenfalls ganz nahe herbei, und einige davon krabbelten sogar dem Monstrum hinter die Ohren, oder setzten sich in sein Maul zwischen die Zähne oder in die Augenwinkel und glaubten, der Große Geist, welcher an der andern Seite beschäftigt war, sähe sie nicht. Doch da irrten sie sich sehr, denn derselbe kann durch Alles, was er machte, gerade so gut wie durch die Luft sehen. Aber er ließ die kleinen Geisterchen ruhig gewähren, freute sich sogar über ihre Lustigkeit und Lebendigkeit, und überdachte nebenbei noch weitere Pläne zu neuen Gestalten.

Als er nun seine Arbeit nach vieler Mühe vollendet hatte, fürchtete er sich doch ein wenig, dem Thiere Leben einzuhauchen, und ließ es daher vor der Hand eine Zeit lang

als leblosen Koloß ruhig stehen. Bald aber brach es unter seinem eigenen Gewichte zusammen, und nur ein Hintervier-theil, in dem sich ein geräumiges Loch befand, blieb ganz und wurde später als Ronkomkomon oder Rumpelkammer benutzt, wo der Schöpfer seine mißrathenen und überflüssigen Geschöpfe hineinwarf. Er amüsirte sich nämlich zuweilen, wenn er gerade nichts Besseres zu thun wußte, mit dem Schaffen schnellfüßiger Kleinigkeiten, die er, so lange es ihm gefiel, auf der Insel herumlaufen ließ, dann aber wieder einfing und in jene Höhle schmiß.

Eines Tages nahm er einmal zwei große Thonklumpen und formirte zwei Füße daraus, welche denen der Panther ähnelten. Da sich mit denselben, wie er bei der Probe ausfand, sehr schnell marschiren ließ, ohne daß sie Lärm verursachten, so baute er noch zwei weitere Beine dazu, die gerade so lang waren wie die seinigen, und ließ sie eine Zeit lang auf und ab spazieren. Diese Bewegung stellte ihn vollkommen zufrieden und er fügte darauf auch den Rumpf daran. Eine Schlange, die gerade vorbeikroch, hing er der neuen Schöpfung als Schwanz an, und weil dieselbe ziemlich schwer war, so hielt sie den Körper beständig in schöner, stattlicher Stellung. Die behaarten Schultern waren so breit und dick wie die des Büffels, der Hals war kurz und dick.

So weit war die Arbeit ohne besondere Anstrengung recht gut gediehen; doch als der Kopf aufgesetzt werden sollte, mußte erst wieder nachgedacht werden. Aber Gitschi Manito war auch damit bald im Reinen; er nahm einen Stierkopf

dazu und klebte demselben die Augen von außen an, damit er bequem nach allen Seiten sehen konnte. Die Stirne machte er breit und voll, aber auffallend niedrig; die Kinnbacken machte er außerordentlich stark; die Nase nahm er vom Schnabel des Adlers, und das Stachelschwein lieferte die Scalplocke.

Inzwischen war es Nacht geworden. Zahlreiche Fledermäuse flogen auf und ab, und das ferne Gebrüll blutgieriger Raubthiere war vernehmbar. Den Mond hielt eine schwarze Wolke umschlossen, und ein brausender Wind wirbelte den leichten Sand der Insel hoch in die Luft. Ein Panther ging vorbei und betrachtete neugierig das neue Product des Schöpfers, das seine Füße hatte; Schlangen krochen massenhaft herbei und verwunderten sich über den ihnen ähnlichen Schwanz; Stachelschweine und Adler erkannten ebenfalls ihre Körpertheile und wußten sich nicht zu erklären, warum Gitschi Manito für diese Gestalt Fragmente so vieler Thiere genommen habe. Doch das Geschöpf war noch nicht fertig. Eine große Fledermaus setzte sich aus Versehen auf den Kopf des Großen Geistes, der Schöpfer ergriff sie, riß ihr unbarmherzig die Flügel aus und setzte sie dem Thiere als Ohren an. Dann machte er ihm noch ein feines, rundes Kinn, gab ihm Lippen, welche den Mund verschließen und lachen konnten, und Arme und Hände wie die seinigen.

Nun wurde Gitschi Manito recht traurig. Arme und Hände hatte er nämlich noch keinem seiner Geschöpfe gegeben, weil es zu gefährlich gewesen wäre; denn wie leicht konnte

ein solches durch seine bessere Organisation alle anderen beherrschen, oder wohl gar, wenn er nicht beständig auf der Hut sei, sie umzubringen versuchen. Deshalb that er auch das Leben nicht gleich hinein, sondern vorerst nur ein starkes Feuer, das die Gestalt trocknete und ihr ein röthliches Aussehen verlieh. Dann erst that er ein ganz klein wenig Leben hinein, und ließ sie einige Minuten auf der Insel auf und ab laufen. Das neue Werk sah so vollkommen aus, daß es im höchsten Grade bedenklich gewesen wäre, ihm die vollständige Freiheit zu lassen oder wohl gar das rechte Quantum Leben zu geben; deshalb warf er es, so schnell er konnte, in die Ronkomkomon, vergaß jedoch in der Eile, den Lebensfunken wieder herauszunehmen. Da lag denn nun das arme Geschöpf, das kaum ein paar Athemzüge gethan hatte, einsam unter leblosen Bruchstücken und konnte für die erste Zeit kein Glied rühren, denn es war abscheulich hart gefallen und hatte die schrecklichsten Schmerzen auszustehen. Doch es erholte sich wieder und fing einen gräulichen Skandal an, worauf die Manitos haufenweise herbeiflogen, um zu sehen, was eigentlich in der Rumpelkammer los sei. Da erst fiel Gitschi Manito seine Vergessenheit ein und er gedachte nun in aller Eile die Oeffnung der Ronkomkomon mit einem Sandhaufen zu verstopfen, aber das half nichts mehr. Die Erde zitterte und bebte, der Himmel wurde so schwarz wie ein Rabe, und plötzlich brach ein zischendes Feuer aus der Höhle hervor und jene Gestalt trat heraus und verheerte und verwüstete Alles in der Nähe. Gitschi Manito trat tiefbetrübt zur

Seite; die Manitos flohen in wilder Hast und riefen: „Matschi Manito kommt, der Teufel!"

12.

Der kleine Geist.

In einer einsamen Hütte, welche weit im Norden am Ufer eines von hohen Felsen umgebenen Sees stand, lebten zwei arme Waisenkinder, ein Mädchen und ein Knabe, welch letzterer nicht höher als ein Grashalm war. Eines prächtigen Wintertages sagte derselbe zu seiner Schwester: „Mache mir einen kleinen Ball, damit ich mir auf dem glatten hellen Eise die Zeit verkürzen kann." Die Schwester that es auch, bat ihn aber, ja nicht weit von ihrer Wohnung zu gehen, damit ihm nicht ein Unglück zustoße. Der Zwerg hörte nicht darauf, stieß in kindischer Freude den Ball rasch vor sich her und eilte ihm eben so schnell wieder nach.

Als er so ungefähr eine halbe Stunde lang immer nach einer Richtung hin gelaufen war, sah er auf einmal vier große Männer vor sich, welche auf dem Eise lagen und Fische speerten. Der eine davon drehte sich spöttisch um und rief: „Seht doch, was da für ein winziger Knirps herumhüpft!" Doch die anderen kümmerten sich nicht darum und fischten ruhig weiter. Diese Nichtbeachtung ärgerte aber den Kleinen so fürchterlich, daß er, um sich zu rächen, dem einen einen seiner größten Fische stahl und eilends damit nach Hause lief. Seine

Schwester kochte denselben und Beide hatten nun ein treffliches Essen für den ganzen Tag.

Am folgenden Morgen ließ der Kleine seinen Ball wieder auf dem Eise tanzen und sah auch wieder die vier Fischer. Da er nun das Unglück hatte, daß sein Spielzeug in eins dieser Fischlöcher flog, so bat er den einen freundlichst, ihm den Ball doch wieder zuzuwerfen; der stieß ihn aber erst recht unter das Eis. Als dies der Zwerg sah, hüpfte er flink herbei und zerbrach dem Fischer den linken Arm. Auch erhielt er seinen Ball wieder und lief damit eilends nach Hause. Die Fischer konnten ihn trotz der größten Anstrengung nicht einholen und beschlossen daher, das Unglück ihres Bruders am nächsten Morgen blutig zu rächen. Ihre Mutter rieth ihnen aber, von ihrem Vorhaben abzustehen, denn der kleine Kerl sei sicherlich ein verkappter Manito, der sie noch alle vernichten würde. Doch die Fischer hörten nicht auf ihre Warnung und gingen am andern Tage mit ihrem verwundeten Bruder vor die Hütte des Zwergs. Als sie dessen Schwester kommen sah, lief sie in Todesangst zu ihrem Bruder und fragte ihn um Rath; er antwortete ihr aber kaltblütig: „Was kümmert Dich das? Geh hin und hole mir etwas Gutes zu Essen!"

„Aber wie kann man in einem solchen Augenblicke noch Appetit haben?" erwiderte sie verwundert.

„Thue, wie ich Dir sage, und laß mich für das Uebrige sorgen!"

Nun gab sie ihm eine riesige Muschel mit mannshoher

Schale, und als er eben anfangen wollte, sich's recht gutschmecken zu lassen, hoben die vier Fischer gerade die Thürdecke auf, um herein zu kommen. Wie er das sah, warf er schnell seine große Muschel in die Thüröffnung, und da seine Hütte eigentlich aus einer Felsenhöhle bestand, so war dieselbe nun uneinnehmbar. Die Viere zerbrachen alle ihre Werkzeuge und mühten sich zum Sterben ab; aber Alles was sie fertig brachten, war ein winzig kleines Loch, an dem sie einen halben Tag gemeißelt hatten. Der Erste, der nun seinen Kopf hindurch zu stecken suchte, wurde so mit einem Pfeile begrüßt, daß sein Gehirn im ganzen Zimmer herumspritzte. Den anderen Dreien ging's ebenso.

Da das Mädchen sie nicht für ganz todt hielt, so getraute sie sich nicht eher hinaus zu gehen, als bis sie ihr Bruder in kleine Stücke zerhauen hatte, welche die großen Raubvögel gierig aufpickten.

Im nächsten Frühjahre machte sich der Zwerg einen großen Bogen und mehrere Pfeile, welch' letztere er zum größten Aerger seiner Schwester alle in den See schoß. Dann schwamm er ihnen nach und that dabei, als ob er am Ertrinken wäre, damit seine am Ufer stehende Schwester recht um ihn weine und klage. Auch rief er noch beständig: „Mämis kwonschegonä benowäkonschischin!" d. h.: Großer Fischkönig, komm und verschlucke mich! Und der große Fischkönig ließ auch nicht lange auf sich warten, schwamm herbei und verschluckte ihn. Ehe er nun im Maule jenes Fisches verschwand, glaubte seine Schwester noch das Wort „Me-

suschkisinens" zu hören, das sie aber nicht augenblicklich zu deuten wußte. Nach längerem Nachdenken meinte sie, er wünsche vielleicht einen alten Mokassin. Sie suchte also einen hervor, band ihn an ein Seil, warf ihn in's Wasser und befestigte das Seil an einem nahe stehenden Baume.

Der Fischkönig war ungeheuer neugierig, was das für ein curioser Gegenstand sei, der dort herumschwimme, und bat den Knaben in seinem Bauche deshalb um Auskunft. „Schwimm schnell hin und friß es!" raunte ihm dieser in die Ohren, und mein alter Fisch, der als König mehr Klugheit hätte besitzen sollen, schluckte den alten Schuh auch wirklich hinunter. Da lächelte denn der Kleine recht schalkhaft, ergriff mit beiden Händen das Seil und zog sich so mitsammt seinem Fresser an's Land. Die Schwester erstaunte ob der ungeheuren Größe dieses Fisches, nahm aber beherzt ihr Messer und stach ihn todt. Darauf kroch ihr Bruder wohlbehalten aus dem Bauche und befahl seiner Schwester, das Fleisch zu trocknen und fortan nie mehr an seinen außerordentlichen Fähigkeiten zu zweifeln. Das hat sie denn auch nicht mehr gethan, und damit endet die Geschichte.

13.

Aengodon und Näwadaha.

Sechs Brüder, zum Stamme der kräftigen, Obercanada bewohnenden Natowäer gehörig, gingen einst an einem Morgen in aller Frühe auf die Jagd, von der jedoch am Abend nur

fünf zurückkehrten. Als am andern Tage deshalb Nachforschungen gehalten wurden, fand man den Vermißten entseelt unter einem Baume liegen. Sein Körper zeigte Spuren grausamer Gewaltthätigkeiten, was große Trauer in die Familie, besonders aber über seine jüngste Schwester brachte, die den Erschlagenen am meisten geliebt hatte.

Im folgenden Jahre und gerade an demselben Tage wurde wieder einer dieser Brüder auf solche geheimnißvolle Weise getödtet, und so ging es in den nächsten Jahren fort, bis zuletzt nur noch einer übrig blieb. Das Mädchen war infolge dieser Unglücksfälle vollständig zum Skelet geworden, und als nun einst auch der letzte eines Abends nicht mehr zurückkam, wurde sie beinahe wahnsinnig, wanderte Tag und Nacht im Walde herum, und verschwand zuletzt ebenfalls. Ihre Tante, die in der Nachbarschaft wohnte, suchte täglich nach ihr, konnte aber nicht die geringste Spur von ihr entdecken. Am zehnten Tage danach, als sie sich ganz erschöpft unter einen Baum gelegt hatte, kam es ihr vor, als höre sie ein leises Geflüster, und als sie sich umdrehte, sah sie ihre Nichte neben sich auf der Erde liegen, das Gesicht dem Boden zugekehrt. Sie rüttelte sie auf und suchte sie zu bereden, mit ihr nach Hause zu gehen, aber das wollte diese um keinen Preis, und der besorgten Tante blieb zuletzt nichts Anderes übrig, als ihr daselbst eine kleine Hütte zu bauen und sie täglich mit Speise und Trank zu versorgen.

Als ihr einst die liebe Tante den Rücken gekehrt hatte,

um ihren eigenen häuslichen Pflichten nachzukommen, erschien plötzlich eine weiß gekleidete Gestalt vor der Hütte des Mädchens. Sie berührte die Erde nicht, sondern schwebte leicht in der Luft und sagte zu ihr: „Meine liebe Tochter, warum grämst Du Dich so sehr? Siehe, ich bin zu Deinem Troste gekommen. Alles was auf der Erde kriecht und fliegt, gehört mir; ich schaffe und zerstöre, je nachdem ich es für gut befinde. Wenn Du nach meinem Willen handelst, werde ich Dir Deine Feinde überantworten. Nun steh auf und nimm die Speise, die ich Dir vorlege, zu Dir, geh dann in Dein Dorf zurück und erzähle allen Deinen Bekannten, was Du gehört und gesehen hast!“ Darauf verschwand sie und das Mädchen erblickte plötzlich einen fetten todten Bären vor sich.

Nun ging die Jungfrau freudig in ihr Dorf zurück und lud alle Bewohner zu einem großen Festessen ein. Das Bärenfleisch mundete ihnen vortrefflich, keiner hatte je welches von solchem Wohlgeschmack gekostet, und mit Freuden versprachen sie alle, ihr in Frieden und Krieg treu beizustehen. Gleich wurden Botschafter an die benachbarten Stämme, an die Natowäer des Hirschtotems und die Otschipwäer geschickt, welche ebenfalls zu ihrer Hülfe herbei eilten. Das Mädchen führte sie selbst an. Alle Bären, die sie unterwegs tödteten, wurden der Göttin geopfert.

So marschirten sie guten Muthes den Feinden entgegen, und bald hatten sie die Wigwams von Aengodon und Näwadaha, der zwei grausamen Häuptlinge vom Bärtotem, erreicht. Jene himmlische Gestalt erschien auch wieder,

reichte der Anführerin die Hand und sagte: „Höre, meine Tochter, schicke Spione in das Dorf vor Dir und laß den Kriegern vom Hirschtotem sagen, ihre Zeichen vor die Thüre zu hängen, damit sie der Vernichtung entgehen!“ Dieser Rath wurde pünktlich befolgt und als Aengodon und Näwadaha am andern Morgen erwachten, meinten sie, ihre Nachbarn müßten böse Träume gehabt haben, weil jeder ein Thierfell vor dem Wigwam flattern hatte. Gleich darauf aber erschienen die Krieger und zündeten das Dorf an allen Seiten an. Den Leuten vom Hirschtotem geschah kein Leid, aber die Anderen verfielen meistentheils dem unbarmherzigen Tomahawk und Scalpirmesser.

Jene beiden Haupthalunken entkamen jedoch. Der ihnen nachgesandte Hagel von Pfeilen traf sie zwar, verwundete sie jedoch nicht im geringsten. Da eilte ihnen denn das Mädchen mit niegesehener Schnellfüßigkeit nach und nahm sie beide lebendig gefangen. Die Otschipwäer banden ihnen Hände und Füße zusammen und schnitten ihnen bei lebendigem Leibe das Fleisch von den Rippen, wobei sie die Entdeckung machten, daß Aengodon keine Leber hatte und daß das Herz Näwadaha's winzig klein, kaum bohnengroß war und aus Feuerstein bestand.

Darauf zogen die glücklichen Streiter mit zahlreichen Scalpen wieder in ihre friedlichen Dörfer zurück, und das Mädchen verschwand mit der Lichtgöttin in unermeßlicher Höhe.

14.

Muwis,

oder der Dreck- und Lumpenmann.

In einem dicht bevölkerten Dorfe am Huronsee lebte einst eine berühmte Indianerschönheit, die sich der Anbetung aller jungen Krieger und Jäger brüstete, aber auch jedem, der sich ihr mit redlichen Absichten genaht, unbarmherzig die Thüre gewiesen hatte. Am stärksten hatte sich ein schmucker Jüngling Namens Mämondädschinin in sie verliebt; doch als er sie einst mit einem Vertrauten besuchte und ihr seine glühende Liebe zu ihr mit den heitersten Farben malte, hielt sie ihm einfach als Antwort ihre geballte Hand in's Gesicht und öffnete sie plötzlich — die beleidigendste und schimpflichste Art, wie man auf indianische Weise Einem einen Korb giebt.

Diese Schmach, die ihm in Gegenwart seines liebsten Freundes angethan ward, warf den armen Jüngling kurz danach auf's Krankenbett. Wochenlang lag er stumm in seinem Wigwam und nahm nur äußerst wenig Speise zu sich. Kein Mittel in der Welt konnte ihn bewegen aufzustehen, und auch selbst als der Frühling und die Zeit des Wegziehens kam — denn sein Stamm befand sich auf den jährlichen Winterjagdzügen, — blieb er regungslos liegen und bekümmerte sich nicht um die Bitten seiner Freunde.

Als sich der ganze Stamm auf den Marsch nach seinen Sommerwohnungen begeben hatte, trat Mämondädschinin's

Schutzgeist vor sein Krankenlager und versprach ihm, die hartherzige Jungfrau gründlich zu strafen; denn Mämondägokwä — so hieß sie nämlich — war ihm schon seit langer Zeit ein Aergerniß gewesen. Er hatte sich dazu einen eigenen Plan geschmiedet, der, wenn er gelang, sie sicherlich dem allgemeinen Gelächter und der Verachtung preisgab. In diesen weihte er nun seinen Schutzbefohlenen ein und versicherte ihn auch seiner stetigen ferneren Hülfe.

Danach erhob sich Mämondädschinin von seinem Pelzlager, ging zurück in die leeren, öden Wohnungen, suchte alle zurückgelassenen und verlorenen Lappen zusammen, machte dann, so gut es ging, Beinkleider und Röcke daraus, und verzierte sie reichlich mit aufgefundenen Perlen und sonstigen Schmucksachen. Dann sammelte er noch eine Masse abgeschabter Knochen und Fetzen getrockneten Fleisches, klebte sie mit Schnee zusammen und füllte damit die Kleider aus, wodurch er eine Figur schuf, die wahrhaftig einem schön gewachsenen Jünglinge nicht unähnlich sah. Sein Manito hauchte darauf Leben hinein und gab ihm den Namen Muwis, d. h. Dreck- und Lumpenmann.

Dann gingen beide, Mämondädschinin und Muwis, in's Sommerlager ihres Stammes, wo letzterer wegen seiner blühenden Farbe und seines glänzenden Anzuges die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Der Chief lud ihn in sein Haus ein und setzte ihm das delicateste Fleisch vor; auch die schnöde Mämondägokwä, die sich gleich im ersten Augenblicke sterblich in ihn verliebte, hatte das Glück, ihn

am ersten Abende als Gast in dem Zelte ihrer Mutter zu sehen. Mämondädschinin war auch mit gegangen; er hatte seine Liebe zu ihr noch nicht vergessen und seine Hoffnung auf irgend einen günstigen Zufall gesetzt. Aber Muwis war der Anfang und das Ende ihrer liebenswürdigsten Aufmerksamkeit; freundlichst wies sie ihm den Ehrenplatz dicht neben dem Feuer an, den er jedoch höflichst einem ihrer Brüder überließ, da er dort sicherlich aufgethaut und auseinander gefallen wäre. Mämondädschinin, der längst gemerkt hatte, daß er hier höchst überflüssig war, entfernte sich unbeachtet, sah aber noch beim Hinausgehen, daß beide mit einander einig waren und sich bereits vollständig wie Braut und Bräutigam gerirten.

Noch an demselben Abend verheirathete sich das verliebte Pärchen. Am andern Morgen stand Muwis früh auf, nahm Pfeil und Bogen und sagte seiner jungen Frau, daß er einen weiten Weg zu gehen habe, der über viele Berge und Ströme führe.

„Laß mich mit Dir gehen!“ sagte sie.

„Aber es ist zu weit für Dich!“

„Deine Gesellschaft kürzt mir den Weg und hilft mir allen Gefahren freudig begegnen.“

„Mag sie in ihr Verderben gehen,“ dachte Muwis bei sich, „es geschieht ihr ganz Recht, warum hat sie auch der Stimme der Klugheit taube Ohren entgegen gehalten!“

Darauf ging er fort und sein Weib folgte ihm in einiger Entfernung, wie es einer braven indianischen Ehefrau

geziemt. Der Weg war rauh und so voll Strauchwerk, daß sie unmöglich seinen Flügelschritten folgen konnte. Als die Sonne aufging, war ihr Muwis schon vollständig aus den Augen, und das war gut, denn die Strahlen der Sonne brannten so heiß auf ihn herab, daß die Schneenähte allmälig aufthauten und ein Stück nach dem andern von ihm abfiel. So wie ein Stück abfiel, nahm es seine ursprüngliche schmutzige Farbe wieder an, und dann wurde es vom Sturme fortgetrieben, so daß Mämondägokwä seine Spur allmälig gänzlich verlor. Doch immer eilte sie vorwärts und gönnte sich Tag und Nacht keine Ruhe; als sie aber zuletzt einsah, daß sie ihm am Abend nicht näher als am Morgen war, legte sie sich weinend nieder und starb vor Kummer und Gram.

Als man später im Dorfe diese traurige Geschichte erfuhr, dichtete ein Medicinmann ein Lied darauf und gab es den jungen Mädchen zum Singen. Es hieß:

Muwis, Muwis! Sag', wo bist Du?
Sag', wo bist Du, liebster Schatz?
Muwis, Muwis! Komm und fliege
Zu mir an mein treues Herz!
Muwis, Muwis! In der Irre
Muß ich einsam nun verschmachten!
Muwis, Muwis! Sieh, wie oben
Mich die Raben wild umkreisen!
Muwis, Muwis! Sieh, ich falle,
Und die gier'gen Raben kommen,
Sich an meinem Leib zu nähren!

15.

Das Nordlicht.

Ein kleiner hülfloser Waisenknabe hatte, da er keine liebenden Geschwister hatte, nach langem Hin- und Herirren endlich bei einem lieblosen Onkel Obdach gefunden, der ihn aber so rauh und grausam behandelte und ihm dabei so äußerst wenig zu essen gab, daß er zuletzt so dünn und schwächlich wurde, daß ihn beinahe die Sonne umschien. Der böse Onkel hatte nämlich vor, sich seiner auf diese billige Art zu entledigen; aber der Knabe schien doch eine starke und zähe Natur zu besitzen, denn sein Tod ließ so lange auf sich warten, daß sein Peiniger beschloß, das entgegengesetzte Mittel anzuwenden, und seiner Frau befahl, ihm stets das fetteste Fleisch vorzusetzen und es ihm, wenn er satt sei, mit Gewalt einzustopfen. Sobald aber der Knabe dies merkte, nahm er die erste beste Gelegenheit wahr und entfloh. Traurig wanderte er nun den ganzen Tag herum, und als der Abend kam, suchte er sich einen Schlafplatz auf einer hohen Fichte, damit ihn nicht die wilden Thiere während der Nacht zerrissen.

Da hatte er denn einen sonderbaren Traum, in welchem ihm eine göttliche Gestalt erschien und zu ihm sagte: „Ich bedaure Dich, kleiner Knabe; doch steh auf und folge mir, ich will Dir helfen!“ Darauf erwachte der Knabe, kletterte vom Baume herab und überließ sich der Führung eines vor ihm stehenden Manitos. Als er eine Weile fortgewandert

war, kam er hoch hinauf in den Himmel, wo er einen Bogen mit zwölf Pfeilen bekam und ihm befohlen ward, sofort nach dem nördlichen Horizonte zu ziehen, um die dort hausenden wilden Geister zu tödten.

Das that er denn auch und verschoß elf Pfeile, die wie leuchtende Blitze dahinflogen, ohne jedoch einen dieser Manitos zu treffen, viel weniger zu tödten; denn dies waren Kerle, die sich im Augenblicke in irgend einen unverwundbaren Gegenstand verwandeln konnten. Auch wußten sie recht gut, daß die Pfeile des Knaben „medicinern" waren und die Kraft besaßen, sie alle zu vernichten.

Seinen letzten Pfeil, den zwölften, richtete er auf das Herz des Manitochiefs, doch dieser transformirte sich schnell in einen großen Felsen, und das Geschoß verflog ebenfalls vergebens. „Jetzt sind Deine Gaben vergeudet," schrie jener Chief darauf, „und Du bist nun in meiner Macht und sollst zur Strafe für Deine Vermessenheit für alle Zeiten am nördlichen Himmel festgebannt sein und nur zeitweilig als Nordlicht ein Lebenszeichen von Dir geben!"

16.

Memoiren der Tschigeunegon-Prophetin Odschi Wein Akwot Okwä,

oder der Frau der blaugekleideten Wolke.

Von ihr selbst erzählt.

Als ich ein Mädchen von zwölf oder fünfzehn Jahren war, befahl mir meine Mutter, recht auf mich Acht zu geben und ihr gleich zu sagen, wenn mir etwas Ungewohntes vorkäme. Kurz danach mußte meine Mutter ausgehen und Holz* sammeln, um eine kleine Hütte für mich zu bauen, die ich allein bewohnen mußte, da sich inzwischen die erwarteten Zeichen richtig eingestellt hatten. Während zweier Tage durfte ich keinen Bissen zu mir nehmen, ja sogar keinen Schnee anrühren, um den brennenden Durst zu stillen. Am Schlusse des zweiten Tages kam meine Mutter, nicht um mir vielleicht Speise zu bringen, sondern um sich zu vergewissern, daß ich auch während jener Zeit ihr Gebot treu befolgt hatte. „Sieh," sagte sie, „liebes Kind, Du bist das jüngste von vier Geschwistern, die Dich bei ihrer Reise nach dem Lande der Seelen allein zurückgelassen haben. Ich habe also nur Dich noch, auf die ich meine Hoffnung setzen kann. Drum höre auf meinen Rath, schwärze Dein Gesicht und faste noch einige Tage länger, damit der Meister des Lebens über uns Erbarmen habe. Wenn die Sonne zweimal untergegangen ist, werde ich wiederkommen und hören, ob Deine

Träume Gutes bedeuten und ob Du beim Großen Geiste angesehen bist.

Darauf ging sie fort, und ich nahm mein kleines Beil, hieb einige Bäume um, schälte die Rinde ab und machte mir eine warme Decke davon. Mein Hunger nahm inzwischen mehr und mehr ab, doch nicht mein Durst; aber ich rührte nicht die kleinste Schneeflocke an, denn meine Mutter hatte mir auch früher einmal mitgetheilt, daß es die kleinen Manitos sehen und den Meister des Lebens davon benachrichtigen würden. Am Ende des vierten Tages kam meine Mutter wieder und brachte eine Kanne mit, in der sie Schnee für mich schmolz. Ich trank die Kanne bis auf den letzten Tropfen aus und verlangte mehr, bekam's jedoch nicht. „Jetzt, liebes Kind," sagte sie dann, „folgst Du Deinen Eingebungen und Träumen, und Du wirst sehen, daß Du dadurch mich, Dich und die ganze Menschheit glücklich machen wirst!" Darauf ließ sie mich wieder allein.

In der sechsten Nacht hörte ich eine Stimme, die aus einer entfernten Hütte zu kommen schien und zu mir sagte: „Armes Kind, Du thust mir leid! Steh auf und folge mir!" Ich that wie mir geheißen und fand einen silberglänzenden Weg vor mir, der mich weit hinauf in die Höhe führte. Zu meiner Rechten verbreitete der Neumond seinen blendenden Flammenschein und zu meiner Linken stand die Sonne. Als ich eine Strecke weiter gegangen, sah ich auch das Bild der Kodschigabekwä oder der ewigen Frau vor mir, und Jemand sprach zu mir: „Ich gebe Dir meinen Namen und

Du kannst ihn später einem Andern geben; auch verleihe ich Dir langes Leben auf der Erde und die Kunst, das Leben Anderer zu verlängern. Jetzt geh, man ruft Dich weiter oben!"

Ich ging weiter und sah einen kugelrunden Mann vor mir, dessen Kopf mit Hörnern bewachsen war. „Fürchte Dich nicht vor mir," redete er mich an, „mein Name ist Manito Wininis oder der kleine Menschengeist, und so sollst Du Deinen ersten Sohn benennen. Geh weiter!"

Als ich wieder eine kleine Strecke hinter mir hatte, kam ich an die Oeffnung des Himmels, vor der eine Gestalt stand, deren Kopf mit Sonnenstrahlen umgeben und deren Brust mit dem merkwürdigsten Schmuck behangen war. „Sieh mich an," sagte sie zu mir, „mein Name ist Oschowoedschigick oder der hellblaue Himmel; ich bin der Schleier, der den Eingang zum Paradiese verhüllt, und bin geneigt, Dich mit allerlei heiligen Gaben zu beschenken, wenn Du die Prüfung bestehst, der Du Dich jetzt unterwerfen mußt!"

Gleich darauf fielen Tausende von leuchtenden, nadelähnlichen Punkten auf mich, prallten aber wirkungslos an mir ab. Dieses wiederholte sich mehrmals mit demselben Resultate. Danach drangen von allen Seiten scharfe nägelartige Körper in mein Fleisch, aber ich verspürte nicht den geringsten Schmerz und die Stacheln fielen zuletzt unschädlich zu meinen Füßen nieder. „Gut, gut!" rief da eine heilige Stimme, „Du wirst lange Tage sehen und den Meister des Lebens zum ewigen Freunde haben. Jetzt aber geh wieder

zurück in Deine Hütte und nimm nahrhafte, stärkende Speisen zu Dir. Ich habe einem meiner Geister befohlen, Dich nach Hause zu tragen; darum setze Dich getrost auf seinen Rücken!"

Darauf wurde ich von einem großen, in der Luft schwimmenden Fische nach meinem Wigwam gebracht.

Am andern Morgen kam meine Mutter und brachte mir eine getrocknete Forelle; aber ich konnte weder ihren Anblick noch den Geruch des Fisches ertragen. „Liebe Mutter," sagte ich, „vergieb mir, daß ich nichts zu mir nehme, denn es ekelt mir vor jeder Speise." Sie ermunterte mich, recht standhaft auszuhalten, damit ich vom Himmel die volle Kraft bekäme, der Trost ihres Alters sein zu können. Dann verließ sie mich wieder.

Ich versuchte nun, einige dünne Bäume zu fällen, fiel jedoch dabei ohnmächtig in den Schnee, und es dauerte eine geraume Zeit, bis ich mich wieder so weit erholt hatte, daß ich mich zurück in meine Hütte schleppen konnte. Da hatte ich dann mit allen Einzelheiten dieselbe Vision wieder, wie am Tage vorher, und als meine Mutter mich wieder besuchte, erzählte ich sie ihr. Sie war sehr zufrieden damit und befahl mir, noch drei weitere Tage zu fasten. Ihr mitgebrachtes Korn widerstand mir ebenso wie zuvor der Fischgeruch; auch das Schneewasser ließ ich unangerührt stehen. Als ich wieder allein war, kam eine runde Gestalt, mit äußerst kleinen Händen und Füßen, vom Himmel in meine Hütte geflogen und sprach zu mir: „Ich gebe Dir die Kraft, in die Zukunft

zu sehen, damit Du Deinem Stamme nützlich sein kannst!" Darauf verschwand sie wieder in der Luft, und es schien mir, als habe sie sich in einen rothköpfigen Specht verwandelt.

Ich war also eine Prophetin oder Medicinfrau geworden. Meine Mutter führte mich am Schlusse meiner Fastenzeit wieder nach Hause und veranstaltete ein großes Fest, wozu sie alle Bekannten und Verwandten einlud, denen sie dann die Geschichte ihrer Glückstochter in den freudigsten Worten mittheilte.

Das erste Mal, daß ich von meiner Sehergabe Gebrauch machte, war, als wir am Superiorsee lagen und beinahe verhungert waren, da sich nirgends Wild zeigte. Meine Freunde bedrängten mich täglich, doch Rath zu schaffen, und auch der Chief kam in dieser Angelegenheit mehrmals in die Wohnung meiner Mutter. Ich verordnete also zuerst eine große Medicinhütte oder Dschischoka zu bauen und sie rundum mit den kostbarsten Fellen zu behängen.

Darauf versammelte sich das ganze Volk; ich schlug meine Trommel, sang meine Medicingesänge und legte den Kopf auf die Erde. Da hörte ich denn bald, wie die Luftgeister herbeigeeilt kamen und die Hütte von oben bis unten schüttelten — das sicherste Zeichen, daß sie bereit waren, meine Fragen zu beantworten. Die erste, die ich nun stellte, war natürlich, wo Wild zu finden sei.

„Ziehe westlich!" hieß die kurze Antwort, und gleich wurde das ganze Lager abgebrochen und der Zug, mit den Jägern und Kriegern an der Spitze setzte, sich in

Bewegung. Bald fand sich's, daß die Geister wahr gesprochen hatten, was mein Ansehen ungemein erhöhte und allen meinen zukünftigen Rathschlägen blinden Gehorsam sicherte.

17.
Der Magier vom Huronsee.

Zur Zeit, als die Ottowäer noch die größeren Inseln des Huronsees bewohnten, lebte ein einflußreicher Magier daselbst, welcher Mässwäweinini oder die lebende Statue hieß. Jene Inseln waren von jeher der Lieblingsaufenthalt aller Indianer von medicinernen Eigenschaften, weshalb auch später, als die Irokesen die Ottowäer von dort verdrängt und hinauf an die Ufer des Superiorsees gejagt hatten, Mässwäweinini heimlich zurückblieb und die Bewegungen der Feinde beständig beobachtete.

Auch hatte er noch zwei Knaben bei sich, die ihm bei seinem Spioniren treffliche Dienste leisteten. Nun stand er eines Tages etwas früher als gewöhnlich auf, ließ seine Knaben ruhig liegen und ging fort auf die Jagd. Nachdem er eine Zeit lang sich seinen Weg durch dorniges Gebüsch gebahnt hatte, sah er sich plötzlich an der Grenze einer weiten Ebene, die noch nie von menschlichen Füßen betreten worden war. Getrosten Muths ging Mässwäweinini auf die andere Seite derselben, von woher ihm ein Mann von auffallend kleiner Gestalt entgegen kam. Derselbe trug eine rothe

Feder auf dem Kopfe, that recht freundlich und nannte auch Mässwäweinini bei seinem Namen und lud ihn ein, eine Pfeife mit ihm zu rauchen, was Letzterer denn auch bereitwilligst annahm.

„Bitte," sagte Rothfeder nach einer Weile, „worin liegt eigentlich Deine Stärke?"

„Meine Stärke," erwiderte Mässwäweinini, „ist keine außergewöhnliche; sie ist nur die eines jeden Menschen."

„O, dann müssen wir unsere Kräfte versuchen," rief der Kleine hastig, „und wenn Du mich niederwirfst, so kannst Du sagen, Du habest Wädschemenä besiegt!"

Als sie mit ihrem Rauchen fertig waren, begann der Ringkampf, der lange Zeit unentschieden blieb, denn Rothfeder zeigte sich als äußerst gewandter Ringer; aber zuletzt unterlag er doch. Auf der Stelle, wo er verschied, fand Mässwäweinini eine zerknickte Maisähre, und eine Stimme rief aus der Erde: „Entferne die Hülle von mir und zertheile meinen Körper, damit Du die ganze Ebene damit besäen kannst. Dann geh fort und komm nach einem Monate wieder." Mässwäweinini that wie ihm gesagt, und als er damit fertig war, machte er sich auf den Heimweg, auf dem er auch einen recht fetten Hirsch erlegte. Da er seine Knaben noch schlafend fand, weckte er sie auf, gab ihnen zu essen und erzählte ihnen sein merkwürdiges Abenteuer.

Nach einem Monate ging er wieder hinauf nach jener Ebene und fand daselbst zu seinem größten Erstaunen Alles grünend und blühend. Dann besuchte er sie nicht mehr bis

zu Ende des Sommers, wo er sie vollständig mit dem schönsten Mais bewachsen sah. An der Stelle, wo er Rothfeder getödet hatte, erblickte er die schönsten Kürbisse, und als er einen derselben abschnitt, rief Jemand aus der Tiefe: „Mässwäweinini, hättest Du mich nicht besiegt, so lägen jetzt Deine abgenagten Knochen hier herum. Doch mein Körper soll Dir und Deiner Race zum Segen werden und euch in Gestalt des Maises stets ein willkommenes Nahrungsmittel bieten!" Darauf rief Mässwäweinini seine beiden Knaben herbei und zeigte ihnen das kostbare Gewächs, das seit jener Zeit von allen Indianern in großer Ehre gehalten wird.

Nach jener Zeit passirten wundervolle Dinge auf der Insel des Magiers. Als sich derselbe einst zum Schlafen niedergelegt hatte, kam es ihm vor, als höre er Jemand sagen: „Sieh, das ist der Mässwäweinini, dessen Herz wir haben müssen!" Dann fragte ein Anderer: „Aber wie können wir es bekommen?"

Mässwäweinini verhielt sich ganz still und athmete so ruhig, als läge er im tiefsten Schlafe.

„Du mußt ihm mit dem Arm durch Mund und Hals fahren, es dann fest packen und herausreißen," sagte der Erste wieder. Das that denn auch der Andere, doch," als er seine Hand weit genug darin hatte, biß Mässwäweinini plötzlich kräftig zu und zermalmte ihm alle Finger. So entrann er also glücklich der Todesgefahr und blieb bis zum Morgen unbelästigt. Als er dann die abgebissenen Finger recht betrachtete, sah er, daß sie aus den feinsten Wampum-Perlen

bestanden, der untrüglichste Beweis also, daß sie von mächtigen Geistern stammten. Kurz danach, als er eben gefrühstückt hatte, sah er ein Canoe von außergewöhnlicher Schönheit dem Ufer zusteuern, und als es etwas näher kam, sah er zwei Männer darin sitzen, wovon einer eine fingerlose Hand hatte. Mässwäweinini merkte nun gleich, was es für Gesellen waren, und ging ihnen, als sie landeten, keck entgegen, um sie wegen ihres nächtlichen Mordanfalls zu Rede zu stellen und dann exemplarisch zu züchtigen; doch als er eben kräftig mit dem Tomahawk ausholen wollte, um ihnen die Schädel einzuschlagen, verwandelten sie sich plötzlich in steinerne Statuen, mit denen er nun nichts Anderes machen konnte, als sie in das nahe Dorngebüsch zu postiren. Dann holte er auch das Canoe und verbarg es ebenfalls im Gehölze. Es war das am schönsten gebaute, das er je gesehen, und zu seiner größten Freude mit den kostbarsten Schätzen gefüllt. „Mit solchen Schätzen," rief darauf einer der steinernen Manitos, „werden die Kähne der Ottowäer beladen sein, wenn sie diese Küste, von der die Irokesen sie verdrängt haben, wieder passiren werden!" Danach ging Mässwäweinini nach Hause, weckte seine Knaben und bereitete ihnen ein treffliches Fischmahl.

Unser Magier führte im Allgemeinen ein recht gemüthliches Leben; seine Feinde ahnten seine Nähe nicht, und Wild und Fische gab's im Ueberflusse. Aber, dachte er eines Tages bei sich selbst, werden denn auch meine armen Eltern wissen, wo Fleisch hernehmen, wenn sie Hunger haben,

und wo einen warmen Pelz hernehmen, wenn der rauhe Nord durch die Bäume pfeift? Und indem diese Gedanken sein Gehirn durchkreuzten, zog er seine schnelllaufenden Mokassins an und machte sich auf den Weg zu ihnen. Ein anderer Mann hätte wenigstens dreißig Tage zu jener Reise gebraucht, denn das alte Ehepaar lebte weit weg auf einer Insel im Superiorsee; doch Mässwäweinini war schon am Abend des ersten Tages in ihrem Wigwam, wo er beide geräuschlos und sanft, — sie schliefen nämlich schon — aufhob und mit derselben Geschwindigkeit zurück in seine eigene Hütte trug. Als jene nun am andern Tage erwachten, waren sie beinahe vor Freude außer sich, daß sie sich so auf einmal wieder bei ihrem geliebten Sohne sahen, der ihnen nun zur Unterhaltung seine vielen merkwürdigen Abenteuer erzählte und danach für sie ein regendichtes Häuschen neben sein fruchtbares Maisfeld baute.

Inzwischen wurde es Winter und das Wetter so unfreundlich, daß sich Niemand vor die Thüre getraute. Wie nun der alte Vater so den ganzen Tag lang an den glimmenden Baumstamm gebannt war, ging ihm mit der Zeit das Kraut aus, mit dem er seine Pfeife stopfte, und die Zeit fing an ihm langweilig zu werden. „Warte nur noch zwei Tage," tröstete ihn darauf sein Sohn, „und Du sollst einen haushohen Haufen Tabak bekommen, und zwar müssen ihn Dir meine Feinde liefern!"

Darauf ging Mässwäweinini zu den Nadowäern vom Bärtotem. Dieselben erkannten ihn gleich an seinem Schnell=

lauf und luden ihn freundlichst in ihre Hütten ein. Als sie ihn darauf nach dem Grunde seiner Reise fragten, antwortete er, daß er für seinen alten Vater Tabak holen wolle, und augenblicklich wurden die dicksten Bündel bereitwilligst herbeigebracht. Doch in der Nacht schmiedeten Einige von ihnen ein Complot, ihn heimlich zu überfallen und sich seiner dann für immer zu entledigen, und zwei alte Kerle drangen auch wirklich in sein Zelt und schrieen: „Mässwäweinini! Du bist ein Kind des Todes!"

„Nein, ihr seid es!" schrie er ihnen entgegen, griff zu seinem scharfen Tomahawk und schlug sie alle zu Fetzen. Dann packte er sich so viel Tabak zusammen, als er nur tragen konnte — das wollte etwas heißen — und brachte ihn seinem Vater, der nun im Kreise seiner Familie seine letzten Tage heiter und sorgenfrei verlebte.

18.

Kosmogonische Traditionen der Wyandott-Indianer.

I.

Wie unsere Medicinmänner erzählen, so soll die Erde in früheren Zeiten ganz anders gewesen sein. Wir glauben das gerne, denn es ist vernünftig und wahrscheinlich; eben so gerne glauben wir auch, daß der Große Geist alle rothen Menschen geschaffen hat, und zwar hier in diesem Lande, und daß die Behauptung Einiger eine unverschämte Lüge ist, daß

sie über ein großes Wasser gekommen seien. Als nämlich der Meister des Lebens die Erde fertig hatte, bedeckte er sie mit seiner großen Hand, so daß sämmtliche Indianerstämme im Dunkeln sitzen mußten. Ein junger kräftiger Mann hatte sich aber doch seinen Weg auf die Oberfläche zu bahnen gewußt, wo ihn die malerische Schönheit der ganzen Natur und das blendende Licht eines kolossalen Sternes über alle Maßen entzückten. Auch lief ein großer Büffel langsam an ihm vorbei, der war über und über mit Blut bespritzt, denn ein mächtiger Pfeil stak in seinem Körper. Kurz danach erschien auch der Jäger, welcher das Thier geschossen hatte; es war nämlich der Schöpfer selbst, der dem Indianer zeigen wollte, wie er und die anderen sich ernähren müßten, wenn er seine Hand von ihnen abzöge. Dann lehrte er ihm auch noch, wie man den Thieren das Fell abzieht und Kleider daraus macht, ebenso auch die Kunst, wie man das Fleisch am Feuer röstet und wie man es drehen muß, damit es auf der einen Seite nicht anbrennt und auf der andern nicht roh bleibt.

Danach kamen die übrigen Indianer unter der Hand hervor; jeder Stamm erhielt seinen besondern Häuptling und über alle wurde dann noch ein gewaltiger Hauptchief gesetzt, der eine glänzende Perlenschnur um seinen Hals hatte. Derselbe hielt eine lange Rede und gab viele Gesetze, die noch bis heute gültig sind. Dann wurden einige große Thiere getödtet und ein allgemeines Freudenfest gefeiert

II.

Der Große Geist schuf das Gute und das Böse — in Gestalt zweier Brüder nämlich. Der erste pflanzte allerlei nützliche Gewächse und angenehm duftende Blumen, während der andere seine Lebensaufgabe darin suchte, die Werke seines Bruders nächtlicherweile zu zerstören und dafür kahle Felsen, mageres Wild und allerlei Krankheiten zu schaffen. Der Gute suchte zwar den Schaden, den sein unglückseliger Bruder beständig anrichtete, so schnell wie möglich wieder gut zu machen, aber er kam dadurch mit der Durchführung seiner beglückenden Ideen nicht so recht vorwärts, wie er eigentlich im Sinne hatte, und er beschloß daher, seinen Bruder zu venichten. Er wollte mit ihm zusammen wettlaufen, und wer besiegt würde, müßte sich nach dem Willen des Siegers richten. Das war dem Bösen recht und er willigte ein.

„Nun sage mir, mein Bruder," sprach der Gute, „was fürchtest Du am meisten?'

„Stierhörner," erwiderte er; „und wovor ist Dir bange?"

„Vor Schlingen, welche von Gras geflochten sind."

Das freute denn den Bösen recht inniglich, und augenblicklich lief er hin zu seiner Großmutter, welche ihre Zeit mit derartigen Flechtereien vertrödelte, holte eine große Menge davon und bestreute den Weg damit, den sein Bruder zu laufen hatte.

Am folgenden Morgen begann der Gute den Wettlauf.

Gegen Mittag fühlte er sich etwas schwächlich und matt, und da er keine andere Speise in der Nähe und auch nicht viel Zeit zu versäumen hatte, so aß er alle Grasflechtereien auf, welche vor ihm lagen, und erreichte das Ziel doch noch vor seinem Bruder.

Tags darauf hatte der Böse zu laufen. Seine Bahn war mit großen Haufen Stierhörnern beworfen, die ihn so sehr ermüdeten, daß er bald kraftlos niedersank und verschied. Nun lief der Gute triumphirend zu seiner Großmutter und erzählte es ihr. Aber dieselbe machte ein bitterböses Gesicht dazu, denn der Böse war ihr Liebling gewesen.

In der folgenden Nacht erschien plötzlich der Geist des Bösen vor der Hütte des Guten und begehrte Einlaß. Aber jener versagte ihm denselben. „Nun," rief er ihm darauf zu, „wenn auch meine Seele bei Dir kein Obdach findet, so findet sie es doch sicher im fernen Nordwesten, woselbst ich allen denen eine Heimath bereiten werde, die hier in meine Fußtapfen treten!" Dann flog er weg und ließ sich nie mehr in der Nähe guter Menschen blicken.

Als der Gute dieses Störenfrieds endlich für immer los geworden war, ging er wieder einmal hinaus in die freie Natur, um hie und da nachzusehen, ob nichts seiner Hülfe bedürftig sei. Plötzlich bemerkte er eine Gestalt vor sich hergehen, die sah beinahe gerade so aus wie er; doch war sie nackend. Er beeilte sich, daß er zu ihr kam, und fing dann ein Gespräch an. „Wer bist Du?" fragte der unbekleidete Mann? „Ich bin der Herr der ganzen Schöpfung

und Alles, was Du vor Dir siehst, ist von meiner Hand," erwiderte der Gute.

„Was?" schrie der Andere laut auf, „ich bin so stark wie Du, und ich bin es, der alles Lebendige geschaffen hat!"

„Nackter Mann, Du bist im Unrecht! Die ganze Welt und Alles, was darauf athmet, ist die Arbeit meiner Kraft, und ich entsinne mich nicht, solch ein freches Geschöpf, wie Du bist, geschaffen zu haben!"

„Gut, so sollst Du meine Macht sehen; laß uns versuchen, wer von uns beiden der Stärkste ist!"

Damit war denn der Gute einverstanden und der Nackende sagte: „Sieh, dort vor uns steht ein hoher Berg, rufe ihn, zu Dir zu kommen, und ich werde danach dasselbe thun."

Der Gute fiel auf seine Kniee und fing an inbrünstig zu beten, aber das half nichts; denn der Berg rührte sich nicht von der Stelle. Nun band ihm sein Gegner eine Binde vor die Augen, nahm seine magische Rassel und fing damit schrecklich an zu spectakeln, und als er ihm darauf die Binde wieder abnahm, sah der Gute, wie der große Berg auf ihn zukam und sich hoch in die Wolken erhob. Dann rasselte der Nackende abermals und der Berg nahm seinen alten Platz wieder ein.

Der Gute war also besiegt. Da er in der einen Hand ein Schwert und in der andern ein „medicinernes" Päckchen hielt, in dem seine Kraft bestand, so wollte er dem Sieger auch seine Kunststücke zeigen und hieb einen dicken Baum mit einem Schlage entzwei; aber der Nackte heilte als Ant-

wort darauf beide Theile wieder so fein zusammen, daß kein Mensch die geringste Marke daran sehen konnte. Dann nahm er seine dicke Kriegskeule, schlug damit den stärksten Eichbaum in Fetzen und flickte alle Stücke wieder eben so fest aneinander, wie sie vorher waren. Da ihm dies der Gute nicht nachmachen konnte, so drückte derselbe ihm mit erzwungener Freundlichkeit die Hand und ging tiefbetrübt nach Hause.

Seine Großmutter hatte sich seit langer Zeit kein so freundliches Gesicht aufgesetzt gehabt, wie heute bei der Rückkehr ihres Sohnes, der sich darüber so sehr ärgerte, daß er sie zuerst gehörig durchbläute und dann hinauf in den Mond warf, wo, wie die alten Medicinmänner sagen, sie noch heute zu sehen ist.

19.

Kosmogonie der Algonquins.

Als der Meister des Lebens durch die Kraft seines Willens die Erde geschaffen und sie mit lieblichen Gewächsen allerlei Art bepflanzt hatte, setzte er auch ein Paar von jedem Thiere darauf, die sich ungeheuer schnell vermehrten. Ja, sie vermehrten sich in kurzer Zeit so sehr, daß sich zuletzt beinahe keins mehr satt essen konnte; Bäume und Pflanzen waren bereits kahl, und die größten Flüsse so weit ausgetrunken, daß ein Rabe durchwaten konnte, ohne seine Flügel zu benässen. Da sah denn der Große Geist ein, daß es

anders werden müsse, und verwandelte kraft seiner Schwarzkunst mehrere große Säugethiere in Menschen, die, sobald sie sich auf ihren zwei Beinen sicher fühlten, gleich auf alle anderen lebenden Geschöpfe Jagd machten. Von diesem Umstande datirt sich auch der Glaube der Algonquins, daß ein jedes getödtete Wild, Vogel oder Insect, kurz nach seinem Tode als Mensch erwacht.

20.

Eine „medicinerne“ Insel.

Die Adikininis- oder Cariboo-Insel, ein kleines Eiland im nordwestlichen Theile vom Superiorsee, besucht kein Indianer, trotzdem daß dieselbe großartige Schätze bergen und ihre Küste sogar mit Goldsand eingefaßt sein soll. Denn die alten Medicinmänner wissen ganz genau, wie viele böse Manitos jene Kostbarkeiten bewachen, und auch, daß sie das Schifflein eines jeden Wagehalses zerschmettern, der sich mit diebischen Absichten den Wellen anvertraute. Auch giebt es ungeheure Schlangen daselbst, deren Blicke tödtlich sind.

Und doch wurde einstmals, wie der Reisende Carver erzählt, ein Versuch gemacht, den Geistern ihre Schätze zu entreißen; es hatten sich nämlich die geschicktesten Schiffer zu diesem Plane vereinigt und waren trotz der himmelhohen Wellen schon ziemlich nahe gekommen, als auf einmal ein furchtbar kolossaler Geist aus dem Wasser tauchte und sie zu vernichten drohte. Sie hatten von großem Glück zu

sageu, daß sie wieder mit heiler Haut davon kamen. Nachher hütete sich aber Jeder vor einem solchen Unternehmen.

21.
Wie der Ontonagon-Fluß seinen Namen bekam.

Der Ontonagon ist eins der vielen kleinen Flüßchen, welche in den Superiorsee münden; früher war es hauptsächlich dadurch bekannt, daß an seinen Ufern viel Kupfer gefunden wurde. Nahe seinem Ausflusse befand sich ehemals ein kleiner See, den nur eine schmale Sandbank von dem Flusse trennte, welche so niedrig war, daß das Wasser häufig bei heftigem Winde darüber wegging. Auf dieser Sandbank hatte einst eine indianische Squaw ihre hölzerne Schüssel oder Onagon stehen gelassen, und als sie dieselbe wieder holen wollte, sah sie, daß sie die Wellen bereits aus ihrem Bereiche getrieben hatten. „Ontonagon*)!" schrie sie ihr nun beständig nach, und die benachbarten Leute, welche dieses hörten, gaben seitdem dem Flusse den Namen Ontonagon, den er heute noch trägt.

---

*) „Da ist meine Schüssel!"

22.
Ein Großschnabel.

Ein stolzer Falke brüstete sich einst, daß er von allen Vögeln am höchsten fliegen könne; dabei bemerkte er aber nicht den Adler, welcher dicht bei ihm auf einem Baume saß.

„Wer fliegt mit mir in den Himmel hinein?“ rief darauf der Adler so laut, daß es alle Vögel ringsum verstanden.

„O, das wird der Falke thun!“ schnatterten sie ihm zu, „der kann's schon mit Dir aufnehmen!“

„Der Falke?“ bemerkte der Adler höhnisch; „mit dem zu fliegen finde ich unter meiner Würde.“ Darauf flog er allein auf und war in kurzer Zeit den Blicken der Zuschauer entschwunden.

„Und ich kann doch am höchsten fliegen!“ schrie darauf triumphirend der Falke, als er sah, daß ihn nur noch einige kurzflügelige und schwerfällige Vögel umstanden.

23.
Der Rabe und der Specht.

Eine junge, erst sechs Monate verheirathete Frau war ausgegangen, um sich einige dürre Zweige zum Feueranmachen abzubrechen. Als dies ein vorbeifliegender Rabe sah, schrie er: „Indoschkesikomon! Indoschkesikomon!“ das heißt: O meine Augen! O meine Augen! Damit wollte er nämlich

den Wunsch ausdrücken, daß das künftige Kind der Indianerin ein Knäblein sein sollte, das späterhin ein tüchtiger Jäger würde, so daß er sich vor dessen Thüre recht zahlreiche Augen des geschossenen Wildes — bekanntlich die Leckerbissen der Raben — auflesen könne.

Auch ein hungriger Specht hatte die Frau von einem Baume aus beobachtet und dabei für sich beständig „Nemossä-mudschi!“ gewispert. Damit meinte er: „Meine Würmer! meine Würmer!“ Denn das erwartete Kind sollte weiblichen Geschlechts sein, später eine tüchtige Hausfrau werden, fleißig ausgehen und dürre Aeste abreißen, damit er sich die Würmer daraus picken könne.

24.

Der Häuptling Eschkwägonäbei

erzählte einst:

Zu der Zeit, als der Große Geist den Bau der Erde beendet hatte, dieselbe aber noch wenig bewachsen und bewohnt war, setzte er ein junges Menschenpaar darauf, das sich in kurzer Zeit so sehr vermehrte, daß der Geist des Todes erwachte und die allgemeine Sterblichkeit einführte. Da weinten denn die armen Menschen bitterlich, liefen trostlos umher und klagten, warum sie der Meister des Lebens denn eigentlich geschaffen habe, da er sie doch so bald wieder der Macht des Todes überlieferte.

Als dem Schöpfer im Himmel diese Jammertöne in die

Ohren klangen, berief er alle seine Engel und sonstigen verständigen Wesen zusammen, um sich mit ihnen zu berathschlagen, was in dieser Angelegenheit zu thun sei. Die Berathung dauerte sieben Tage, während welcher Zeit weder der leiseste Wind wehte, noch das kleinste Wölkchen den Himmel bedeckte. Am letzten Tage wurde nun ein Bote auf die Erde geschickt, der trug auf der rechten Seite seines Busens ein Büschel weißen Hasenhaars und auf der linken einen weißen Adlerkopf. Diese Sachen, welche mit einigen blauen Streifen geschmückt waren, gab er dem zuerst geschaffenen Menschen und sagte: „Deine Klagen sind gehört worden und der Große Geist schickt Dir hiermit einen köstlichen Trost. Nimm das weiße Hasenhaar und den weißen Adlerkopf und gebrauche beides bei Deinen Medäwäs oder religiösen Festen; dann werden alle Deine Wünsche erfüllt werden; Deine Kranken werden wieder genesen und sich eines langen Lebens erfreuen!"

Darauf verschwand der Gesandte; die rothen Kinder nahmen sich sein Gebot zu Herzen und hatten großen Segen davon.

25.

Eine Geschichte, welche mit einer Moral endigt.

Menabuscho hatte einst einen Hirsch geschossen und wußte nicht, von welcher Seite er ihn eigentlich essen sollte. „Fange ich am Kopfe an," sprach er zu sich selbst, „so sagen die Leute, ich habe ihn kopfwärts gegessen; fange ich an der Seite an,

so sagen sie, ich habe ihn seitwärts gegessen, und fange ich beim Schwanze an, so lachen sie mich Alle aus und rufen: Menabuscho hat seinen Hirsch schwanzwärts gegessen." Während er sich so mit diesen unnützen Gedanken beschäftigte, erhob sich ein stürmischer Wind, und die Zweige eines nahen Baumes rieben sich so geräuschvoll aneinander, daß Menabuscho ärgerlich wurde und beschloß, die beiden lärmenden Aeste abzuhauen. Er kletterte also auf den hohen Baum; doch kaum war er oben, so lief eine Heerde hungriger Wölfe darunter her und fraßen ihm den fetten Hirsch vor seinen Augen auf, ohne daß er's wehren konnte. Daher sagen die alten Medicinmänner: „Wenn Du ein leckeres Stück Fleisch besitzest, so bekümmere Dich nicht um Nebensachen!"

26.

Nebäkwäm's Traum.

Nebäkwäm erschien einst ein weißer Mann im Traume und zeigte ihm einen breiten, südwestlich führenden Weg, an dessen Ende er gerufen werde. Um dieser Weisung Folge zu leisten, bekleidete er sich schnell mit seinem besten Gewand und betrat den angegebenen Pfad. Zu beiden Seiten desselben lag eine Menge umgehauener Bäume, und die nahe stehenden Häuschen zeigten, daß sie mit anderen Werkzeugen und Händen gebaut waren, als die Wigwams seines Volkes. Bald kam er in eine große Stadt, die ihm so sehr gefiel,

daß er gerne daselbst geblieben wäre, wenn ihm die Leute nicht befohlen hätten, weiter zu gehen.

Nachdem er noch einige Meilen zurückgelegt hatte, sah er sich auf einer unermeßlich großen Ebene, auf der eine hohe Leiter stand, die er besteigen mußte. Dieselbe führte ihn hinauf bis in den Himmel, wo ihn ein weißer Mann erwartete, der ihm vier prächtige Häuser zeigte. Als er in die Nähe derselben kam, öffnete sich die Thüre des ersten und vier alte Männer, wovon zwei schneeweiße Köpfe hatten, luden ihn ein hereinzukommen. „Hier ist der Platz," sagten sie zu ihm, „an welchen Du gerufen bist; kein Indianer vor Dir ist würdig gewesen, diese Stelle zu betreten; die Knochen derjenigen, welche aus eigenem Willen emporklettern wollten, siehst Du unten am Fuße der Leiter bleichen." Darauf gaben ihm die zwei Aeltesten einen rothen Thierschwanz und eine Adlerfeder und sagten ihm, er solle letztere beständig auf dem Kopfe tragen, denn sie würde ihn vor Hunger und Krankheit schützen und ihn auch der Gunst des Großen Geistes versichern. „Alle Menschen," sagten sie weiter, „weiße wie rothe, können hierher kommen, wenn sie nur auf die Lehren hören, die ihnen ihre heiligen Männer predigen." Darauf zeigten sie ihm noch eine Menge großer Vögel und fetter Thiere, die vorzugsweise nur für den rothen Mann geschaffen seien.

27.

Ein teuflischer Tanzmeister.

Es war gerade nicht der Teufel selbst, aber mindestens ein ebenso gesinnter und verschmitzter Geist, der seine Lebensaufgabe dahinein gesetzt hatte, andere Leute stets zu chicaniren und allenthalben Unglück anzurichten.

Derselbe ging einst am freundlichen Ufer des Huronsees spazieren und sah eine Masse lustiger Enten vor sich auf dem Wasser herumsegeln und sich köstlich nach Entenart amüsiren. „Ach!" rief er ihnen zu, „das freut mich doch übermenschlich, daß ihr lieben Entchen so schön vergnügt und heiter seid; kommt doch auch einmal mit mir in meine Hütte, damit ich euch einen neuen schönen Tanz lehren kann, den jetzt die Seelen im Himmel tanzen." Einige bejahrtere Schnatterer schüttelten bedenklich die Köpfe dazu und wisperten: „Laßt uns nicht hingehen; denn das ist Menabuscho, der Uebelthäter." Doch die jüngeren waren anderer Meinung; der schöne Mann sprach ja so freundlich und liebevoll, daß es eine wahre Ungezogenheit gewesen wäre, wenn sie sich so kalt gegen ihn benommen hätten. Sie steuerten also dem Lande zu, und die anderen folgten dann auch.

Als sie sich nun alle in der Hütte befanden, nahm Menabuscho einen großen Sack, hing ihn um und ließ die Enten einen Kreis um sich bilden. „Jetzt," rief er, „müßt ihr alle eure Augen schließen und sie ja nicht eher öffnen, als bis

ich's sage, denn sonst könnte euch leicht etwas Schreckliches passiren. Ich nehme jetzt also meine Flöte und spiele; sobald ich euch das betreffende Commando gebe, macht ihr die Augen auf und tanzt mir nach!" Die Enten gehorchten auch recht schön und verhielten sich ganz ruhig, doch hob jede schon ungeduldig das linke Bein auf, um gleich losstürzen zu können. Aber das erwartete Zeichen kam nicht und kam nicht; nur hörte man dann und wann ein geheimnißvolles Quack das Flötenspiel übertönen und das war Alles. Da ging denn endlich der kleinsten Ente die Geduld aus und sie schielte unbemerkt nach Menabuscho hinüber, der in der linken Hand seine Flöte hielt und in der rechten einen dicken Knüppel, womit er jedesmal die nächste Ente niederschlug und in seinen Sack steckte. Langsam schlich sie sich darauf zur halboffenen Thüre und schrie: „Macht die Augen auf, denn Menabuscho bringt euch um und steckt euch in seinen Sack!" Dann flog sie fort; Menabuscho eilte ihr schnell nach und schlug nach ihr, traf sie aber nicht tödtlich; doch ihr Körper erhielt dadurch jene breite, flache Gestalt, die wir heute noch beim ganzen Entengeschlecht wahrnehmen.

28.

Geschichte des Rothfuchses.

Der Rothfuchs ist ein Thier, an dem die böse Nachrede kein gutes Wort gelassen hat. Er soll wie die Hyäne die Todten ausgraben und sie verzehren; aus seinem nächtlichen

Geheul weiß man allerlei Sterbefälle und sonstige traurige Geschichten zu weissagen. Sein Körper war früher ganz roth; seine schwarzen Beine hat er erst später und zwar auf folgende Art bekommen:

Einst hatte ein mächtiger Chief, der eine allerliebste Tochter besaß, ein großes Gastmahl bereitet und alle Thiere der Erde dazu eingeladen. Als dem Rothfuchs seine Einladung überbracht wurde, fragte er den betreffenden Boten: „Sagt mir doch, lieber Freund, was wird uns denn zum Abendessen servirt?"

„Fein gekochtes Korn," erwiderte er.

„O, wenn's weiter nichts ist," entgegnete naserümpfend der Rothfuchs, „dann ist's ja nicht der Mühe werth, daß ich vor die Thüre gehe; denn solch ein Gericht kann ich gerade so gut in meiner eigenen Hütte haben!" Darauf drehte er ihm höhnisch den Rücken, und der Bote ging zurück zum Chief und erzählte ihm, wie ihn der Rothfuchs behandelt habe. „Geh so schnell wie möglich wieder zurück," sagte der Chief, „bitte ihn so höflich wie Du kannst um Entschuldigung und bemerke ihm, daß ihm die delicatesten Fleischspeisen, durch die erprobteste Köchin bereitet, vorgesetzt würden."

Diese Nachricht gefiel dem alten Rothfuchs schon bedeutend besser und schmunzelnd versprach er, zur rechten Zeit zu kommen. Gleich darauf reinigte er sich das Fell ganz gründlich und ging nach der Hütte des Chiefs. Die Gesellschaft daselbst empfing ihn äußerst höflich; ein Jeder stand ehrerbietig auf und offerirte ihm bereitwilligst seinen Sitz,

ja der Chief wies ihm sogar den Ehrenplatz neben dem Feuer an, der Meister Reinecken auch am besten zusagte, nämlich deshalb, weil er von dort prächtig in den Fleischkessel sehen konnte. Doch nach und nach kamen noch so viele Thiere in den Wigwam, daß sie kaum alle Platz hatten, und unser Rothfuchs wurde dadurch so nahe an's Feuer gedrückt, daß er's bald vor Hitze nicht länger mehr aushalten konnte. Als er nun deshalb aufstehen wollte, bekam er auf einmal einen so kräftigen Stoß, daß er mit allen Vieren in den Kessel fiel und sich jämmerlich verbrannte.

Heulend und klagend lief er nun nach Hause zu seiner Großmutter, die ihm, wie das so bei den Thieren Sitte war, den Haushalt besorgte. „Du hast Dir," sagte dieselbe zu ihm, „zwei große Fehler zu Schulden kommen lassen; zuerst warst Du zu unhöflich gegen den Boten, und dann warst Du zu unbescheiden gegen die ganze Gesellschaft, indem Du gleich den Ehrensitz einnahmst; hättest Du Dich ruhig mit dem ersten Sitze neben der Thüre begnügt, so wäre Dir sicherlich ein solches Unglück nicht zugestoßen." Das klang allerdings wenig tröstlich für den Patienten, und er hätte sicherlich mit der Alten Skandal angefangen, wenn sie ihm nicht schnell die wunden Beine verbunden und den herkömmlichen Medicintanz getanzt hätte. Diesen Tanz tanzte sie die liebe lange Nacht hindurch, denn ihr Enkel jammerte und schrie unaufhörlich. Als sie am folgenden Morgen den Verband abnahm, sah sie, daß die Beine überall ganz kohlschwarz geworden waren. Jetzt war der Jammer des Rothfuchses

erst recht groß: „Ach meine Beine, meine schönen rothen Beine!“ schrie er. „Wie werden mich jetzt die jungen Mädchen auslachen, wenn sie mich sehen! Ach, jetzt kann ich mich nirgends mehr sehen lassen!“

Da die alte Großmutter während der Nacht ihre steifen Gebeine tüchtig angestrengt hatte, so fiel sie während dieser Jeremiaden in tiefen Schlaf. Als dies der Rothfuchs merkte, stand er leise auf, schlich sich geräuschlos vor die Hütte des Chiefs und ließ sein Unheil bedeutendes Geheul ertönen und zwar so laut, wie er nur konnte.

Kurze Zeit danach wurde die Tochter des Häuptlings bedenklich krank und starb, trotzdem daß die berühmtesten Mediciner des ganzen Landes lange Zeit ihr Lager umstanden hatten. Doch so schlimm hatte es der Rothfuchs mit seinem Bellen nicht gemeint, denn er liebte das schöne Mädchen über alle Maßen und ging mit dem Gedanken um, sie späterhin zu seiner Frau zu machen. Traurig saß er nun in seiner Hütte und sagte kein Wort. Während dem wurden die Vorbereitungen zu ihrem Begräbnisse getroffen, und alle Freunde und Freundinnen der Verewigten versammelten sich, um sich wegen der gerathensten Bestattung zu besprechen.

„Legen wir die Todte in die Erde,“ sagten einige davon, „so kommt der Rothfuchs und frißt sie, denn er hat sie auch todtgebellt; verbergen wir sie daher besser in den Aesten eines hohen Baumes, denn in der Luft wird er sie wohl nicht suchen.“

Das geschah denn auch; aber da die alte Großmutter

als entfernte Verwandte ebenfalls zugegen war, so erfuhr Reinecke die Stelle sehr bald, lief am nächsten Abend hin und sah die ganze liebe lange Nacht zum Leichnam hinauf. Ach, die Todte war so wunderschön und ihr Gesicht leuchtete so freundlich zu ihm herunter, als sei sie noch am Leben. Mit Anbruch des Tages verschwand jedoch ihre Schönheit und sie bekam die allgemeine Todtenfarbe wieder.

Da ging der Rothfuchs wieder langsam nach Hause und setzte sich trübselig in eine Ecke, und als ihn die Großmutter fragte, ob er vielleicht den Körper des todten Mädchens verstümmelt habe, sagte er kein Wort, sondern blieb regungslos sitzen, bis es wieder Abend ward und die Alte einschlief, wonach er abermals unbemerkt seinen Schatz besuchen konnte. Am Morgen stellte er sich natürlich wieder zeitig ein, um nicht den ihm auflauernden Feinden in die Hände zu fallen.

Im Laufe der Zeit machte nun Rothfuchs die freudige Entdeckung, daß sein todtes Schätzchen immer mehr und mehr ein frischeres beständiges Aussehen bekam, ja daß sie zuletzt so blühend aussah, wie damals, als er sie zuerst sah und sich in sie verliebte.

„Großmutter", sagte er eines Tages, „reiche mir meine Pfeife und stopfe sie recht voll, damit ich wieder einmal recht große Wolken blasen kann."

„Ach," rief da freudig die Alte, „wie bin ich doch so froh, daß Du Dich wieder recht wohl fühlst; denn seit dem Tode der schönen Häuptlingstochter hast Du weder an mich noch an Deine Pfeife gedacht."

Nun legte er sich behaglich in die wärmste Stubenecke und qualmte wigwamgroße Wolken.

Als er seine Pfeife ausgeraucht und die Asche ausgeklopft hatte, stand er auf und befahl der alten Frau, die Hütte schnell so schön wie nur möglich zu putzen, da er ihr heute noch eine Schwiegertochter zuführen würde. Das that sie denn auch; sie nahm ihren neuesten Besen, kehrte Alles so rein und sauber wie geleckt und stellte alle Geräthschaften an die passendsten Plätze. Nach einer Weile klopfte es. „Tintitschinn danis!“ (Komm herein, meine Tochter!) rief die Großmutter. Eine Schattengestalt trat herein, die in ihren Umrissen jedoch deutlich das auferstandene Mädchen erblicken ließ. Bald nahm sie auch Fleisch und Blut an, fing an zu sprechen und erklärte sich als das Weib des Rothfuchses, in dessen Hütte sie nun für immer bleiben wollte.

Als dies nach einigen Wochen der alte Chief erfuhr, sagte er zu sich selbst: „Der schlaue Rothfuchs hat zwar meine Tochter lebendig gemacht, aber das giebt ihm noch lange kein Recht, sie auch als Frau zu behalten, besonders da ich sie schon vor Jahren dem schönsten Thiere der Welt, dem Hirsch, versprochen habe, der mich nun beim Wort nehmen wird.“ Darauf versammelte er alle seine Freunde und ging mit ihnen in die Hütte des Rothfuchses; nur der Hirsch blieb allein davor stehen, um sich im Falle der Noth schnell aus dem Staube machen zu können. Der Rothfuchs wurde nach langen Kämpfen übermannt und seine theure Ehehälfte vor die Thüre geführt, wo der Hirsch sie augenblicklich auf

seinen Rücken packte und damit nach seiner Hütte lief. Als er sie aber dort abnehmen wollte, war sie nicht mehr da; sie war nämlich unterwegs unbemerkt abgesprungen und wieder zu ihrem alten Gatten zurückgekehrt.

Einige andere Versuche, sie wieder zu bekommen, schlugen ebenfalls fehl. „Es ist wahr," sagten darauf die Leute, „der Rothfuchs hat ihren Tod verursacht, aber er hat sie auch wieder in's Leben zurückgerufen und darum hat er auch ein Recht an sie. Möge daher das junge Ehepaar noch lange in Ruhe und Freude leben!"

29.

Schischib.

Es war einmal ein junger Mann, Namens Schischib oder die kleine Ente, der ruderte eines Tages sein Canoe langsam am Ufer des Michigansees entlang. Als dies zwei schöne Mädchen sahen, sagte die Eine zur Andern: „Komm, laß uns ihn rufen und ihn fragen, ob er uns nicht ein wenig fahren will!" „Nein," erwiderte die jüngere Schwester, „laß uns das nicht thun, denn was wird er von uns denken?" Aber das kümmerte die andere nicht; sie winkte dem Schiffer, der auch gleich an's Land fuhr und sie beide einnahm.

„Sag', wer bist Du?" fragte ihn das ältere Mädchen.

„Ich bin Wädschinmakin, der große Chief."

Dieser Name klang ihr wie Musik in die Ohren; denn Wädschinmakin war ein Mann medicinerner Natur, der,

wenn er seinen Untergebenen oder Freunden einmal eine große Freude machen wollte, aus seinem Munde silberne Schnallen und goldene Ohrgehänge haufenweis husten konnte. Deshalb bat sie ihn nun gleich, ein bischen zu husten, was er denn auch erfolgreich that, da er sich vorher heimlicherweise einige Schmucksachen in den Mund gesteckt hatte.

Kurze Zeit danach kam ein Elennthier an's Ufer, um zu trinken.

„Was ist das?" fragte die geschwätzige Neugierige.

„Das ist mein Jagdhund."

„So rufe ihn doch herein!"

Schischib rief, aber das Thier kam nicht, und zwar aus dem höchst einfachen Grunde, weil es die Nähe der Mädchen nicht liebte, wie Schischib sagte.

Danach kam ein großer Bär an's Wasser.

„Was ist das?"

„Einer meiner Bedienten!"

Schischib mußte wieder rufen, aber der Bär kam ebenfalls nicht.

Als sie endlich am Ziel ihrer Reise waren, kam den beiden Mädchen die ganze Affaire doch ein wenig „medicinern" vor; denn sie saßen eigentlich gar nicht in einem Canoe und sahen überhaupt auch keins, sondern hatten sich's bis jetzt nur eingebildet. Sie fanden sich plötzlich vor der Hütte der Großmutter Schischib's, ohne daß sie recht wußten, wie es zugegangen war.

Schischib war vorausgegangen und hatte der Alten befohlen, die Hütte so schnell wie möglich aufzuputzen, was sie

auch mit der größten Bereitwilligkeit gethan hatte, da sie sich inniglich freute, daß sich ihr Enkel gleich zwei Frauen gesucht hatte, die ihr sicherlich in Zukunft alle häuslichen Sorgen abnehmen würden.

Nun geschah es im Laufe der Zeit, daß der große Wädschinmakin ein glänzendes Gastmahl gab und dazu die halbe Welt einlud. Auch nach Schischib's Wigwam kam ein Bote und sagte:

„Schischib, Wädschinmakin läßt Dir sagen, daß er Dich an seinem großen Feste bei sich zu sehen wünscht."

Schischib aber that, als höre er's nicht, worauf der Bote seine Worte noch einmal wiederholte und dann fortging.

Nun sahen sich die beiden Frauen mit großen Augen an, und die Aelteste fragte: „Was ist das, der Fremde nannte Dich Schischib und brachte eine Einladung vom großen Wädschinmakin?"

„O, sei nur beruhigt, das ist so ein alter sonderbarer Kerl, dem es stets Vergnügen macht, die Namen zu verwechseln; ich habe ihn daher auch, wie Du gesehen hast, sehr kalt und geringschätzig behandelt."

Als der Bote darauf dem großen Chief von seinem Empfange bei Schischib erzählte, sagte dieser: „Der arme Schischib fühlt sich zu gering, an meinem Feste Theil zu nehmen; geh gleich wieder zu ihm und nenne ihn bei meinem Namen; das wird ihn freuen, und dann wird er auch mitkommen."

Der Bote that also. „Habe ich's euch nicht gesagt," sprach darauf Schischib zu seinen beiden Frauen, „daß sich

dieser Mann zuweilen solche Narrheiten erlaubt, um die Leute zu ärgern? Jetzt werde ich auch seinem Wunsche Folge leisten.“

Darauf zog er seine besten Kleider an und flüsterte der Großmutter in's Ohr, während seiner Abwesenheit auf die Mädchen Acht zu geben und um Alles in der Welt nicht am Abend einzuschlafen. Dann ging er fort. Aber so sehr sich die Alte am Abend anstrengte, sich wach zu erhalten, so fielen ihr doch die Augen zu. Als dies die jungen Schwiegertöchter merkten, standen sie leise auf, legten zwei große Stücke Holz an ihre Schlafplätze, schnitten dann das Seil ab, mit welchem die Thüre zugebunden war, und liefen fort, um zu sehen, wo sich ihr Herr Gemahl herumtreibe.

Das weitschallende Getöse kriegerischer Musik zeigte ihnen den rechten Weg, und bald kamen sie in die mit Glanz und Herrlichkeit gefüllte Hütte des großen Chiefs, der auf einem feinen, von vielen Kriegern umstandenen Pelze saß. Wädschinmakin hustete in bestimmter Zwischenzeit, und jedesmal entfielen seinem Munde Körbe voll goldener Kostbarkeiten, über welche dann seine Gäste wie toll herfielen. Den armen Schischib, den die Mädchen anfangs gar nicht sahen, erspähten sie zuletzt in einer dunkeln Ecke, wo man sich nur in sofern um ihn bekümmerte, daß man ihn zuweilen unsanft aus dem Wege stieß. Er sah jedoch seine Frauen nicht.

Als das Fest zu Ende war, ließ Wädschinmakin die beiden Mädchen vor sich kommen und fragte sie, ob sie nicht

seine Weiber werden wollten. Dieselben erklärten sich damit einverstanden und blieben bei ihm.

Schischib war inzwischen nach Hause gegangen und beinahe ohnmächtig geworden, als er daselbst die Thüre offen fand. „Großmutter!" rief er wie rasend, „ist das die Art, wie Du wachst?" Die Alte schlug die Augen auf und bedeutete ihm, sich doch zu beruhigen, da seine beiden Weiber ja vor ihm im Bette lägen; dabei zeigte sie auf die beiden Holzstücke. Da es ziemlich dunkel im Wigwam war, so ließ sich Schischib auch täuschen und legte sich zwischen beide, fand jedoch bald aus, daß sich die vermeintlichen Weiber doch ein bischen zu hölzern anfühlten und daß sie auch weiter nichts als kalte Holzblöcke waren. Nun stand er wüthend auf, bereitete unter gräßlichen Verfluchungen und Verwünschungen Wädschinmakin, denn kein Anderer konnte ihm diesen teuflischen Streich gespielt haben, ein starkes Gift, mit dem er hastig zur Hütte des Chief zurücklief.

Er fand Wädschinmakin sanft zwischen seinen beiden Frauen liegend, und da er den Mund weit offen hatte und Niemand Schischib bemerkte, so war's denn ein Kleines, ihm eine gehörige Dosis Gift einzuschütten und sich danach wieder leise aus dem Staube zu machen.

Am andern Morgen machte nun allenthalben die traurige Nachricht die Runde, daß der große Wädschinmakin todt in seinem Bette gefunden worden, was nach der Annahme der Medicinmänner dadurch gekommen sei, daß er sich beim gestrigen Feste allzu sehr mit seinem kostbaren Husten ange-

strengt habe. „Laßt es uns auch dem armen Schischib mittheilen, der ihn so lieb hatte,“ sagten Einige und gingen zu ihm.

Schischib war beim Fischen, hatte schon mehrere große Fische gefangen und denselben die Schwimmblasen ausgenommen, die er, mit Blut gefüllt, auf seine Brust gebunden hatte. Als er nun von dem großen Unglück seines Freundes hörte, ergriff er wie wahnsinnig sein Messer und stieß es sich so tief in die Brust, daß ein dicker Blutstrom herausquoll und er wie todt niederfiel.

„Ach,“ klagten nun die Ueberbringer der Trauerbotschaft, „warum haben wir's ihm auch so plötzlich gesagt! Wußten wir doch im Voraus, daß es ihn so angreifen würde!“

Am nächsten Tage stand Schischib wieder lebendig vor dem Wigwam Wädschinmakin's und sang: „Wädschinmakin ist todt, und ich weiß, wer schuld daran ist; ich glaube, ich war es selber!“

Augenblicklich liefen ihm nun Alle, welche dies gehört hatten, nach, konnten ihn aber nicht erhaschen, da er sich zu schnell in ein sicheres Versteck flüchtete. Bald kam er jedoch wieder und sang: „Wenn ihr mich fangen wollt, so müßt ihr mir Wädschinmakin's junge Wittwen nachschicken!“ Dieselben kamen denn auch; Schischib ließ sie recht nahe heran, flüsterte ihnen dann allerlei süße Redensarten in die Ohren, tanzte aber dabei immer lustig weiter, bis er den Zuschauern aus den Augen war. Als die jungen Frauen nun merkten, daß sie Niemand mehr sah, baten sie Schischib, sie wieder zu sich

in seine Hütte zu nehmen. Das war's denn, was er gerade wünschte. Er führte beide heim und fühlte sich wieder recht glücklich. Aber lange dauerte sein Glück nicht, denn als dies die Freunde Wädschinmakin's erfuhren, umzingelten sie plötzlich seine Hütte, und Schischib hatte kaum noch Zeit, sich mit seinen Frauen in sein Schifflein zu flüchten. Die Großmutter verwandelte die Fliehenden in drei Wasserenten, woher es denn auch kommt, daß man unter jenen Wasservögeln so häufig ein Männchen bei zwei Weibchen sieht.

30.

Tschibi,

oder die zwei fettessenden Geister.

Hoch oben am Michigansee in einer waldigen, wilden Gegend stand einsam ein netter Wigwam, den ein biederer Jäger mit seiner braunen Gattin bewohnte. Da ihre kleine Hütte wenigstens sieben Sonnenuntergänge von der nächsten entfernt war, so blieb das glückliche Ehepaar stets von unlieben Nachbarn verschont und lebte recht zufrieden. Da es ringsum Wild jeder Art in Hülle und Fülle gab und er ein sicherer Schütze war, so hatten Beide vollauf zu essen und Pelze genug, um sich schöne und warme Kleider zu machen.

Als einst an einem Abend der Jäger nicht zur gewöhnlichen Zeit nach Hause gekommen war, erschienen zwei fremde Frauen vor seinem Wigwam und begehrten Einlaß. Trotzdem, daß ihr ganzes Wesen einen unheimlichen Charakter trug,

wurden sie doch eingelassen. Sie setzten sich scheu und zurückhaltend in eine dunkle Ecke, verhüllten ihre Gesichter und sprachen kein Wort. So weit die Frau bemerken konnte, waren sie hohläugig und fleischlos. Sie zitterte und bebte vor Furcht, und eine heisere Stimme raunte ihr zu: „Barmherziger Gott, das sind ja zwei Skelette in Lumpen gehüllt!“ Sie sah sich um, konnte aber Niemand erblicken.

Endlich kam nun ihr Gemahl mit einem fetten Hirsche nach Hause. Augenblicklich fielen die beiden Geister darüber her, rissen dem Thiere alles Fett aus dem Leibe und verschlangen es gierig. Der Jäger verhielt sich ganz ruhig, denn er glaubte, die beiden Fremden seien ausgehungert und könnten ihrem Drange nicht widerstehen. Aber am folgenden Tage ging es ebenso und am dritten auch, so daß der Jäger gar nicht wußte, was er eigentlich von diesen seltsamen Gästen denken sollte. Sonst waren sie ganz still und benahmen sich auch sehr bescheiden; sie lachten und scherzten nicht, gaben überhaupt kein Sterbenswörtchen von sich. Am Abend gingen sie jedesmal aus, suchten dürres Holz für den andern Tag und legten sich dann wieder geräuschlos auf ihre bestimmten Schlafplätze.

Wieder einmal kam der Jäger mit einem fetten Hirsche nach Hause, dem ebenfalls wieder alles Fett herausgerissen wurde. In der Nacht darauf fingen aber die Fremden an zu wehklagen, und jämmerlich zu stöhnen und zu seufzen, so daß der gutmüthige Mann aufwachte und fragte: „Warum klagt

ihr denn so? Haben wir euch vielleicht beleidigt, oder euch nicht genug Speise gereicht?"

„O nein," erwiderten sie, „wir sind mit seltener Höflichkeit behandelt worden und weinen deshalb nicht. Aber wir müssen fort, denn der Herr der Todten, aus dessen Land wir kommen, hat uns nur 90 Tage erlaubt auf der Erde zu wandeln, um die Menschen zu prüfen. Ihr habt eure Probe gut bestanden; denn ihr habt uns nicht gezürnt, als wir das viele Fett vor euren Augen verschlangen." Darauf schieden sie, und der Segen, den sie hinterließen, bestand in langem Leben, in Friede, Gesundheit und zahlreicher Nachkommenschaft.

31.

Packwadschininis.

Einst waren alle Leute auf der Erde, mit Ausnahme zweier kleiner Kinder, gestorben; jene Kinder waren ein Knabe und ein Mädchen, die während der allgemeinen Sterblichkeit geschlafen hatten. Das Mädchen erwachte zuerst, sah aber sonst Niemand um sich als ihren Bruder, der wie ein Klotz dalag und sich nicht regte und bewegte. Nach zehn Tagen drehte er sich stillschweigend um und schlief wieder zehn weitere Tage auf der andern Seite; dann erst erwachte auch er.

Das Mädchen wuchs sehr schnell zu einer blühenden Jungfrau heran; aber der Knabe blieb ein kleiner Knirps, und es dauerte bei ihm ungemein lange, bis er den Gebrauch

seiner kurzen Beine gelernt hatte. Danach machte ihm seine Schwester Pfeil und Bogen, hing ihm eine Muschel um den Hals und gab ihm den Namen Wadäsäninid, oder der kleine Mann mit der Muschel.

Nun ging er täglich aus und schoß auf Alles, was ihm in den Weg lief oder in den Bereich seines Pfeiles flog. Anfänglich hatte er's hauptsächlich auf kleine Vögel abgesehen. Doch da er mit der Zeit Pfeil und Bogen besser zu führen lernte, wagte er sich auch an größere Thiere und entfernte sich mitunter Tage lang von seinem heimathlichen Wigwam.

Als er einst wieder einmal auf die Jagd gegangen und an einen großen See gekommen war, sah er einen mächtigen Riesen vor sich, welcher Biber fing. Der Kleine setzte sich unbemerkt an's Ufer hin und beobachtete seine Bewegungen. Im Vergleich mit jenem Manne war er nicht größer als ein Insect, und doch war er so frech, sich leise an ihn heranzuschleichen und ihm mit Hülfe seiner magischen Muschel einen Biberschwanz zu stehlen.

Der Riese war am Abend ganz erstaunt, als er bemerkte, daß einem Biber der Schwanz fehlte, da er doch Niemanden in seiner Nähe gesehen hatte. Am andern Tage ging's ihm ebenso. „Ich möchte doch wissen," sagte er zu sich selber, „was das für ein vermaledeiter Hund ist, der mir jedesmal einen Biberschwanz abbeißt; wenn ich den erwische, soll er sich sicherlich auf meinem Spieße zu Tode zappeln."

Er paßte also auf, und unser Zwerg mußte nun sehr auf seiner Hut sein, um abermals, ohne Schaden zu nehmen,

einen Schwanz wegstibitzen zu können. Als der Riese darauf seine Ladung nach Hause brachte und sah, daß er trotz aller Wachsamkeit doch bestohlen worden war, fing er an so fürchterlich zu fluchen und zu schimpfen, daß sein ganzes Haus wackelte und das Laub der umstehenden Bäume abfiel. Auch nicht einmal eine Spur war ringsum von einem Thiere oder Menschen zu entdecken, denn Wadäsäninid war so federleicht, daß er über das Gras wie eine Mücke über den Schnee marschiren konnte.

Am folgenden Tage ging er ein paar Stunden früher auf den Biberfang und war schon weg, als der Kleine ankam. Dieser eilte ihm nun nach und fand ihn vor seiner Hütte stehen, wo er den Bibern die Felle abzog.

„Wer bist Du, kleiner Mann?" fragte ihn der Riese, „ich habe große Lust, Dich an einen meiner Pfeile zu stecken!" Da machte sich denn der Zwerg so schnell er konnte aus dem Staube und der ihm nachgeschickte Pfeil flog schadlos über seinem Kopfe weg.

Zu Hause angekommen, sagte er zu seiner Schwester: „Liebe Schwester, es ist Zeit, daß wir uns trennen, denn ich werde verfolgt. Auch Du mußt fliehen und das gleich. Sage mir, wohin Du gehen willst."

„Ich gehe dahin, Bruder, wo die Sonne aufgeht; dort ist der schönste Theil des Himmels, den ich von jeher geliebt habe; und wenn Du zuweilen daselbst die schönen glänzenden Wolken erblickst, so denke, es ist Deine Schwester, die sich bemalt hat."

„Und ich, Schwester, ziehe hinauf auf die hohen Berge; dort ist das Wasser klar und die Luft rein, und ich kann Dich von dort in aller Frühe sehen. Dann wird man mich Packwadschininis oder den wilden Mann der Berge nennen. Doch ehe wir scheiden, muß ich noch einmal ausziehen, um mächtige Manitos aufzusuchen."

Darauf verließ er sie und bereiste die ganze Oberfläche der Erde. Ueberall wo er sich nur blicken ließ, wurde er freundlich aufgenommen; doch als er in die Mitte der Erde kam, ging's ihm anders. Dort saß nämlich ein gräßlicher Manito vor einem ewig siedenden Wasserkessel, in den er ihn ohne weitere Umstände hineinwarf. Zum großen Glücke war jedoch sein Schutzgeist gegenwärtig, der ihn schnell rettete und wieder zurück zu seiner Schwester führte, der er nun sein Unglück erzählte.

Darauf trennten sich Beide. Er ging hinauf in die wilden Berge und seine Schwester wurde vom Winde nach Osten geführt, wo man sie heute noch in Gestalt des Morgensterns erblickt.

32.

Bibon und Sigwan,

oder Winter und Frühling.

Es war Winter. Ueberall war es todt und öde, und das Einzige, was man hörte, war der kalte Nordwind, der die hohen Bäume schüttelte und den Schnee vor sich hertrieb.

Am Ufer eines zugefrorenen Flusses stand ein halbzerfallener Wigwam, aus dem nur noch wenig Rauch aufstieg, denn der alte Greis, der ihn bewohnte, war so schwach und erschöpft, daß er sich die Schneeschuhe nicht mehr fest binden konnte, viel weniger daß er im Stande war, einen Baum umzuhauen und ihn heimzuschleppen.

Als seine letzten Kohlen am Verlöschen waren und er seiner baldigen Erstarrung entgegensah, ging plötzlich die Thüre seiner Hütte auf und ein junger Mann hüpfte leicht wie eine Feder herein. Seine Wangen strahlten von Jugendfülle und Jugendkraft, aus seinen Augen funkelte allbeglückende Liebe und seine Lippen umspielte ein unschuldiges Lächeln. Seine Stirn umgab ein lieblicher Kranz von frischem Waldgrase, und in jeder Hand hielt er einen duftenden Strauß frischer Frühlingsblumen. Alle seine Bewegungen waren tanzend.

„O Du guter, schöner Fremdling," sagte der Greis, „setze Dich eine Weile zu mir und erzähle mir von dem fernen Lande, aus welchem Du kommst. Laß uns die Nacht zusammen bleiben und ich werde Dich auch mit dem Geheimniß unterhalten, in welchem meine Kraft besteht."

Darauf stopfte er dem Jüngling seine beste Pfeife, und die Unterhaltung begann.

„Wenn ich athme," sagte der Alte, „stehen Bäche und Flüsse still, und ihr Wasser wird wie Krystall so hart und rein."

„Der Hauch meines Mundes macht Berge und Thäler grün," erwiderte der Jüngling.

„Wenn ich meine weißen Locken schüttle, so deckt Schnee das ganze Land und alle Blätter fallen von den Bäumen. Mein Athem treibt die Vögel in ein fremdes Land, die wilden Raubthiere verbergen sich vor ihm und die Erde wird so hart wie Feuerstein."

„Doch wenn ich, Großvater, meine Locken schüttle, so ergießt sich ein belebender Regen auf die Erde; die Pflanzen strecken ihre zarten Köpflein heraus und sehen so munter drein wie unschuldige Kinderaugen. Mein Ruf bringt die Vögel wieder zurück; mein Athem thaut Bäche und Ströme auf, und wohin Du dann siehst, erblickst Du die reinste Freude."

Der Alte schwieg. Allmälig ging die Sonne auf und verbreitete eine angenehme Wärme. Rothbrust und Blauvogel sangen, die Flüsse erwachten aus ihrer winterlichen Erstarrung, und Blumen und Kräuter schossen lustig aus der weichen Erde empor.

Der Tag zeigte den wahren Charakter des Greises vollständig; denn als ihn der Jüngling aufmerksam betrachtete, hatte er nur das eisige Bild Bibon's vor sich. Seine Augen tropften; er wurde immer kleiner und kleiner, bis er sich zuletzt ganz und gar auflöste. Auf seinem Feuerplatze erblühte die weiße Miskodid*), eine kleine Blume, welche man gewöhnlich an der Grenze der kalten Zone erblickt.

*) Claytonia virginica, die Lenzschönheit.

33.

Akukodschisch,

oder die Familie der Ferkelkaninchen.

Weit oben im Norden lebte ein weibliches Ferkelkaninchen mit seinen Jungen in einer Höhle. Es war Winter und sehr kalt. Da die Kleinen noch zu schwach waren, um sie in dieser rauhen Jahreszeit vor die Thüre zu lassen, so suchte die Mutter tagtäglich allerlei Wurzeln und sonstige eßbare Dinge für sie, die sie eben finden konnte, damit sie nicht verhungerten.

Aber die Jungen waren sehr ungeduldiger Natur; das Leben in der eintönigen Höhle war ihnen zu langweilig und sie wollten mit aller Gewalt hinaus in die freie Natur. „Verhaltet euch doch ruhig," rief ihnen die Mutter zu, „was wollt ihr denn draußen thun? Es schneit und hagelt ja, als ob die Welt untergehen wollte. Wartet doch, bis der Frühling kommt."

Da sie ihnen jedoch schon seit längerer Zeit dasselbe gesagt hatte, so argwöhnten die Kleinen irgend eine Betrügerei und sie hatten auch Recht; denn als ihre Mutter einstens im Schlafe lag und ihr dabei der Mund aufstand, bemerkten sie in ihren Zähnen die Ueberreste zarter weißer Wurzeln, die man nur im Frühjahre findet. Augenblicklich wanderten sie alle hinaus in den grünen Wald, und als die Mutter erwachte, hatte sie Niemanden mehr um sich.

34.

Opitschi,

oder die Entstehung des Rothkehlchens.

Ein alter Mann hatte einen einzigen Sohn, Namens Opitschi, der war gerade in dem Alter, in welchem es der allgemeine Gebrauch erheischte, sich durch Fasten eines Schutzgeistes für's weitere Leben zu versichern. Der Vater bildete sich viel auf seinen Knaben ein, und da er sehr ehrgeizig war, so hoffte er ihn durch außergewöhnlich langes Fasten dereinst zu einem berühmten Manne zu machen, der alle seine Vorfahren an Weisheit und Tapferkeit überträfe. Er baute ihm also für den betreffenden Zweck eine kleine Hütte, führte ihn hinein und sagte zu ihm: „Mein Sohn, sei standhaft in dieser heiligen Zeit, damit sich ein mächtiger Manito Deiner erbarme! Nach zwölf Tagen werde ich Dir nahrhafte Speisen und meinen Segen bringen!"

Opitschi legte sich ruhig hin, kehrte sein Gesicht der Erde zu und wartete geduldig auf beglückende Träume. Sein Vater besuchte ihn regelmäßig jeden Tag und redete ihm von seinem künftigen Ruhme allerlei schmeichelhafte Dinge vor, damit er seine Leiden vergäße. Der Knabe sagte kein Wort dazu; doch am Morgen des neunten Tages, als ihn Hunger und Durst schon halb getödtet, seufzte er: „Ach Vater, meine Träume bedeuten nichts Gutes, laß mich aufhören zu fasten." Der Vater aber hatte ein Herz von Stein

und beschwor ihn, zu gehorchen und noch weitere drei Tage auszuhalten. Traurig nickte ihm Opitschi Ja zu und verhüllte sein Gesicht.

Am Abend des elften Tages wiederholte er nochmals seine Bitte und zwar so leise, daß sie der Vater kaum hören konnte; aber er mußte gehorchen. Er lag da wie ein Todter, und nur ein schwaches Athmen zeigte, daß der Lebensfunke noch nicht ganz in ihm erloschen war.

Als am folgenden Morgen der Vater wiederkam, hörte er, wie sein Sohn laut mit sich selbst sprach. Er schlich sich daher leise vor die Thüre und sah durch eine Ritze, wie er sich den Hals mit rother Farbe bemalte, wobei er seufzte: „Mein Vater hat mein Glück als Mensch zerstört; nur er allein ist der Verlierer und der Leidende, denn er setzte meinen Bitten taube Ohren und ein kaltes Herz entgegen. Aber ich bin ihm gehorsam gewesen und dafür werde ich auch in meinem neuen Stande recht glücklich sein. Mein Schutzgeist ist mächtig und gerecht.“ Darauf flog Opitschi wie ein Vogel auf die höchste Stange seines Wigwams, verwandelte sich in ein Rothkehlchen und rief seinem unglücklichen Vater zu: „Bedaure nicht, was Du gethan. Ich werde stets der Freund der Menschen sein, werde mich stets in ihrer Nähe aufhalten, sie mit meinem Gesange erfreuen und ihnen Frieden und Freude bringen!“

Darauf schwang es seine Flügel und flog lustig in's nächste Wäldchen.

35.

Die himmlischen Geschwister.

Wabi, oder der weiße Falke, war ein berühmter Jäger, der sich seine einsame Hütte tief in einem finstern Walde aufgeschlagen hatte. Einstens kam er auf der Jagd in eine große Prairie, auf welcher er schön geformte Fußtapfen erblickte, die er, von Neugier getrieben, weiter verfolgte. Sein Weg führte ihn über weiches Gras und reizende Blumen zu einem geheimnißvollen Kreise, der das Ende seiner Reise bildete, da dort die Fußtapfen aufhörten. Er setzte sich ruhig hinter einen dicken Baum und wartete geduldig der Dinge, die da kommen würden.

Bald hörte er eine gottvolle Musik in der Luft, die klang so schön und lieblich, wie er sie von Medicinmännern nie gehört hatte; dabei schwebte ein großer Körper langsam der Erde zu, und je näher derselbe kam, desto süßer klang die Musik. Der betreffende Körper war ein geräumiger Korb, in dem zwölf wunderschöne Mädchen saßen, welche, sobald sie auf der Erde waren, munter heraushüpften und unter den Klängen eines hellleuchtenden Feuerballs, der wie eine Trommel geschlagen wurde, allerlei lustige Tänze aufführten. Trotzdem daß sie alle in gleicher himmlischer Schönheit erglänzten, gefiel Wabi die Jüngste doch am besten, weshalb er sich auch gleich wie toll auf sie stürzte, um sie zu erhaschen; aber die lieben Kinder waren viel schneller als er,

wie der Blitz saßen sie alle wieder im Korbe und segelten eilig dem Himmel zu.

Am nächsten Tage fand sich Wabi abermals in der Nähe des magischen Kreises ein, hatte sich aber, um die holden Mädchen zu täuschen, in ein Opossum verwandelt. Der Korb senkte sich auch wieder herunter, und die netten Geschwister tanzten noch anmuthiger als am Tage vorher. Wabi kroch inzwischen langsam heran, aber sobald sie ihn bemerkten, hüpften sie wieder in ihren Korb, und fort ging's hinauf in die Höhe. Das betrübte denn den armen Wabi so sehr, daß er in der folgenden Nacht kein Auge zuthun konnte.

Als er sich am Morgen darauf wieder in aller Frühe an jenem Orte eingefunden hatte, bemerkte er einen alten halbverfaulten Baumstamm in der Nähe des Kreises liegen, der von einer Masse Mäuse bewohnt war. Er bewunderte die kleinen schnellfüßigen Thierlein und dachte bei sich, eine solche Gestalt wird nicht so leicht auffallen und von den schönen Mädchen auch nicht weiter beachtet werden. Er schleppte also den Baumstumpf in die Mitte des Kreises und verwandelte sich in ein niedliches Mäuslein. Kurz danach ertönte die Musik, und die himmlischen Geschwister ließen sich wieder hernieder.

„Aber wo kommt denn dieser alte Baumstamm her?" sagte die Jüngste, „der war doch gestern nicht da." Doch die anderen achteten nicht darauf, sondern setzten sich neben ihn und schlugen mit ihren Stöcken darauf, so daß die erschrockenen Mäuse eilig fortliefen. Die Mädchen eilten

ihnen nun nach und tödteten alle mit Ausnahme Wabi's, der sich schnell seine eigentliche Gestalt wiedergab und die jüngste seiner Verfolgerinnen mit beiden Armen festhielt. Als dies ihre Geschwister sahen, sprangen sie schnell in ihren himmlischen Korb, der sie bald in Sicherheit brachte.

Wabi war nun überglücklich und bot seine ganze Liebenswürdigkeit auf, seiner Frau die himmlische Heimath vergessen zu machen. Er wischte ihr in zärtlichster Weise die Thränen aus den Augen, erzählte ihr die interessantesten Jagdabenteuer, machte ihr aus den feinsten Fellen ein weiches Lager in seinem Wigwam und hatte auch mit der Zeit dafür die beseligende Genugthuung, daß es ihr in seiner Nähe gefiel und sie ihn ebenfalls liebte.

So verstrichen Sommer und Winter schnell, und als der Frühling seine Blumen ersprießen ließ, blühte auch in Wabi's Wigwam ein allerliebster Knabe, der Vater wie Mutter gleich viel Freude machte.

Aber am Herzen des Weibes nagte doch sichtlich ein geheimer Kummer; sie war eine Tochter der Sterne, und ihr alter Vater da oben weinte täglich bittere Thränen zu ihr herunter. Doch sie sagte ihrem armen Manne nichts davon.

Als sich derselbe nun einstens auf der Jagd befand und sie ihren Vater wieder laut weinen und wehklagen hörte, konnte sie sich der Sehnsucht nicht enthalten, ihn wieder zu sehen. Sie flocht also einen magischen Korb, that allerlei Curiositäten der Erde hinein, nahm ihren Sohn an die Hand,

ging damit hin in den heiligen Kreis und ließ sich durch ihren wehmüthigen Gesang hinauf in den Himmel tragen.

Wabi hörte diesen Gesang, und da er die Stimme sehr wohl kannte, eilte er mit Windesschnelle zurück; aber er kam zu spät, kaum daß er sah, wie sie von den Sterngeistern in Empfang genommen wurde. Einsam und verlassen stand er nun da; Niemand hörte seine Klagetöne und Niemand sah seine Thränen, die er ein ganzes Jahr lang weinte. Kein himmlisches Wesen ließ sich mehr in seiner Nähe blicken; der magische Kreis blieb unbesucht, und seine Frau schien ihn unter den Freuden des Himmels auf immer vergessen zu haben. So war es denn auch. Nur ihr kleiner Sohn erinnerte sie zuweilen an's Leben auf der Erde und äußerte sogar, als er größer und stärker geworden war, einmal den Wunsch, hinab zu gehen und seinen Vater zu besuchen. Das gefiel denn seinem Großvater sehr und er erlaubte auch seiner Tochter, mitzureisen. Darauf setzten sie sich in den magischen Korb und ließen sich gerade vor der Hütte Wabi's nieder, der darüber beinahe vor Freude starb. Sie erzählten ihm nun von den Schönheiten der Sterne und den oberen Regionen, wo man ihn ebenfalls zu sehen wünsche; doch solle er, wenn er kommen wolle, von jedem Thiere und Vogel der Erde irgend ein Stück, entweder Fuß, Flügel oder Kralle, mitbringen.

Wabi war's zufrieden, ging Tag und Nacht auf die Jagd und hatte bald die verlangten Gegenstände gesammelt. Ein magischer Korb trug ihn dann ebenfalls in

die Höhe, wo er vom Chief der Sterne äußerst freundlich empfangen ward. Dann wurde ein großes Fest ihm zu Ehren veranstaltet, und der allmächtige Gastgeber befahl allen Eingeladenen, sich ein beliebiges Stück von einem Erdenthiere auszusuchen, was denn auch geschah. Darauf gab's denn eine ungeheure Confusion, denn diejenigen, welche sich Flügel genommen hatten, wurden Vögel und flogen fort, diejenigen, welche Schwänze oder Klauen erwischt hatten, wurden zu verschiedenen Vierfüßlern, je nach dem Ursprunge des betreffenden Stückes u. s. w.

Wabi nahm die Feder eines weißen Falken, und Frau und Sohn folgten seinem Beispiel. Danach flogen sie herab auf die Erde und wurden die Stammeltern des berühmten Stammes der Wabis oder der weißen Falken.

36.

Odschig Annang,

oder der Sommermacher.

Am südlichen Ufer des Superiorsees lebte ein berühmter Jäger, Namens Odschig, den alle seine Nachbarn für einen mächtigen Manito hielten, da ihm nämlich Alles gelang, was er unternahm. Auch sein Sohn schien viel für die Zukunft zu versprechen, denn obgleich er erst dreizehn Jahre alt war, machte er doch schon auf die stärksten Thiere Jagd, und selten flog sein Pfeil am Ziele vorbei. Das Einzige nun, was demselben in der Welt nicht gefiel, war der kalte, lange

Winter jährlich; denn da erfror er sich stets die Finger so sehr, daß er den Bogen nicht mehr spannen und folglich auch nichts mehr schießen konnte. Dann saß er oft Tage lang zu Hause und weinte über den tiefen Schnee, über die anhaltende Kälte und über die Seltenheit des Wildes.

Eines Tages, als er sich wieder einmal vergebens auf der Jagd müde gelaufen hatte und sich nun niedergeschlagenen Herzens an einen Baumstamm lehnte, bemerkte er ein rothes Eichhörnchen vor sich, das begierig an einem Tannenzapfen nagte. „Mein Enkel," sagte das Thierlein zu ihm, „tödte mich nicht, sondern merke auf meine Worte. Ich habe Deine Klagen gehört und Deine Thränen gesehen, und kenne auch Deinen heißesten Wunsch: Du sehnst Dich nämlich nach dem Sommer. Wohlan denn! Wenn Du meinem Rathe folgst, so wirst Du Dich des ewigen Sommers erfreuen und Vögel und Thiere in Hülle und Fülle zu schießen haben; auch ich, das ich nahe am Verhungern bin, werde mich dann stets zu sättigen wissen. Höre also: sobald Du nach Hause kommst, wirfst Du Pfeil und Bogen unwillig weg, legst Dich weinend in eine Ecke und weisest jede Speise und jeden Trank mürrisch zurück. Wenn Dich Deine Mutter fragt, so antwortest Du ihr nicht. Dann wird Dich Dein Vater bitten, ihm doch mitzutheilen, was Dir fehle, und Dir auch zugleich sagen, daß er Dir sicherlich helfen könne, da er ein mächtiger Geist sei. Darauf erzählst Du ihm in gebrochenen Worten, daß Du deshalb so traurig seist, weil die Kälte so anhalte und der Schnee nicht wegschmelze, und bittest ihn dann um den

ewigen Sommer. Dann wird er Dir sagen, daß er, obgleich dies eine harte Arbeit sei, sein Möglichstes zur Erfüllung Deines Wunsches thun wolle."

Hier hielt das Eichhörnchen inne. Der Knabe versprach seinen Rath zu befolgen und that es auch.

„Du verlangst viel von mir; mein Sohn," sagte Odschig, „aber bei meiner großen Liebe zu Dir kann ich Dir nichts abschlagen, trotzdem daß ich wegen des Erfolges in Zweifel bin."

Am folgenden Tage veranstaltete Odschig ein großes Fest und lud alle seine Freunde dazu ein. Sie erschienen auch alle recht pünktlich, thaten sich am fetten Hirsch- und Bärenfleische weidlich zu Gute und versprachen ihm, an seiner Reise theilzunehmen, ein Versprechen, das sie auch nach drei Tagen wirklich erfüllten.

Als sie sich nun zwanzig Tage auf der Wanderschaft befanden, kamen sie an den Fuß eines Berges und erblickten daselbst die Fußtapfen eines Menschen und die Blutstropfen eines frisch getödteten Wildes. Da sie sehr hungrig und erschöpft waren, so folgten sie jenen Spuren in der Hoffnung, irgend eine mitleidige Menschenseele zu finden, die sie zur Fortsetzung ihrer Reise stärken sollte; bald sahen sie auch eine curiose Hütte vor sich, und Odschig rieth seinen Begleitern, sich beim Hineingehen ja recht ernst zu halten und bei Leibe nicht zu lachen. Diese Ermahnung war übrigens auch sehr nöthig, denn an der Thüre stand ein Mensch von so merkwürdiger Figur, daß sie zweifelhaft waren, ob sie ihn

überhaupt zur Menschenklasse rechnen sollten. Sein Kopf war ganz abscheulich groß und häßlich, die Zähne standen auswärts daran, die Augen waren viereckig und Arme hatte er gar keine. Alle wunderten sich, wie dieser Mensch Thiere tödten könnte. Doch dieses Geheimniß klärte sich bald auf.

Der Alte lud darauf Alle freundlichst ein, bei ihm zu übernachten, und kochte ihnen ein treffliches Mahl in seinem hölzernen Topfe. Doch beim Herumreichen des Fleisches machte er solche possirliche Bewegungen, daß sich Einer, Namens Otter, des Lachens nicht enthalten konnte und laut damit herausplatzte. Der Alte sah ihn wüthend an, sprang mit einem Satze oben auf ihn und suchte ihm den Kopf einzutreten. Aber Otter war auch sehr flink, schüttelte im Nu den bösen Manito ab und entfloh durch die offene Thüre. Die Anderen verbrachten die Nacht in der angenehmsten Unterhaltung, und der Alte versicherte Odschig, daß er ihm zur Erreichung seines Zweckes behülflich sein wolle, obgleich es ihm unzweifelhaft das Leben kosten würde.

Am andern Morgen zeigte er ihnen den Weg, auf dem sie auch bald den unglücklichen Otter wieder antrafen, der beinahe verhungert war. Odschig hatte aber glücklicherweise heimlich ein Stück Fleisch eingesteckt, so daß er nun seinem Freunde doppelt willkommen war.

Nun reisten sie abermals zwanzig Tage lang weiter und ließen sich dann auf einem hohen Berge nieder, von dem ihnen der Alte vorher gesagt hatte. Sie stopften sich gemüthlich ihre Pfeifen, verneigten sich der Sitte gemäß gegen

alle vier Himmelsgegenden, gegen die Erde und den Himmel, und baten dabei inbrünstig den Großen Geist um Erfolg. Dann fingen sie an zu rauchen.

Der Himmel schien auf dieser hohen Bergspitze so nahe zu sein, daß es ihnen vorkam, als könnten sie mit Leichtigkeit hineinspringen. „Odschig," sagte Otter, „laß uns doch einmal versuchen, ob wir kein Loch hineinmachen können." Odschig nickte und bat ihn, gleich den Anfang zu machen. Otter sprang also hinauf, konnte aber oben unglücklicherweise keinen Halt fassen und fiel besinnungslos den Berg hinunter. Als er seine Lebensgeister wieder gesammelt hatte, dachte er, das ist das letzte Mal, daß ich solchen Todessprung unternehme, und begab sich allein auf den Heimweg. Nun kam die Reihe an Biber, dem ging's aber ebenso, und Luchs und Dachs erlitten dasselbe Schicksal.

„Vielfraß," sagte darauf Odschig, „ich verlasse mich auf Deine Geschicklichkeit und Behendigkeit; springe Du nun." Vielfraß that's, aber sein Sprung war erfolglos; doch verlor er den Muth nicht und sprang zum zweiten Male, und die Himmelsdecke gab ein wenig nach. Dann sammelte er alle seine Kräfte zum letzten Sprunge, welcher vollständig gelang; der Himmel bekam ein Loch, und beide marschirten muthig hinein.

Dort fanden sie sich auf einer großen weiten Ebene, die so weit wie ihre Augen reichten über und über mit den herrlichsten Blumen bedeckt war. Die Ströme enthielten das klarste Wasser, ihre Ufer wimmelten von allerlei präch-

tigen Thieren, und von den hohen Bäumen ertönten die anmuthigsten Lieder lieblicher Singvögel. Aber die allerschönsten Vögel flogen nicht frei umher, sondern waren in große Käfige gesperrt, die vor den Häusern der Himmelsbewohner hingen. Als Obschig dies bemerkte, wurde er so ärgerlich, daß er jeden Käfig ohne Weiteres öffnete und die Vögel durch das himmlische Loch entfliehen ließ. Auch die warme Himmelsluft verflüchtigte sich allmälig durch jene Oeffnung; es fing an oben empfindlich kalt zu werden, und die Leute flüchteten sich ängstlich in ihre warmen Wohnungen. Doch das half gerade so viel, als wenn der verfolgte Strauß seinen Kopf in den Sand steckt, und einige klügere Leute liefen so schnell wie möglich zu jenem Loche, um es zuzustopfen und zu retten, was noch zu retten sei. Aber es war damit beinahe zu spät; die Frühlings-, Herbst- und Sommerluft war schon entwichen, ja sogar die Hälfte des ewigen Sommers war schon weg, ehe sie das Unglücksloch erreichten.

Vielfraß, der die wüthenden Leute noch zur rechten Minute kommen sah, gewann in aller Eile so viel Zeit, um glücklich durchzubrennen; Obschig aber war nicht so glücklich; das Oeffnen der vielen Vogelkäfige hatte ihn so in Anspruch genommen, daß er weder hörte noch sah, was um ihn vorging, und als er zur Oeffnung kam, war dieselbe bereits verstopft. Wie ein gehetztes Wild rannte er nun über die endlosen Ebenen des Himmels und mußte zuletzt, da ihn seine Feinde zu hart bedrängten, auf einem dicken Baume

Schutz suchen. Die Pfeile pfiffen ihm hundertweis um die Ohren; viele trafen ihn auch, verwundeten ihn aber nicht, da sein Körper, mit Ausnahme der Schwanzspitze, unverwundbar war. Doch gegen Abend hatte er das große Unglück, an der bezeichneten Stelle getroffen zu werden. Er sah herunter, und da er zufällig einige Leute seines Totems, des Fischtotems nämlich, bemerkte, so bat er sie kläglich, doch von der Verfolgung abzulassen, was sie denn auch mit Anbruch der Nacht thaten.

Odschig kletterte nun herab und suchte nach einem bessern Zufluchtsorte, fand aber leider keinen. Seine Schwanzwunde schmerzte ihn unsäglich, denn sie war tödtlich, weshalb er sich zum Sterben bereit hinlegte und seufzte: „Mein Sohn! ich habe mein Versprechen erfüllt, aber es hat mein Leben gekostet. Doch ich bin zufrieden und sterbe gelassen, denn ich habe nicht allein Dir, sondern allen Menschen und Thieren der Erde Gutes gestiftet, und dieselben werden sich jährlich nur noch wenige Monate über Schnee und Kälte zu beklagen haben.“

Am andern Morgen fand man ihn todt mit einem Pfeile im Schwanze, und seit jener Zeit erblickt man das Zeichen des Fisches am Sternenhimmel.

37.

Schihm,

oder der Wolfsbruder.

Auf dem See lag Todesstille, nicht der leiseste Windhauch spielte zwischen den Blättern der Waldbäume und weder Vogel noch Thier regte sich. Das Einzige, was man hörte, waren schwere, tiefe Seufzer, die aus einem einsam stehenden Wigwam kamen, wo ein alter Jäger in den letzten Zügen lag. Alle Künste der Medicin waren erschöpft, und Weib und Kinder, die weinend sein kümmerliches Pelzlager umstanden, erwarteten mit jeder Minute die Abfahrt des Geistes und hatten deshalb schon die Thüre geöffnet, damit er unbehindert hinaus könne. Doch der Kranke fühlte sich durch die hereinströmende frische Luft etwas gestärkt, richtete langsam den Kopf auf und sprach: „Meine lieben Angehörigen! ich lasse euch jetzt in einer Welt voll Hunger und Sorgen zurück, die schwere Forderungen an euch stellen wird. Meiner betagten Gemahlin wegen ist mir's nicht bange, denn ihre Tage sind gezählt und sie wird mir bald nachfolgen. Aber wer wird der Führer meiner armen Kinder sein, die kaum in's Leben gesehen? Mißgunst, Undankbarkeit und jede erdenkliche Schlechtigkeit harren ihrer. Deshalb hatte ich mich vor vielen Jahren von meinem Stamme getrennt und war hierher in die Einsamkeit gezogen, damit ich das wilde Kriegsleben mit ungestörter Ruhe vertauschen

konnte. Jetzt ist mein Leben zu Ende und ich werde meine Augen in Frieden schließen, wenn ihr, meine Kinder, mir feierlich gelobt, euch lebenslang gegenseitig zu lieben, eure alte Mutter nicht darben und euren jüngsten Bruder nicht hülf- und schutzlos zu lassen."

Darauf sank er todt nieder, und Mutter und Tochter trafen weinend die nöthigen Anstalten zur Beerdigung. Der älteste Sohn griff rüstig zu den Waffen seines Vaters und hatte auch Erfolg damit. Nach sechs Monaten schon starb die Mutter, und die Kinder hatten auch ihr vorher geloben müssen, dem Wunsche ihres Vaters gemäß zu leben.

Der Winter ging vorüber und der Frühling erschien mit seinen mannigfachen Freuden. Der älteste Junge ging täglich auf die Jagd, die Schwester besorgte die Haushaltung und pflegte ihren schwächlichen Bruder. So lebten sie ganz zufrieden und ruhig; aber dem Aeltesten behagte diese Einsamkeit doch nicht besonders, denn er sagte eines Tages zu seiner Schwester:

„Höre, unser Leben ist doch ein wenig zu langweilig, und ich habe große Lust in die weite Welt zu wandern, und die Dörfer und Städte der anderen Menschen aufzusuchen."

„Das wäre Unrecht von Dir," erwiderte das Mädchen, „denn wir haben unseren Eltern versprochen, stets bei einander zu bleiben und hauptsächlich unsern schwächlichen Bruder nicht zu vernachlässigen, der doch unserer Hülfe so sehr bedürftig ist."

Der Knabe hörte diese Worte stillschweigend an, griff dann nach Pfeil und Bogen und ging fort, ohne wiederzu-

kommen. Da wurde denn auch die Schwester des einsamen Lebens überdrüssig und sehnte sich ebenfalls nach größerer Gesellschaft. Sie suchte für den Kleinen so viel Lebensmittel zusammen, als sie nur finden konnte, packte ihre Siebensachen zusammen und verließ unter dem Vorwande, daß sie zu ihrem Bruder gehen wolle, den elterlichen Wigwam. Sie verheirathete sich bald und vergaß ihren kränklichen Bruder gänzlich.

Als letzterer den zurückgelassenen Vorrath aufgegessen hatte, ging er traurig im Walde umher und suchte sich Beeren und eßbare Wurzeln; als aber der Winter mit seinen Schrecken kam und überall tiefer Schnee das Land bedeckte, war er gezwungen auszuwandern und sein ferneres Leben dem Zufalle anheim zu stellen. Er brachte die Nächte in hohlen Bäumen zu und suchte sich bei Tage solche Knochen, an welchen die Wölfe noch etwas Fleisch gelassen hatten. Dadurch wurde er mit den Wölfen so vertraut, daß er sich getrost in ihre Nähe wagte und später sogar mit ihnen zusammen aß und wohnte. Jene gewannen ihn mit der Zeirecht lieb und versorgten ihn reichlich mit Allem, was er brauchte, und als der belebende Frühling wieder erschien, nahmen sie ihn mit an's nahe Seeufer.

Gegenüber stand der Wigwam seines ältesten Bruders. Jener Jäger befand sich eben auf der Jagd, als er plötzlich das Schreien eines Kindes — seines verlassenen Brüderleins — hörte. „Nisia, Nisia!" rief der Kleine, „Scheikwuh

gusu nei mei in kwun iw!" d. h. „Mein Bruder, mein Bruder! Sieh her, wie ich zum Wolf werde."

Und das wurde er auch richtig. Seine Stimme klang wie die eines Wolfes, sein Körper wurde behaart und an seinem Halse wuchsen noch zwei Beine heraus.

Sein Bruder, der ihn gleich erkannte, lief so schnell wie möglich zu ihm; doch als er bei ihm ankam, war er bereits zum vollständigen Wolfe geworden und verschwand als solcher im Dickicht des Waldes.

38.

Mitscha-Makwe,

oder der Krieg mit dem Riesenbären, welcher den Wampumgürtel besaß.

Hoch oben im Nordwesten lebte ein großer Magier, Namens Jamo, mit seiner Schwester, welche außer ihm nie ein anderes menschliches Gesicht gesehen hatte. Jamo führte ein recht bequemes Leben, auf der Jagd brauchte er sich nicht hungrig und müde zu laufen, denn wenn ihm Fleisch mangelte, so steckte er einfach am Abend einige Pfeile vor seinem Wigwam in den Boden und am andern Morgen fand seine Schwester an jedem derselben ein fettes Thier stecken.

Eines Tages sagte Jamo: „Schwester, mir ahnt, daß die Zeit nicht mehr fern ist, in welcher Du krank werden wirst, deshalb beachte meinen Rath. Nimm einige noth=

wendige Geräthschaften zu Dir und mache Dir irgendwo im Walde ein Feuer an. Wenn Du Fleisch brauchst, so will ich Dir zeigen, wo welches ist; wenn Du unwohl bist, so meide meine Wohnung und bringe auch nichts von Deinen Sachen hinein. Was mich anbelangt, so werde ich Alles für Dich thun, was ich kann, doch wenn Du meinem Rathe nicht folgst, so ist dies mein Tod."

Sie versprach zu gehorchen. Kurze Zeit danach, als ihr Bruder einmal ausgegangen war, um dem Gesange der Vögel zu lauschen, und sie ihr langes Haar kämmte, nahte jener Augenblick, von dem er ihr gesagt hatte. Gleich lief sie aus der Hütte, vergaß jedoch in der Eile ihren Gürtel mitzunehmen. Als sie dies späterhin bemerkte, stand sie eine Zeit lang unschlüssig da und wußte nicht recht, ob sie wieder umkehren oder den Gürtel im Stiche lassen sollte. Doch, dachte sie, mein Bruder ist ja nicht da und sieht mich nicht; ich kann ihn also holen. Das that sie denn auch und kurz darauf kam der Bruder. Er wußte gleich, was ihr fehlte, und rief weinend: „O Schwester, jetzt hast Du mich getödtet; es ist nun einerlei, ob Du gehst oder bleibst." Dann legte er sein Jagdgewand ab und setzte sich traurig in die Ecke. Bald fingen seine Füße und Beine an zu schwellen, so daß er sich nicht rühren konnte. Die Geschwulst verbreitete sich allmälig über den ganzen Körper und er fühlte sein Ende herannahen. Da sagte er zu seiner Schwester: „Dort in jenem Winkel hängt mein Medicinsack und meine Streitaxt, welche sehr scharfe Ecken hat. Sobald die Ge-

schwulst meine Brust erreicht hat, haust Du mir damit den Kopf ab, steckst ihn dann in jenen Sack, den Du aber etwas offen lassen mußt, und dann hänge mich mit dem Kopfe so, daß ich stets die Thüre sehen kann, und vergiß auch nicht Pfeil und Bogen in meine Nähe zu legen. Behalte nur einen Pfeil für Dich; er wird Dir schon genug Lebensmittel verschaffen."

Die Schwester versprach seinem Willen nachzukommen, doch fürchtete sie sich ein wenig, als der bezeichnete Moment kam. Aber der Bruder lächelte ihr Muth zu, und mit einem gewaltigen Hieb war der Kopf vom Rumpfe getrennt. Danach hing sie ihn an den besagten Ort, wo er immer aus seinem Sackloche hervorsah, als ob er noch lebe, was übrigens auch der Fall war, denn er sprach sogar beständig mit seiner Schwester, unterhielt sich über Allerlei, gab ihr mancherlei Rathschläge und erzählte ihr auch, daß ihm noch verschiedene weitere unangenehme Schicksale bevorständen, die ein mächtiger Manito, dessen Willen er sich beugen müsse, über ihn verhängt habe. Lassen wir ihn nun einige Minuten hängen.

In einer waldigen Gegend des Nordens hatte sich ein kriegslustiges Volk niedergelassen, das mit allen Nachbarstämmen in beständigem Kampf und Streit lag. Zu jenem Stamme gehörte auch eine Familie, welche aus zehn kräftigen Männern bestand. Der jüngste davon hatte erst kürzlich sein

Gesicht geschwärzt, sich zum Fasten hingelegt und dabei außergewöhnlich günstige Träume gehabt.

Als er diese seinen anderen Brüdern erzählte, erkannten sie darin die Fingerzeige des Kriegsgottes und wünschten unter seiner Anführung einen Kriegszug zu unternehmen. Darauf setzten sie sich nieder, sangen ihre wilden Lieder und schlugen ihre weithallenden Trommeln dazu. Der drittälteste davon, Namens Mudschikihwis, bekannt durch seine Dummheit und Hanswursterei, nahm eine dicke Keule, zerschmetterte damit den dicksten Pfosten der Hütte und rief: „Seht, so wird es allen Feinden meines jüngsten Bruders ergehen!" Doch von dieser Heldenthat wurde weiter keine Notiz genommen.

„Ihr müßt euch," sagte der jüngste darauf, „im Geheimen vorbereiten, so daß eure Weiber nicht merken, was ihr vorhabt." Das versprachen sie denn auch alle, Mudschikihwis wie gewöhnlich zuerst. Dann wurde eine bestimmte Nacht festgesetzt, in welcher sie sich zur Abreise versammeln sollten.

Als diese Zeit erschien, sagte Mudschikihwis zu seiner Frau: „Hole mir schnell meine neuen Mokassins herbei, denn Du mußt wissen, daß ich den Kriegspfad betreten will." So verrieth er also das Geheimniß. —

Bei ihrer Abreise schneite es, so daß man ihre Spuren deutlich sehen konnte. Da machte denn der Anführer einen großen Schneeball, warf ihn in die Luft und rief: „Seht, solche Schneeflocken sah ich in meinen Träumen fallen!" und

bald fielen sie auch wirklich von dieser Größe. So schneite es nun einen ganzen Tag und eine ganze Nacht; die Brüder hielten sich stets nahe beisammen, damit sie sich bei diesem Unwetter nicht aus den Augen verlören. Mudschikihwis war dabei stets der Letzte. Doch einstmals lief er hastig an die Spitze, ließ den wilden Kriegsruf ertönen, spaltete mit seiner Keule einen dicken Baumstamm und rief: „Brüder! so will ich unsere Feinde zerschmettern!"

„Langsam, langsam, Mudschikihwis," sagte der Leiter; „mit dem Feinde, den ich Dir vorführen werde, wirst Du nicht so leicht fertig werden." Darauf blieb Mudschikihwis allmälig wieder zurück, sein Gesicht zog sich bedenklich in Falten, und er wünschte heimlich, daß er lieber zu Hause geblieben wäre.

Nachdem sie noch einige Tage lang weiter gewandert waren, kamen sie auf eine große Ebene, an deren Grenze die menschlichen Knochen haufenweise umherlagen. „Das sind," sagte der jüngste Bruder, „die Gebeine derjenigen, die vor uns hierher gekommen sind." Mudschikihwis wurde nun immer unruhiger, doch um seine Furcht die Anderen nicht merken zu lassen, ließ er abermals den Kriegsruf ertönen, zerschmetterte einen mächtigen Felsen am Wege und rief: „Brüder, so werde ich unsere Feinde zermalmen!" Aber der Führer erwiderte: „Dieser Fels hält mit unserm Feinde keinen Vergleich aus!"

Nun wurde Mudschikihwis noch ängstlicher zu Muthe;

was das für ein furchtbarer Feind sein müsse, konnte er sich gar nicht erklären.

Inzwischen waren die Brüder auf einer kleinen Anhöhe angelangt, von wo aus sie auf einem gegenüber liegenden Berge den schlafenden Mammuthbären entdeckten. Trotzdem daß die Entfernung bedeutend war, so war das Riesenthier doch ganz deutlich zu erkennen. „Sehet," sagte darauf der jüngste, „dort liegt der Feind, dem ich euch entgegenführe; es ist Mitscha-Makwe, oder der große Bär mit dem kostbaren Wampumgürtel, dem schon so mancher tapfere Kämpe sein Leben geopfert hat. Doch fürchtet euch nicht, denn meine Träume haben mir den Sieg verkündet!"

Da der Bär sehr fest schlief, so konnten sie sich unbemerkt heranschleichen und sogar der Reihe nach probiren, ihm den heiligen Wampumgürtel über den Kopf zu ziehen, was sie jedoch nicht fertig brachten. Der jüngste zog ihn glücklich bis auf den Kopf, aber drüber bringen konnte er ihn nicht. Da halfen ihm denn die Anderen zusammen aus Leibeskräften ziehen, und das Werk gelang. Dann packte der Stärkste den heiligen Schatz auf die Schulter, und dann liefen sie fort, so schnell wie sie ihre Beine nur tragen konnten. Der Bär schlief noch immer, doch als die Abenteurer die Knochenhaufen erreicht hatten, sahen sie, wie er sich langsam erhob und seinen Verlust bemerkte. Bald ertönte auch seine Donnerstimme und die Erde krachte unter seinen Sprüngen.

Die Brüder suchten sich nun gegenseitig Muth einzusprechen und der jüngste fragte: „Hat denn keiner von euch

je von einem guten Manito geträumt, der ihm versprochen, zur Stunde des Unglücks Hülfe und Schutz zu gewähren?" Doch es erfolgte keine Antwort. „Gut," sprach er weiter, „ich habe kürzlich im Traume eine rauchende Hütte gesehen, in der ein alter Mann wohnte, der mich beschützte."

Dieser Traum bewahrheitete sich nun auch bald, denn die Hütte mit dem alten Bewohner stand plötzlich vor ihnen. „Memescho," sagte der Führer, „gewähre uns Schutz, denn ein mächtiger Bär verfolgt uns."

„Seid unbesorgt," erwiderte der Alte freundlich, „laßt euch nur ruhig nieder, denn es giebt keinen mächtigeren Manito auf der ganzen Erde, als ich bin."

Darauf stellte er ihnen Speise und Trank vor und ging vor die Thüre, um sich seinen Feind einmal anzusehen.

„Ja, meine Kinder," sagte er, indem er wieder hereintrat, „das ist wahrhaftig ein kräftiger und gefährlicher Manito, der mir zu schaffen machen wird. Aber ich habe euch einmal meines Schutzes versichert und werde auch mein Wort halten und wenn es mich mein Leben kostet. Wenn jetzt der Bär vor die Hütte kommt, so entschlüpft ihr durch die Hinterthür und laßt mich dann für das Uebrige sorgen."

Darauf öffnete er seinen großen Medicinsack und nahm zwei kohlschwarze Hunde heraus, welche er gewöhnlich brauchte, wenn er Krieg führte. Er streichelte sie, wodurch sie allmälig so groß wurden, daß sie zuletzt die ganze Hütte füllten. Die Knochen derselben wurden so fest wie Feuerstein und ihre Zähne so lang und so spitz wie Wurfspieße. Sie sprangen

dem Bären entgegen, und es entspann sich ein so schrecklicher Kampf, daß Himmel und Erde erdröhnte und Sonne und Mond herunter zu fallen drohten.

Die zehn Brüder hatten sich glücklich durch die Hinterthüre in Sicherheit gebracht. Bald aber hörten sie den Todesschrei des einen Hundes, dem auch kurz danach der des andern folgte. Auch der alte Manito wurde getödtet, und der Bär holte darauf die Fliehenden in kurzer Zeit wieder ein.

„Kann denn Keiner etwas zu unserer Rettung thun?“ fragte der jüngste wieder: doch er erhielt keine Antwort. „Nun,“ fuhr er fort, „ich habe im Traume einen mächtigen Manito gesehen, der mir half, und ich glaube, dort steht seine Hütte.“ So war es denn auch.

„Kinder,“ sagte der Alte, „kommt herein, eßt und trinkt und seid nicht ängstlich, denn es giebt keinen stärkeren Manito auf der ganzen Welt, als ich bin!“ Sie gingen auch hinein und setzten sich nieder, und bald zitterten alle Pfosten des Wigwams von den gewaltigen Sprüngen des Bären.

„Wahrhaftig,“ sagte der Alte, zur Thüre hinaussehend, „dieses Thier wird mir den Angstschweiß austreiben. Sobald er kommt, entflieht ihr durch die Hinterthüre, damit ihr bei unserm Kampfe keinen Schaden nehmt.“

Darauf holte er seinen großen Medicinsack herbei und nahm seine Kriegskeulen heraus, die in seinen Händen immer größer und größer wurden. Dann trat er damit vor die Thüre und versetzte dem Bären einen so kräftigen Schlag,

daß die eine Keule in tausend Stücke sprang. Nun nahm er die andere und versetzte dem Bären abermals einen furchtbaren Schlag, worauf er besinnungslos zu Boden stürzte. Aber er erholte sich bald wieder und setzte den Kampf mit erneuten Kräften fort. Bald verkündete ein gellender Schrei den Fliehenden, daß ihr Schutzgeist sein Leben für sie geopfert hatte, und kurz darauf war der Bär auch schon wieder dicht hinter ihnen.

„Ach," klagte der Anführer, „meine Träume sind nun bald erschöpft, und wenn wir uns nicht schnell in Sicherheit bringen, so sind wir rettungslos verloren. Ich sehne mich jetzt nach einem großen tiefen See, an dessen Ufer ein geräumiges Canoe mit zehn Rudern steht."

Es kam wieder so; sie setzten sich in das Schifflein und fuhren ab. Der Bär stand eine Weile unschlüssig am Ufer und überlegte, was hier zu thun sei. Er versuchte hineinzuwaten, aber seine Beine waren zu kurz. Danach wollte er schnell auf die andere Seite des Ufers laufen, doch die Zehn waren klug und blieben stets in der Mitte des Sees. Nun blieb ihm kein anderes Mittel übrig, als den ganzen See auszusaufen. Er öffnete seinen Rachen himmelweit, und das Wasser strömte so reißend in ihn hinein, als liefe es in einen bodenlosen Abgrund.

Die Brüder gaben sich alle mögliche Mühe, schnell an's andere Ufer zu kommen, aber die Strömung war zu stark und trieb sie pfeilschnell dem Bärenmaule zu. „Mudschikihwis," rief der jüngste, „jetzt ist es Zeit, Deinen Muth und

Deine Kraft zu zeigen. Setze Dich vorn an die Spitze des Canoes und versuche, wenn wir nahe genug sind, Deine Keule am Hirnschädel des Bären."

Mudschikihwis folgte und versetzte ihm auch wirklich einen solchen Schlag, daß er ohnmächtig hin und her taumelte. Doch als er gerade zum zweiten Schlage ausholen wollte, gab der Bär plötzlich das gesoffene Wasser wieder von sich und sie wurden mit ihrem Canoe mit Blitzesschnelle an's andere Ufer getrieben. Dort verließen sie das Boot und liefen weiter. Doch bald war ihnen der Bär wieder auf den Fersen, und der Jüngste seufzte: „Ach, jetzt kommt mein letzter Traum, in dem mir geholfen wurde. Der letzte Zufluchtsort, den ich weiß, ist der Wigwam Jamo's, oder des unsterblichen Kopfes, der hier in der Nähe sein muß."

So war es auch. Jener lebende Kopf, der von Pfeilen und Kriegsfedern umgeben in seiner Wigwamecke hing und die jungen Leute kommen sah, sprach zu seiner Schwester: „Liebe Schwester, ich bin in einer traurigen Lage, denn bald werden mich zehn verfolgte Krieger um Schutz anflehen, und ich kann doch nicht wie ich will; drum thue, was ich Dir befehle. Zuerst nimm zwei starke Pfeile und stecke sie vor die Thüre, damit Du mit dem Wilde, das sich daran aufspießen wird, unseren Gästen ein stärkendes Mahl bereiten kannst. Wenn dann der schreckliche Bär kommt, so nimmst Du ruhig meinen Medicinsack von der Wand, gehst damit vor die Thüre, legst alle darin enthaltenen Federn, Farben, Pfeilspitzen u. s. w. um Dich herum und nennst dabei

stets meinen Namen. Sollte dieses nun nicht die erwünschte Wirkung haben, so wirfst Du dem Bären meinen Kopf entgegen und rufst: „das ist der Kopf meines verstorbenen Bruders!“ Dann wird er besinnungslos hinfallen, und die fremden Leute, die inzwischen wohl gegessen haben werden, können alsdann zu Deinem Beistande herbei eilen und ihn vollends tödten. Danach zerschneidest Du seinen Körper in kleine Stücke und streust dieselben über die ganze Erde; denn wenn Du das nicht thust, wird er wieder lebendig.“

Die Schwester versprach ihm zu gehorchen, und gleich darauf erschienen die erwarteten Zehn und der grimmige Bär ebenfalls. Sie stellte den Männern ein prächtiges Mahl vor, ging dann vor die Thüre und zog mit dem Inhalte des Medicinsackes einen magischen Kreis um sich. Der Bär schauderte, als er diese Dinge erblickte; doch als sie ihm nun gar den Kopf entgegenhielt, fiel er ohnmächtig nieder und der Schaum kam ihm aus Maul und Nase. Als dies die Krieger sahen, sprangen sie schnell herbei und Mudschikihwis versetzte ihm mit seiner gewaltigen Keule solche Hiebe, daß das Gehirn nach allen vier Winden spritzte. Darauf zerschnitten die Anderen seinen Körper und zerstreuten die Stücke in alle Weltgegenden. Aber sobald ein Stück den Boden berührte, wurde ein kleiner schwarzer Bär daraus, woraus sich denn der Umstand erklärt, daß diese Thiere im Norden einst so zahlreich waren.

Darauf gingen sie wieder in die Hütte zurück und aßen ruhig weiter. Das Mädchen sammelte inzwischen die Sachen

des Bruders wieder und that sie in den Sack; aber der Kopf sprach nicht mehr. Die Krieger freuten sich ungemein über ihre glückliche Rettung, doch wußten sie nicht recht, was sie nun eigentlich mit ihrem heiligen Wampumgürtel machen sollten. Da sie sich sehr weit von ihrer Heimath entfernt hatten, so gaben sie die Idee völlig auf, wieder dahin zurückzukehren.

Eines Tages, als sie sich auf der Jagd befanden und ihren Wampumschatz der Obhut des Mädchens anvertraut hatten, sagte der Eine: „Kommt, laßt uns zu unserer Schwester gehen und den Kopf ihres Bruders holen, dem's zu Hause doch zu langweilig sein mag." Das geschah denn auch. Sie nahmen ihn mit auf ihre Jagdfahrten, und suchten ihn durch allerlei Späße zu erheitern; aber nur selten bewegte er seine Augen.

Nun wurden sie einst auf einem solchen Zuge von feindlichen Indianern angefallen und, trotzdem daß sie wie die Löwen fochten, nach verzweifeltem Widerstande alle getödtet. Einer der feindlichen Krieger eroberte den Medicinsack und nahm alle schönen Farben und Federn heraus, schmückte sich damit und rief dann die Anderen herbei, die nun allerlei Unsinn mit dem Kopfe trieben. Ja, zuletzt gingen sie sogar so weit, daß sie ihn wie einen Ball umhertanzen ließen und ihm alle Haare ausrissen; doch ihre Strafe blieb nicht aus; denn alle, welche sich entweder mit den Farben oder Federn Jamo's geschmückt hatten, starben plötzlich. „Werft nur alle Sachen weg, die ihr von unseren todten Feinden genommen!"

schrie darauf der Chief; „nur den Kopf laßt uns mit nach Hause nehmen, damit wir ihm die Augen für immer schließen können.“ Sie nahmen ihn also mit und hingen ihn über das heilige Feuer ihrer Medicinhütte, um ihn todt zu braten.

Während dieser Zeit saß Jamo's Schwester einsam in ihrer Hütte und wartete auf die Rückkehr der zehn Brüder. Doch da dieselben zu lange ausblieben, ging sie ihnen entgegen und fand sie alle erschlagen. Die Kopfhäute waren ihnen abgezogen, und der Kopf und Medicinsack ihres Bruders schienen ebenfalls in die Hände der Feinde gefallen zu sein. Nun färbte sie ihr Gesicht schwarz, lief weinend und klagend auf der ganzen Erde herum und kam zuletzt wieder in ihrer alten Hütte an. Dort sah sie zu ihrer größten Freude noch einen magischen Pfeil und einen Bogen ihres Bruders in der Ecke liegen, die besten Werkzeuge, womit sie den Unglücklichen wieder auffinden konnte.

Nachdem sie nun abermals eine bedeutende Strecke gewandert war, fand sie wirklich einige bekannte medicinerne Farben und Federn, die sie sorgfältig sammelte und in einen Baum versteckte. Gegen Abend erreichte sie auch die erste Hütte der Feinde, wo sie besonders von den bejahrten Indianern sehr freundlich aufgenommen wurde. Ja, Einer davon versprach ihr sogar zur Erlangung des Kopfes behülflich zu sein und führte sie auch darauf vor die Thüre der betreffenden Medicinhütte. Dort sah sie nun, wie die wilden Krieger um ein kolossales Feuer standen und den Kopf zu rösten versuchten. Dabei rollten ihr die Thränen über die

Wangen und auch der Kopf des Bruders weinte. „Ha," rief lachend der Chief, „endlich beginnt er doch die Hitze zu fühlen; seht doch, was für dicke Thränen er schwitzt!"

Während dem sie so darüber ihre Späße machten, bemerkte der Chief den alten Mann mit dem Mädchen. „Wer ist das?" fragte er ihn, „den Du bei Dir hast? Ich habe diese Frau noch nie in unserm Dorfe gesehen."

„O ja," erwiderte der Alte, „es ist ja eine Verwandte von mir, die aber sehr selten ausgeht."

„Ja, ja!" schrieen einige alberne Bürschlein, die neben ihm standen, „das ist wahr, sie geht sehr selten aus und wir machen ihr dafür allabendlich den Hof in ihrem eigenen Wigwam."

Das Mädchen entfernte sich nun und bereitete sich wieder zur Heimreise vor.

Als sie wieder an jene Stelle kam, wo die Knochen ihrer zehn Adoptivbrüder lagen, las sie dieselben sorgfältig auf und legte sie mit den Gesichtern nach Osten. Dann nahm sie einen Stein, warf ihn in die Luft und rief: „Brüder, erwacht und springt auf, damit ihr nicht zerschmettert werdet!"

Plötzlich sprangen auch alle wieder gesund und munter auf, und Mudschikihwis rieb sich verwundert die Augen und sprach:

„Brüder, ich habe mich verschlafen."

„Dummkopf," erwiderte ein anderer, „weißt Du denn nicht, daß wir erschlagen worden sind und daß uns unsere Schwester wieder lebendig gemacht hat!" Aber Mudschikihwis

konnte dies weder begreifen, noch sich eines solchen Vorfalles entsinnen.

Nun trugen die Zehn alle Körper der gefallenen Feinde auf einen Haufen und verbrannten sie. Dann ging die Schwester in ein fremdes Land und holte Jedem ein Weib. Mudschikihwis hätte sich zwar gern die Schönste ausgesucht, aber er mußte nehmen, was er bekam, und war zuletzt ganz zufrieden damit. Nun befahl Jamokwa den Frauen, die sich alle unsichtbar machen konnten, jeden Abend zum Kopfe ihres Bruders zu gehen und zu versuchen, ihn los zu binden, was sie auch alle bereitwilligst versprachen. Die Aelteste flog sogar gleich hin, konnte aber nur einen Knoten des Seiles lösen. Dann kam die nächste, welche ebenfalls nur einen Knoten löste und so ging es fort, bis die Reihe an die Jüngste kam, welche, da die Hütte voll dicken Rauchs war, die übrigen Knoten öffnete und dann den Kopf glücklich entführte.

Darauf suchten sie auch die anderen Körpertheile Jamo's zusammen, aber sie waren bereits ganz schwarz geworden. Sie schnitten daher mehrere Oeffnungen hinein, daß das Blut hervorquoll, das ihnen die natürliche Farbe wiedergab. Dann steckte Jamokwa den Kopf darauf und ihr Bruder bekam seine frühere Gestalt und Schönheit wieder. „Da wir einmal gestorben sind,“ sagte er, „so werden wir nun ewig leben, aber nicht als Menschen, sondern als Geister, und Jedem wird sein bestimmter Wohnort für alle Zeiten angewiesen werden.“ Jeder nahm sich nun ein Stück des heiligen Wampumgürtels und ließ sich dann von einem gött-

lichen Boten seine neue Wohnung anweisen. Nur von Mudschikihwis weiß man bestimmt, daß er jetzt den Westwind regiert; doch das Thun und Treiben der Uebrigen, die theils nach der Höhe, theils nach der Tiefe wanderten, ist bis auf den heutigen Tag unbekannt geblieben.

39.

Der rothe Schwan.

Drei Kinder, von denen das älteste kaum Kraft besaß, um einen schwachen Bogen zu spannen, hatte der plötzliche Tod ihrer Eltern zu Waisen gemacht. Der Vater war ein Einsiedler gewesen, der sich schon in seiner Jugend von seinem Stamme getrennt hatte, um ein ruhiges und ungestörtes Leben zu führen.

Es schien ein guter Manito über diesen Knaben zu wachen; sie litten nie Noth, und der älteste davon ward sogar in ganz kurzer Zeit ein tüchtiger und glücklicher Jäger. Er lehrte diese Kunst auch seinen beiden Brüdern, die ebenfalls darin recht erfreuliche Fortschritte machten.

Da sich nun jeder einen großen Köcher machen wollte, wozu sie starke Thierhäute brauchten, so gingen sie eines Tages auf Hochwild aus, und jeder schlug seinen eigenen Weg ein, weil jeder zuerst ein Thier erlegen wollte.

Otschipwe, der jüngste, konnte sich dieses Glückes rühmen; denn gleich danach, als er sich von den Andern getrennt hatte, lief ein wohlgenährter Bär an ihm vorbei, den er mit

einem gutgezielten Pfeile niederstreckte. Während er nun mit dem Abziehen der Haut beschäftigt war, kam es ihm vor, als sähe er etwas Rothes über sich hin und her wehen. Er glaubte sich zu täuschen und rieb sich die Augen, aber die geheimnißvolle Erscheinung schwebte noch immer ganz deutlich vor ihm in der Luft hin und her. Auch hörte er eine fremde Stimme, die ihn an's Ufer des nahen Sees rief. Er folgte ihr und sah einen großen rothen Schwan vor sich auf dem Wasser schwimmen. Da er in Schußweite war, so sandte er gleich einen Pfeil nach ihm, der ihn zwar traf, aber wirkungslos an ihm abprallte. Der zweite Pfeil hatte denselben Erfolg, und so verschoß er auf diese Art nach und nach seinen ganzen Vorrath, ohne dem Schwan nur den geringsten Schaden zuzufügen.

Danach lief er nach Hause und holte die zurückgelassenen Pfeile seiner Brüder und verschoß sie ebenfalls vergebens. Da sah er denn den rothen Schwan mit großen Augen an, und es fiel ihm ein, daß sein Vater einst gesagt, er habe drei magische Pfeile in seinem Medicinsack stecken. Schnell holte er dieselben, und als er zurückkam, war der Schwan noch immer da.

Der erste Pfeil flog vorbei; der zweite kam schon etwas näher, und der dritte flog dem Schwane mitten durch den Hals, worauf er sich erhob und dem Untergange der Sonne zusegelte. Dies ärgerte nun den jungen Otschipwe ganz gewaltig, und da er wußte, daß seine Brüder nicht sehr glimpflich mit ihm verfahren würden, wenn die magischen Pfeile

fehlten, so watete er in's Wasser, um sie wiederzuholen. Aber er fand nur zwei, denn der Schwan hatte den dritten weggetragen. Nun, dachte er, so weit kann er damit doch nicht fliegen, als daß ich ihn nicht mit Leichtigkeit einholen könnte. Otschipwe war nämlich berühmt wegen seiner Schnelligkeit; er konnte so schnell laufen, daß ein von ihm abgeschossener Pfeil weit hinter ihm niederfiel.

Er lief nun den ganzen Tag durch Wälder und Thäler, über Berge und Prairien, ohne jedoch dem Schwan nahe zu kommen. Als er sich am Abend ein Schlafplätzchen suchte, kam es ihm vor, als würden in seiner Nähe Bäume gefällt; aber er konnte Niemanden sehen und tröstete sich vorläufig mit dem Gedanken, daß der folgende Morgen diesen Umstand wohl näher erklären werde.

Mit Aufgang der Sonne raffte er sich von seinem Lager auf. Sein Weg führte ihn auf einen steilen Hügel, von dessen Spitze er eine weit ausgedehnte Stadt vor sich erblickte. Auf dem höchsten Punkte derselben stand der Wächter und schrie in einem fort: „Madschi Kokokoho!“ Dadurch wollte er nämlich die Leute aufmerksam machen, daß ein Fremder nahe. Gleich gingen einige dem jungen Manne entgegen und führten ihn in die Hütte ihres Häuptlings.

Der alte Häuptling freute sich ungemein über den schmucken Jüngling und befahl seiner Tochter, ihm augenblicklich ein kräftiges Mahl zu bereiten, seine Mokassins zu trocknen und überhaupt ein sorgsames Auge auf ihn zu haben, „damit es,“ wie er sagte, „meinem lieben Schwiegersohn an

nichts fehle.“ Dieses Wort klang doch dem jungen Otschipwe etwas zu curios; so mir nichts dir nichts zum Schwiegersohne und Ehemanne gemacht zu werden, ohne daß man ihn dabei auch nur mit einer Miene gefragt hätte, kam ihm doch etwas verdächtig vor. Aber das Mädchen war schön und so dachte er das eheliche Leben auf kurze Zeit schon aushalten zu können.

Er begab sich also gemächlich zur Ruhe und erwachte am andern Morgen etwas früher als gewöhnlich. Einige Fragen, die er an seine junge Frau richtete, blieben unbeantwortet, und als er ihr einen Kuß geben wollte, drehte sie ihm kalt den Rücken.

„Was willst Du von mir?“ fragte sie endlich voll Ingrimm.

„Sage mir, mein liebes Kind, ist der rothe Schwan schon vorüber geflogen? Ich verfolge ihn seit gestern; denkst Du, daß ich ihn einholen werde?“

„Kwapadisid!“ (Dummkopf), erwiderte sie mürrisch; aber sie gab ihm später doch die Richtung an, welche er einzuschlagen habe, worauf denn der junge Mann seine trockenen Mokassins anzog und seine Reise fortsetzte.

Als es wieder Abend geworden war, sah er abermals eine große Stadt vor sich, deren Wächter ebenfalls in den früher erwähnten Worten den Besuch verkündete.

Otschipwe wurde wieder auf die liebenswürdigste Weise in die Hütte des dortigen Chiefs geführt und mußte es sich gefallen lassen, als Gemahl eines noch schöneren Mädchens zu

figuriren. Doch war dasselbe etwas freundlicher und gab ihm auch am andern Morgen die genaue Richtung des rothen Schwans an.

Während des Tages begegnete Otschipwe nichts Besonderes auf seiner Reise. Gegen Abend kam er an eine Hütte, durch deren halboffene Thüre er einen alten Mann einsam am Feuer sitzen sah.

„Nischime!" sagte derselbe, „komm herein und trockne Deine Kleider; ich will Dir inzwischen etwas zu essen kochen!"

Diese Einladung war Otschipwe recht erwünscht, denn er war müde, hungrig und durstig. Der Alte schien ein Zauberer zu sein, denn auf sein Commando kam plötzlich ein großer mit Wasser gefüllter Kessel zur Thüre hereingelaufen, hing sich ohne Beihülfe über das Feuer, und der Alte warf dann ein einziges Maiskörnlein nebst einer Heidelbeere hinein. Das ist eine schlechte Gelegenheit, deinen fürchterlichen Hunger zu stillen, dachte Otschipwe bei sich selber; doch als ihm der Zauberer winkte, munter zuzugreifen, siehe! da war der ganze Kessel bis an den Rand voll nahrhafter Speise, und trotzdem daß nun Otschipwe wie Einer drauf los aß, der acht Tage gehungert hat, sah man ihn doch nicht leer werden. Als er satt war, gab der Alte dem Kessel wieder ein magisches Zeichen und derselbe verschwand wieder. Danach steckten sich Beide ihre Pfeifen an und Otschipwe mußte den Zweck seiner Reise erzählen.

Der Zauberer ermuthigte ihn zwar in seinem Unternehmen, rieth ihm jedoch, sich auf das Schrecklichste vorzu-

bereiten, da noch Keiner, der dem rothen Schwane gefolgt, zurückgekehrt sei. Morgen werde er einem seiner Collegen begegnen, der ihm weitere Auskunft geben werde.

So kam's denn auch. Der zweite Magier nahm ihn ebenfalls sehr freundlich auf und zeigte ihm den Weg nach dem dritten. Derselbe kam ihm liebreich entgegen, führte ihn in seine Hütte und setzte ihm in einer medicinernen Schüssel ein stärkendes Mahl vor. Nachdem sich Otschipwe gehörig gesättigt hatte, sagte der Alte: „Junger Mann, Du gehst einen gefährlichen Weg, von dem noch Keiner zurückgekommen ist. Der rothe Schwan ist die Tochter eines berühmten Mediciners, der sie wie heiliges Wampum behütet. Er trug einst einen großen Wampumscalp als Mütze, um den er jedoch von betrügerischen Feinden beschwindelt wurde. Dieselben hatten ihm nämlich erzählt, daß die einzige Tochter ihres Chiefs todkrank sei und nur durch den Anblick seines medicinernen Scalpes genesen könne, worauf er ihn von seinem kahlen, blutigen Kopfe zog und gegen das Versprechen weggab, daß er ihn am nächsten Tage wieder zurückbekommen würde. Aber er hat bis jetzt vergebens darauf gewartet. Die fremden Krieger banden ihn auf eine lange Stange und umtanzten, verhöhnten und verspotteten ihn auf alle mögliche Arten. Bei dem geringsten Schimpfe nun, der diesem Wampumscalpe angethan wird, schreit der alte Chief laut auf vor Schmerzen, und er hat daher demjenigen, der ihn wieder zurückbringt, seine schöne Tochter, den rothen Schwan, zur Frau versprochen. Dieser rothe Schwan hat

schon gar viele Wagehälse angelockt, und mancher tapfere Krieger hat schon sein Leben bei jenem mächtigen Feinde gelassen. Doch wenn Du über gewaltige und erfahrene Schutzgeister zu gebieten hast, so ist es leicht möglich, daß Du Erfolg hast. Morgen wirst Du in die Nähe seines Wigwams kommen, er wird Dich sogleich hineinrufen und verschiedene Fragen hinsichtlich Deiner Träume und Manitos an Dich stellen und dann verlangen, daß Du ihm seinen heiligen Scalp wieder holst, damit sein wunder Kopf heile."

Danach wies er Otschipwe eine Schlafstelle an. Am andern Morgen gab er ihm das Geleite nach der Wohnung des unglücklichen Chiefs. Derselbe saß in einer dunkeln Ecke seines Wigwams und seufzte und stöhnte jämmerlich.

„Ach," klagte er, „ich bin ein armer Mann; meine Kopfwunde heilt nicht und ich habe Niemanden, der mich bedient!"

Otschipwe bemerkte aber, daß er doch nicht so verlassen und einsam war, wie er vorgab, denn seine Hütte war in der Mitte getheilt und der rothe Schwan befand sich im andern Zimmer.

Otschipwe ließ sich ruhig nieder, hing seine Mokassins vor's Feuer und hörte die Erzählung des Alten geduldig an. Darauf fragte ihn dieser nach seinen Träumen, und Otschipwe theilte ihm mehrere derselben mit, zu denen er jedoch bedenklich den Kopf schüttelte und sagte: „Mein Sohn, Du wirst mein Leben nicht retten können, wenn Du nichts Besseres geträumt hast."

Nun erzählte er ihm seinen letzten Traum. „Das ist

der rechte," schrie der Alte laut auf, „das ist der Traum, auf den ich so lange gewartet habe! Du wirst mein Retter sein!"

Am andern Morgen ging Otschipwe weiter. „Wenn Du übermorgen," sprach er beim Abschiede zum Alten, „das Geschrei des Habichts hörst, so denke, daß ich Erfolg gehabt habe und Dir Deinen Scalp zurückbringe."

Nachdem er beinahe abermals eine Tagereise hinter sich hatte, kam er in ein großes Dorf, in dessen Mitte eine große Stange aufgerichtet war, um die munter getanzt wurde. Als er näher kam, sah er auch den besagten Wampumscalp daran flattern. — Ehe er noch bemerkt wurde, verwandelte er sich schnell in einen Colibri und summte den Leuten die Ohren voll. Dann nahm er die Gestalt eines winzigen fliegenden Insectes an, band den Scalp ungesehen los und flog damit langsam fort. Dann gab er das verabredete Signal, der Alte streckte seinen blutigen Kopf heraus und Otschipwe setzte ihm seine lange vermißte Wampumkopfhaut wieder auf. Aber er mußte sie ihm in der Geschwindigkeit doch ein wenig zu unsanft aufgedrückt haben, denn der Chief wurde todkrank und erwartete mit jeder Minute sein Ende. Doch er erholte sich zuletzt wieder und Otschipwe wußte vor Erstaunen gar nicht, was er eigentlich sagen sollte, da anstatt eines abgelebten Greises ein junger, rüstiger Mann vor ihm stand, der sich in den feinsten Worten für seine Errettung bedankte.

Beide wurden sehr intime Freunde, aber der Magier

ließ nie ein Wörtchen hinsichtlich des geheimnißvollen Schwanes fallen. Deshalb erinnerte ihn Otschipwe bei der Abreise, daß er öffentlich bekannt gemacht habe, seinem Retter den rothen Schwan zur Frau zu geben. Darauf öffnete der Magier das andere Zimmer, in dem eine reizende Jungfrau saß. „Sie ist meine Schwester," sprach er, „nimm sie mit zu Deinen Freunden und behandle sie gut, denn sie ist Deiner würdig."

Danach nahm das junge Ehepaar freundlichen Abschied und begab sich auf die Reise nach Otschipwe's Heimath. Bald kamen sie an die Hütte des dritten Alten, welcher vor Freude über das Glück des Jünglings fast närrisch wurde. Er bewirthete Beide mit dem Besten, was sein magischer Kessel hervorbringen konnte, und machte auch Otschipwe einen großen Medicinsack zum Geschenk, der allerlei heilige Sachen enthielt.

Auch die beiden anderen Alten beschenkten ihn in ähnlicher Weise. Darauf kam er mit seiner Frau in die zweite Stadt, in welcher er wieder vom Chief beherbergt und Schwiegersohn genannt wurde. Seine Tochter benahm sich immer noch so gleichgültig gegen ihn wie früher und würdigte ihn kaum eines Blickes, wozu sie natürlich jetzt auch mehr Ursache hatte. Aber dem wußte Otschipwe schon abzuhelfen. Langsam öffnete er einen seiner drei Medicinsäcke, welcher Wampum und allerlei kostbare Federn enthielt, und bot dies dem Chief zum Andenken an. Als dies die Tochter sah, nahm ihr Gesicht gleich einen ganz andern Ausdruck an,

ihre Zunge löste sich, und als ihr der Vater nun hieß, sich zur Abreise fertig zu machen, hatte sie augenblicklich ihr Bündlein gepackt.

Damit schien aber ein anwesender junger Mann nicht einverstanden zu sein, denn er rief plötzlich: „Wer auch der Freche sei, der mir meinen Schatz für ein paar lumpige Geschenke ausführt, ich werde ihn tödten und wenn ihn tausend Manitos beschützen!“ Dabei zog er ein langes Messer aus einem Gürtel und ging auf Otschipwe los, aber mit dem Stechen wartete er ruhig, bis ihn der Chief festhielt, denn er war ein feiger Prahlhans, der sich kaum getraute, einen alten Hund anzufassen.

Am andern Tage nahm Otschipwe die Tochter des Chiefs mit, und bald verkündete ein Wächter die Nähe der ersten Stadt. Alle Weiber und Kinder liefen herbei, um die drei Fremden zu sehen, die ihren Weg schnurstracks zur Hütte ihres Chiefs nahmen. Derselbe bewirthete sie freundlich; er stopfte Otschipwe eine prachtvolle Pfeife und ließ sich dessen Reiseabenteuer erzählen. Als er damit fertig war, führte ihm der Alte seine schöne Tochter zu und bat ihn, sie als Frau anzunehmen. Das schien aber wieder einem anwesenden närrischen Liebhaber sehr nahe zu gehen, denn er sprang wild auf und schrie: „Das Mädchen gehört mir und der Fremde ist ein Kind des Todes!“

Der Chief ergriff ihn beim Arme, aber er wand sich los und versuchte dem glücklichen Otschipwe, der übrigens that, als hörte er ihn nicht, einen Schlag zu versetzen. Ehe

er dazu jedoch recht ausholen konnte, hatte ihn der Alte mit seiner Keule niedergestreckt. Als er sich nach geraumer Zeit wieder erholt hatte, wurde ihm bedeutet, das Haus so schnell wie möglich zu verlassen und künftighin die Gesellschaft alter Weiber mit seiner Gegenwart zu beglücken, in die er am besten passe.

Am andern Morgen gab er Otschipwe seine Tochter mit und begleitete seine Gäste noch eine lange Strecke. Bald sah Otschipwe seine alte Heimath wieder. Er ließ seine schönen Gefährtinnen ein wenig ausruhen und ging allein voraus, um seine Brüder auf den angenehmen Besuch vorzubereiten. Das war denn auch sehr gut, denn ihre Hütte lag über und über voll Schmutz und Asche, und sie selber waren auch nicht viel reinlicher. Der eine saß mit gräulich geschwärztem Gesichte neben dem Feuer und weinte, als ob er nicht recht bei Sinnen sei; der andere hatte seinen Kopf mit allerlei merkwürdigen Federn besteckt, so daß sich Otschipwe kaum des Lachens enthalten konnte. „Lacht doch auch!" rief er ihnen zu, „denn ich habe jedem ein köstliches Weiblein mitgebracht.

Als dies Madschikihwis hörte, sprang er wie besessen aus seiner Ecke und guckte durch die Thüre. „Halt!" sagte Otschipwe, „habt nur Geduld und wascht euch vor allen Dingen den Dreck aus den Gesichtern, damit sich die Mädchen nicht vor euch zu fürchten brauchen."

Sie thaten also. Aber Madschikihwis mußte dabei jeden Augenblick durch die Thürritze sehen, und als die Jungfrauen

endlich hereinkamen, lief er wie ein Verrückter hin und her und wollte bald diese, bald jene haben. Doch er mußte die nehmen, die ihm zugetheilt ward, und befand sich zuletzt auch recht glücklich mit ihr.

Die dreipaarige Familie führte nun ein recht zufriedenes und sorgenfreies Leben, und nach kurzer Zeit liefen auch schon recht muntere Stammhalter um ihre Wigwams herum. Aber eines Tages gab's doch bedenklichen Streit, denn die beiden Brüder drangen in Otschipwe, die magischen Pfeile ihres Vaters, die er heimlich mitgenommen habe, wieder zu ersetzen. Damit hatten sie aber böse Absichten; sie wollten ihn nämlich gerne aus dem Wege schaffen, so daß einer von ihnen den rothen Schwan zur Frau nehmen könnte. Otschipwe, der dies nicht im entferntesten ahnte, zog auch wirklich aus, um die Pfeile zu suchen.

Da gelangte er auf seiner beschwerlichen Reise an ein großes Loch in der Erde, das ihn zu den Wohnungen der Geister leitete. Das Land schien recht hübsch zu sein; auch gab es darin Wild in Hülle und Fülle. — Das erste Thier, das ihm entgegen kam, war ein Büffel; der redete ihn wie ein Mensch an und fragte ihn, was er eigentlich im Lande der Todten suche.

„Die magischen Pfeile meines Vaters," erwiderte Otschipwe.

„Wir wissen es," sagte der nur aus Knochen bestehende Büffelchief, „aber ich rathe Dir, so schnell wie möglich wieder zurückzugehen, denn Deine Brüder wollen Dein Weib verführen!"

Otschipwe erblickte darauf ein blendendes Licht in seiner Nähe, das er für die Sonne hielt. „Was ist das?“ fragte er.

„Es ist der Ort, wo die Guten wohnen.“

„Und was bedeutet diese dunkle Wolke?“

„Das ist der Wohnplatz der Schlechten.“

Darauf fragte Otschipwe nichts mehr. Kraft seiner mächtigen Schutzgeister gelangte er bald wieder an die freie Luft und vor die Thüre seines heimathlichen Wigwams.

Der Büffelchief hatte die Wahrheit gesprochen. Seine beiden sauberen Brüder lagen sich gerade in den Haaren, da jeder Otschipwe's Weib besitzen wollte. Dieser trat jedoch auf einmal in die Hütte und zerschmetterte ihnen mit einem furchtbaren Keulenschlage den Hirnschädel so, daß keiner mehr an's Leben, viel weniger an Weiberverführung dachte.

Danach lebte Otschipwe in ungestörtem Glücke bis an sein seliges Ende.

40.

Tauwautschiheskwä,

oder die weiße Feder.

Ein alter Mann, der seine Hütte tief in der Wildniß des Waldes aufgeschlagen, hatte, um etwas Unterhaltung zu haben, einen kleinen Knaben zu sich genommen, dessen Eltern und Geschwister von sechs großen Riesen umgebracht worden

waren. Sobald derselbe recht laufen konnte, machte er ihm Pfeil und Bogen und schickte ihn auf die Jagd.

Das Erste, was der Knabe sah, war ein kleines Kaninchen, und da er nicht wußte, was es für ein Thier war, lief er schnell nach Hause zu seinem Großvater, wie er den alten Jäger nannte, und beschrieb es ihm. Dieser sagte ihm nun den Namen desselben und daß es einen guten Leckerbissen abgäbe. Kaum hatte der Kleine dies gehört, so eilte er wieder in den Wald hinaus, fand auch glücklich das Kaninchen noch und tödtete es. Der Großvater freute sich ungemein darüber, kochte es und gab ihm die besten Stücke davon, um ihn dadurch zum fleißigen Jagen anzuspornen.

So wurde der Knabe mit der Zeit auch wirklich ein recht tüchtiger Jäger. Aber dies einsame Leben kam ihm doch ein wenig zu langweilig vor und er hätte gar zu gerne gewußt, was denn eigentlich sonst in der Welt vorging. Nun fand er eines Tages einige Zeltstangen und Aschenhaufen auf einer Prairie zerstreut umherliegen, und da er nicht wußte, wie diese Gegenstände dahin gekommen waren, so ging er nach Hause und erzählte es seinem Großvater. „Du mußt Dich geirrt haben, mein Enkel,“ sagte dieser, „denn wo sollten diese Dinge herkommen? Es wohnt ja Niemand hier in der Umgegend.“

Um sich nun noch einmal zu überzeugen, daß er jene Sachen doch richtig gesehen habe, ging er gleich wieder zurück, und eine Stimme rief ihm auf dem Wege zu: „Komm her, mein Sohn, denn Du bist der erwählte Träger der weißen

Feder, die Dich zum berühmten Manne machen wird. Du bist ihrer würdig und sollst sie auch erhalten. Geh jetzt wieder zurück in Deine Hütte und lege Dich eine Weile nieder. Dann wirst Du im Traume eine Stimme hören, welche Dir befehlen wird, aufzustehen und zu rauchen. Pfeife, Tabak und auch die weiße Feder wirst Du neben Dir finden. Wenn Du mit letzterer Deinen Kopf schmückst, so wirst Du ein großer Jäger, ein gefürchteter Krieger, überhaupt ein Mann von vielen medicinernen Eigenschaften werden. Zum Beweise, daß es mit dieser Prophezeiung seine Richtigkeit hat, wird sich gleich der Rauch Deiner Pfeife in zahllose Hühnerschwärme verwandeln. Auch werde ich Dir eine unsichtbare Weinrebe geben, welche von Deinen todten Eltern kommt, deren Ermordung Du damit rächen kannst. Sobald Du nämlich einem Deiner Feinde begegnest, mußt Du mit ihm um die Wette laufen und ihm dabei die Rebe vor die Füße werfen, in die er sich dann so verwickeln wird, daß er nicht mehr weiter kann und also in Deine Hände fällt."

Der junge Mann sah sich um und gewahrte einen merkwürdigen Menschen vor sich — den ersten, den er überhaupt außer seinem Großvater gesehen hatte. Derselbe sah sehr alt aus und kam ihm wie ein Baummensch vor, denn er schien ganz aus Holz gemacht zu sein und mit den Füßen in der Erde zu wurzeln.

Darauf ging er nach Hause, schlief und träumte und fand beim Erwachen die betreffenden Artikel neben sich. Sein Großvater wußte gar nicht, was er dazu sagen sollte, als

er seinen Enkel auf einmal mit einer großen weißen Feder auf dem Kopfe erblickte und den Rauch seiner Pfeife sich in unzählige Hühnerschaaren verwandeln sah.

Am andern Morgen reiste nun der junge Mann ab, um seine Feinde, die in der Mitte eines dichten Waldes wohnten, aufzusuchen. Sein Besuch wurde jedoch denselben durch kleine Luftgeister, die ihm voraus geeilt waren, vorher angezeigt, und als er nach einer beschwerlichen Reise endlich ankam, standen sie alle sechs vor der Thüre und riefen höhnisch: „Seht, da kommt ja der kleine Knirps mit der weißen Feder, der so große Wunder thun will. Doch er ist ein braver und ehrlicher Mann, und wir müssen ihn schonend behandeln!“

Tauwautschiheskwä ging furchtlos zu ihnen hin und bot ihnen einen Wettlauf an. Sie nahmen diese Offerte auch bereitwilligst an; es wurde das Ziel bestimmt, und wer zurück bleibe, müsse sich gefallen lassen vom Andern mit einer Keule zerschmettert zu werden. Der kleinste der Riesen machte den Anfang und verlor, da ihn die unsichtbare Weinrebe zu sehr hemmte. Tauwautschiheskwä schlug ihm den Kopf ein, zog die Haut davon ab und brachte sie seinem Großvater. Die nächsten vier erlebten dasselbe Schicksal. Nun war noch einer zu besiegen und das war der stärkste.

Als darauf Tauwautschiheskwä zum letzten Wettlauf auszog, begegnete ihm sein alter baumähnlicher Schutzgeist wieder und sagte zu ihm: „Mein lieber Sohn, man will Dich betrügen. Es wird Dir nämlich die schönste Frau der

Welt entgegenkommen und Dich zu verführen suchen. Verwandle Dich daher in einen Büffel und bekümmere Dich nicht im geringsten um sie."

Kurz danach erschien dieselbe auch wirklich. Tauwautschiheskwä that wie ihm gerathen war.

„Ach," seufzte sie darauf, „warum trittst Du mir so plötzlich in Büffelgestalt entgegen? Bin ich doch viele Tage und Nächte gewandert, um zu Dir zu kommen und Deine Frau zu werden!"

Diese Frau war nämlich der sechste Riese, was aber Tauwautschiheskwä nicht im entferntesten ahnte; denn ihre Gestalt war wirklich so überaus reizend und anmuthig, daß er darob die Mahnung gänzlich vergaß und sich so schnell wie er nur konnte die natürliche Gestalt wieder gab. Dann setzte er sich traulich zu ihr, legte seinen Kopf auf ihren Schooß und schlief ein.

Wie er nun so recht fest im Schlafe war, zog die Schöne ein verborgenes Messer aus der Tasche und schnitt ihm den Kopf ab. Dann nahm sie die weiße Feder, verwandelte den todten Körper in einen Hund und sich selbst wieder in einen Riesen.

Nun lebten nicht weit davon in einem Dorfe zwei Schwestern, Töchter eines berühmten Chiefs, welche seit langer Zeit Alles aufgeboten hatten, den Träger der weißen Feder zu einem Besuche zu bewegen. Jede hatte sich schon eine besondere Hütte gebaut und allerlei Höflichkeiten, Anstandsregeln und Liebenswürdigkeiten einstudirt, um das Herz

Tauwautschiheskwä's zu gewinnen. Dies wußte der schlaue Riese, und da er jetzt Eigenthümer der berühmten weißen Feder war, so kündigte er sein baldiges Erscheinen an.

Als dies die älteste Schwester hörte, schmückte sie ihren Wigwam so auffallend aus, wie sie nur konnte; die jüngste aber hielt den erwarteten Gast für einen Mann von vernünftigen Ansichten und ließ daher den ihrigen in seinem gewöhnlichen Zustande. Auch ging sie ihm nicht entgegen wie ihre Schwester, die er jedoch, ganz ihren Erwartungen zuwider, zu seinem Weibe machte. Damit sie nun nicht allein sei, lockte sie den herumirrenden Hund in ihren Wigwam, machte ihm daselbst ein weiches Lager und behandelte ihn so sorgfältig und aufmerksam, als ob er ihr Gemahl wäre.

Einst war der Riese auf die Jagd gegangen und glaubte wunder was er für großes Glück haben werde, da er die weiße Feder besäße. Aber er irrte sich gewaltig, denn er brachte auch rein gar nichts nach Hause. Der Hund aber wußte für seinen Theil schon bessern Rath; er lief nämlich einfach in's Wasser und holte einen Stein heraus, der, sobald er ihn am Ufer niederlegte, zu einem wohlgenährten Biber ward. Dies hatte aber der Riese heimlich bemerkt, und als der Hund wieder weg war, holte er ebenfalls einen Stein aus dem Wasser, der auch, sobald er ihn fallen ließ, zu seiner größten Freude zum Biber ward. Fröhlich ging er damit nach Hause, legte ihn vor die Thüre und befahl seiner

Frau, ihn hereinzuholen. Dieselbe erstaunte aber nicht wenig, als sie statt eines Bibers nur einen dicken Stein fand.

Am andern Tage ging der Hund, der inzwischen bemerkt hatte, daß seine Methode des Biberfanges entdeckt worden war, tief in den Wald und riß die Rinde eines abgebrannten Baumes ab, woraus augenblicklich ein schwarzer Bär wurde. Doch der Riese hatte wieder heimlicherweise zugesehen, versuchte dasselbe nun auch und hatte ebenfalls Erfolg damit. Als er aber wieder zu Hause ankam und das Thier ablegte, fand sich's, daß es doch nur verbrannte Rinde war. Dies ärgerte nun seine Frau schmählich, und ärgerlich lief sie wieder zurück zu ihrem Vater und erzählte ihm, was für einen dummen Gemahl sie habe.

Als sie ein paar Tage weg war, machte der Hund seiner Wirthin verständlich, daß er ein Schwitzbad nehmen wolle, wie das bei jungen Leuten der Brauch ist. Gleich machte sie ihm eine Höhle, legte heiße Steine hinein, tröpfelte Wasser darauf und setzte ihren geliebten Hund hinein. Doch als sie ihn danach wieder herausziehen wollte, sah sie, daß er zu einem prächtigen jungen Manne geworden war, der aber leider nicht sprechen konnte.

Da die ältere Schwester ihrem Vater auch von jenem merkwürdigen Hunde erzählt hatte, dachte der Alte, derselbe sei ohne Zweifel medicinerner Natur, und schickte gleich einige Leute hinaus, um ihn mitsammt der Tochter zu holen.

Dieselben gingen ab, brachten aber statt des Hundes einen schönen Jüngling mit. Nun wurde eine große Ver-

sammlung von allen alten und klugen Leuten abgehalten, und Jeder war neugierig, wie sich diese medicinerne Geschichte zuletzt aufklären würde. Auch der Riese erschien bei jener Rathsversammlung. Als nun der junge Mann die weiße Feder auf seinem Kopfe erblickte, gab er ein Zeichen, sie ihm aufzustecken, was denn auch augenblicklich geschah, und gleich darauf erhielt er die Gabe der Sprache wieder, erzählte seine Geschichte und rauchte seine medicinerne Pfeife dabei, deren Rauch sich wieder wie ehedem in große Hühnerschwärme verwandelte. Danach verwandelte er den Riesen in einen Hund und ließ ihn von den Knaben des Dorfes zur allgemeinen Belustigung todtprügeln.

Dann mußten alle jungen Leute vier Tage lang weiter nichts thun als Pfeile machen, und als sie damit fertig waren, nahm Weißfeder eine Büffelhaut, zerschnitt sie und säete die Stücke auf die Prairie. Augenblicklich wurden fette Büffel und sonstige Thiere daraus und eine allgemeine Jagd begann. Noch nie hatten die Leute so viel Wild erlegt wie an jenem Tage.

Danach bat Tauwautschiheskwä seinen Schwiegervater um die Erlaubniß, seinen alten Vater zu besuchen, die ihm dieser auch bereitwillig gewährte, worauf er mit seiner Frau abreiste.

41.

Jena, der Wanderer,

oder das magische Päckchen.

Vor vielen, vielen Jahren lebte einst ein blutarmer Schlucker, Namens Jena, der hatte weder Freunde noch Verwandte auf der weiten, weiten Welt und wanderte wie ein verlorenes Schaf unstät von einem Dorfe zum andern. Eines Tages, als er auf die Jagd gegangen war und vorher, um sich etwas zu erleichtern, sein kleines Bündlein an einen Baum gehängt hatte, hatte er das Glück, bei seiner Rückkehr eine nett gebaute Hütte zu finden, die plötzlich wie aus der Erde hervorgezaubert zu sein schien. Ein allerliebstes Fräulein saß in der Mitte und dasselbe hatte auch für Jena einen weichen Sitz dicht an ihrer Seite zurecht gemacht, den er auch gleich einnahm. Er fühlte sich nun recht glücklich, so glücklich wie noch nie in seinem Leben. Doch es dauerte nicht lange, denn seine Frau, die eben den geschossenen Hirsch hereinbringen wollte, stürzte unversehens hin und brach dabei ihre beiden Beine ab. „Ach," seufzte Jena, der sich nun doppelt elend und verlassen fühlte, „ich dachte, ein guter Manito wollte mich diesmal endlich von meinem traurigen Mißgeschick erlösen; aber es geschah nur, um mich noch unglücklicher zu machen; möge sich nun Quinquinschi (der Nachtfalke) am Fleische meines Thieres laben."

Dann hing er sein Bündel wieder um und ging seines Weges weiter. Bald stellte sich der Hunger bei ihm ein, und

er legte seine Bürde ab, um sich irgend ein Wild zu schießen. Er schien glückliche Pfeile zu führen, denn es dauerte gar nicht lange, so hatte er wieder einen fetten Hirsch erlegt, und als er denselben zurückbrachte, fand er auch wieder eine niedliche Hütte, in der ihn ein freundliches Mädchen erwartete. Iena setzte sich still an's Feuer, um sich zu wärmen, und seine Frau ging hinaus, das Wild zu holen. Da es ihm jedoch zu lange dauerte, bis dieselbe wieder hereinkam, so schlich er leise an die Thüre, um zu sehen, was sie eigentlich da draußen treibe. Er sah's auch, und es lief ihm dabei eiskalt über den Rücken; denn sie saß neben dem Hirsch, riß alles Fett von ihm und verschlang es so gierig und massenhaft, als ob sie gar keinen Boden im Leibe hätte.

Iena, der durch seine mannigfachen Schicksale an alle Wechselfälle des Lebens gewöhnt war, sah sich abermals um eine bittere Erfahrung reicher; er nahm ohne besonderes Geklage einfach sein Bündlein wieder auf den Rücken und marschirte rüstig weiter. Doch bald mußte er's wieder an einen Baum hängen, um bequemer dem Wilde nachspüren zu können. Bei seiner Rückkehr stand wieder eine freundliche Hütte mit einer schönen Bewohnerin vor ihm. Das Mädchen lud ihn ein, zerlegte den Hirsch und hing das Fleisch zum Räuchern auf, ohne daß irgend etwas Außergewöhnliches dabei passirte. Ha, dachte Iena, jetzt hast du's doch endlich einmal getroffen und erlebst auch einmal, wie man sich als glücklicher Ehemann fühlt. Es schien auch diesmal wirklich recht gut

zu gehen. Er ging tagtäglich fleißig auf die Jagd, seine Pfeile trafen glücklich, und seine Frau verstand ganz gründlich das Fleisch recht delicat zuzubereiten. Das Einzige, was ihm fremd vorkam, war, daß er sie nie essen sah und, daß sie stets die feinsten Speisen unangerührt stehen ließ.

Nun hatte Jena eines Abends, als er von der Jagd zurückkehrte, außer einem großen Raubvogel einen dicken Stock von Usadi oder Weide mitgebracht und beides vor die Thüre gelegt. Seine Frau ging wie gewöhnlich gleich hinaus, und bald hörte er sie recht herzlich lachen. Jena wurde neugierig und konnte sich nicht enthalten, unbemerkt durch eine Ritze der Thüre zu schielen. Da sah er nun, wie seine Frau die Rinde des Stockes nach der Art der Biber abschälte. „O," sagte er zu sich selbst, „das ist Amik, der Biber, den du da zur Frau hast; kein Wunder, daß sie die besten Leckerbissen stehen läßt."

Diese neue Entdeckung war übrigens Jena recht lieb; er brachte ihr von nun an jeden Tag den saftigsten Weidenast mit, den er finden konnte. Und sie verdiente es auch, denn sie war sehr fleißig, machte ihm allerlei schöne Taschen und Mokassins, und als der nächste Frühling kam, beschenkte sie ihn auch mit schönen Zwillingen, einem Knäblein und einem Mädchen. Beide waren recht muntere, liebenswürdige Kinder; das erstere glich dem Vater, das letztere der Mutter.

Als der Knabe ungefähr sieben Winter hinter sich hatte, machte ihm der Vater Pfeil und Bogen und sagte ihm, er solle damit die kleinen Biber am Wasser schießen. Dies

gefiel aber der Mutter nicht; sie nahm daher in der folgenden Nacht ihre beiden Kinder auf den Rücken und verließ heimlich die Hütte. Dann baute sie einen großen Damm in den Fluß, machte sich eine Wohnung hinein und lebte nun mit den Kindern darin gerade als ob sie Biber wären.

Als Jena am nächsten Morgen erwachte, sah er sich zu seinem größten Schrecken allein. Wie besessen lief er fort, suchte nach den Entflohenen und entdeckte auch nach vieler Mühe ihre Wohnung. Zum Tode erschöpft legte er sich vor dieselbe und sprach zu sich: „Hier will ich liegen, bis ich sterbe."

Die Biberfrau, welche dies gehört und ihn gesehen hatte, erlaubte ihren Kindern, hinauszugehen; aber sie durften ihren Vater nicht berühren, und wenn sie einmal zufällig nahe an ihn herankamen, holte sie sie schnell wieder zurück, wodurch sie den armen Jena zum Rasendwerden ärgerte. Doch er blieb liegen und war beinahe verhungert, als plötzlich ein junges Mädchen zu ihm trat und sprach:

„Warum liegst Du hier so in Jammer und Elend? Komm her zu mir und stärke Dich!" Darauf reichte sie ihm einen kleinen Mokuk voll süßer Waldbeeren, die sie für ihn gepflückt hatte.

Als dies die Biberfrau merkte, schrie sie laut zu Jena: „Warum bist Du gegen dies zweibeinige Thier so zärtlich und erzeigst ihm so große Aufmerksamkeit? Du wirst es aber bald bereuen. Sieh doch nur, was für eine lange Nase es hat; das ist doch sicherlich ein verzauberter Bär!"

Und so war es auch; die junge Frau war wirklich ein verzauberter Bär. Doch als sie hörte, wie dies die Biberfrau so unverhohlen aussprach, wurde sie fuchswild, zerstörte den Biberdamm im Nu und tödtete jene dadurch beinahe. Dann sagte sie zu Jena: „Folge mir, wenn Du Kraft und Muth hast, denn nicht weit von hier wohnen drei Männer, welche Du bekämpfen mußt, weil sie mich heirathen wollen. Auch habe ich noch acht Schwestern, welche Alles aufbieten werden, Dich mir abspenstig zu machen. Wenn Du nun in ihre Hütte kommst, so siehst Du weder rechts noch links, hörst auch nicht auf ihre glatten Worte, sondern setzest Dich, unbekümmert um Alles was um Dich vorgeht, ruhig an meine Seite."

Jena folgte ihr. Als er in die bestimmte Hütte kam, sagten die anderen Mädchen: „O seht, da kommt Odschidahkomigo (d. h. Einer, der auf der Erde wohnt), der seinen Weg verloren hat!" Jede versuchte ihn nun mit den liebreichsten Redensarten und Geberden zu sich zu locken; auch die beiden Alten bewillkommten ihn in der zärtlichsten Weise; aber Jena that, als sei er taub, blind und steinherzig, und setzte sich ruhig an den Platz, den ihm seine junge Frau anwies.

Als sie so eine Zeit lang in stummer Beschauung dagesessen hatten, brauste auf einmal eine verheerende Wasserfluth durch die Hütte und rollte einen riesigen Stein dicht vor die Füße Jena's. Danach verlief sich das Wasser wieder. Hierauf kam ein großer weißer Bär herein, der biß

und kratzte den Stein und sprach: „So möchte ich gerne Odschidahkomigo kitzeln!“ Dann kamen noch einige gelbe und schwarze Bären und thaten dasselbe.

Nun nahm Jena seinen Bogen zur Hand, schoß einen Pfeil in den Stein und sagte: „So möchte ich Odanamekomigo kitzeln!“ Wie dies die Bären sahen, ergriffen sie zur größten Freude der Frau Jena's eilig die Flucht.

Bald danach riefen ihnen die Alten zu: „Kinder, vergeßt nicht, euch Vorrath für den Winter zu sammeln!“ Die verzauberten Geschwister kamen wieder zurück, holten ihre Schüsseln und suchten Eicheln. Als sie alle fort waren, sagte der Vater zu seiner zurückgebliebenen Tochter: „Sieh zu, daß Odschidahkomigo auch ausgeht und womöglich eine Deiner Bärenschwestern erlegt, damit ihr etwas zu essen habt; doch wenn er das Fell abzieht, muß er Acht geben, daß er das Fleisch nicht zerschneidet.“

Jena, dem dies sogleich mitgetheilt wurde, nahm seine Jagdgeräthe und schoß eine jener Bärenschwestern, die ihm am fettesten vorkam. Als er ihr aber die Haut abziehen wollte, streifte sein Messer unglücklicherweise ihren Arm, worauf sie plötzlich aufsprang, ihre Mädchengestalt wieder annahm und mit großen Schritten nach Hause lief. Dort verband sie sich ihre Wunde.

Kurz danach rief der Alte wieder: „Kinder, sucht eure Winterquartiere auf!“

Nun ging die ganze Familie auseinander. Jena hatte zu jener Zeit zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen,

die beide ebenfalls mit fortzogen. Ein passender Platz war bald gefunden und auch eine warme Wohnung gebaut; Eins aber fehlte, und das war die Hauptsache, nämlich Wild, denn Jena streifte oft Tage lang umher, ohne daß er einen Pfeil abzuschießen brauchte. Er mußte nun mit seiner Familie den bittersten Hunger leiden.

Als sich Jena eines Tages auf der Jagd befand und seine Frau zu gut wußte, daß er heute eben so wenig nach Hause bringen würde, als die Tage vorher, kam ihr der merkwürdige Gedanke, den sie für einen glücklichen hielt, sich für ihren Gemahl und ihre Kinder zu opfern und in Gestalt eines Bären schießen zu lassen. Und sie führte diesen Gedanken auch wirklich aus, aber ein anderer Jäger, der sich zufällig in ihrer Nähe befand, hatte das Glück, sie zu tödten. Jena ging mit ihm, stillte seinen Hunger und gab ihm den Rath, Kopf und Füße des Bären abzuschneiden und Tabak darauf zu legen, damit nach vier Tagen wieder ein neuer Bär daraus entstehe.

Damit endet die Leidensgeschichte Jena's.

42.

Mischoscha,

oder der Magier vom Superiorsee.

Zur Zeit, als es noch weniger Menschen in der Welt gab als heutzutage, wohnte eine aus Mann, Frau und zwei Kindern bestehende Familie hoch oben am Superiorsee. Da

es an Wild nicht mangelte, so war diesen Leuten der Hunger unbekannt, und sie hätten auch sicherlich sonst ein recht glückliches Leben geführt, wenn die Frau nicht mit einem jungen Manne auf allzuvertrautem Fuß gestanden hätte. Ja, sie hatte sogar mit ihm ausgemacht, ihren Mann zu tödten, denn sie wußte recht gut, daß es ihr sicherer Tod sein würde, sobald er sie auf verbrecherischen Wegen ertappe.

Ihr Gemahl, der um diese Umtriebe und auch um jenen schwarzen Plan wußte, bewachte sie nun auf Weg und Steg, und war auch wirklich eines Tages so glücklich oder unglücklich, das Liebespaar aus einem Versteck beobachten zu können. Er hatte Pfeil und Bogen zur Hand; doch nicht ihn, sondern sie wollte er züchtigen. Darauf ging er schweigend nach Hause, setzte sich gedankenvoll in eine Ecke und überlegte sich die Sache etwas ruhiger. Sie zu ermorden, schien eine Grausamkeit gegen seine beiden Kinder zu sein; doch mit ihr weiter zu leben, konnte er auch nicht. Er packte also seine sämmtlichen Jagd- und Fischgeräthe zusammen und ging fort.

Als darauf die Frau nach Hause kam und ihren Mann noch nicht zurück sah, dachte sie, er habe sich etwa auf der Jagd verirrt und käme zu seinem Tode immer noch zeitig genug; doch, als er nach Ablauf von vier Tagen noch nichts von sich hören und sehen ließ, da ahnte sie, was los war, und ließ ihre Kinder nahrungslos in der Hütte sitzen, um unbelästigt ihrem Geliebten folgen zu können.

Die Kinder mußten bald danach ebenfalls die Hütte verlassen, denn das bischen Fleisch, das sie noch vorfanden,

war bald verzehrt, und im Wigwam wuchs kein frisches. Da der jüngere Knabe schwächlich war und noch nicht zum besten marschiren konnte, so mußte ihn sein Bruder häufig auf den Rücken packen und tragen. Ueberhaupt nahm sich der ältere Knabe desselben recht liebevoll an; er sammelte Beeren und sonstige Früchte für ihn und gab in jeder Beziehung Acht, daß er keine Noth litt.

Da er ein Messer bei sich hatte, so machte er sich Pfeil und Bogen und schoß allerlei Vögel damit. Wohin sie wanderten, wußten sie natürlich selbst nicht. Zuletzt fanden sie sich am Ufer eines großen Sees.

Während Panigwun, der ältere Knabe, am Ufer den eßbaren Samen einer Pflanze sammelte, amüsirte sich der Kleine damit, daß er Pfeile in den Sand schoß, wobei ihm aber das Unglück passirte, daß einer davon zufällig in's Wasser flog. Panigwun, der dies gesehen, watete gleich hinein, um ihn wieder zu holen, doch als er ihn eben fassen wollte, fuhr auf einmal ein Canoe pfeilschnell an ihn heran und ein alter Magier ergriff ihn fest am Arme und hob ihn hinein.

„Aber Großvater," sagte Panigwun, „ich kann doch meinen Bruder nicht so allein zurücklassen, nimm ihn doch auch mit; er wird ja sonst verhungern."

Doch Mischoscha lachte dazu und fuhr mit derselben medicinernen Schnelligkeit wieder ab. Bald befanden sie sich auf einer großen Insel, wo die Wohnung des Alten stand, die von dessen zwei Töchtern in Ordnung gehalten

wurde. Einer derselben führte er den jungen Mann zu und sagte: „Hier, meine Tochter, bringe ich Dir Deinen Gemahl, den ich Dir schon so lange versprochen habe.“

„Gemahl?“ dachte dieselbe bei sich selbst, „das ist wohl wieder so ein Unglücklicher, der seiner Schwarzkunst zum Opfer gefallen.“ Doch sie fürchtete sich, etwas zu sagen.

Panigwun gab auf Alles genau Acht, was um ihn vorging. Am Abend hörte er die beiden Schwestern leise zusammen sprechen. „Ach,“ klagte die älteste, „ich dachte, unser Vater würde sich mit seinem letzten Opfer begnügen, und nun hat er schon wieder eins in den Klauen. Der arme Jüngling! Ach, ehe es noch einmal dunkel sein wird, wird es wohl anders um ihn aussehen.“

Wie nun Panigwun merkte, daß sie ihn in seiner Lage bedauerten, nahm er die erste beste Gelegenheit wahr, ihnen sein ganzes Schicksal zu erzählen und daß sein Bruder wahrscheinlich verhungern werde, wenn ihm nicht irgendwie Hülfe würde. Darauf gaben sie ihm den Rath, zu warten, bis der Alte fest schlafe, und sich dann leise aufzumachen und in's magische Canoe zu setzen, das ihn blitzschnell zu seinem Bruder führen würde. Er könne ihm dann Nahrungsmittel mitnehmen, ihm eine kleine Hütte bauen und bequem vor Tagesanbruch wieder zurück sein. Das that er denn auch; das Canoe gehorchte ihm und brachte ihn zur rechten Zeit wieder wohlbehalten zurück. Er versuchte es nun jede Nacht. Doch einstmals erwachte der alte Mischoscha und vermißte seinen Schwiegersohn. Seine Töchter, die er deshalb fragte,

sagten ihm, er sei auf einige Augenblicke vor die Thüre gegangen und werde bald hereinkommen. Er glaubte es auch, und als er Panigwun am Morgen wieder an seiner bestimmten Schlafstelle erblickte, freute er sich herzlich, daß seine Töchter die Wahrheit gesprochen hatten.

Als darauf die Sonne aufgegangen war, sagte Mischoscha zu Panigwun: „Höre, Schwiegersohn, ich weiß eine Insel in der Nähe, die voller Seemöveneier liegt, und ich hätte große Lust, mein Canoe damit zu füllen, nämlich, wenn Du mich dahin begleiten willst.“ Da diesem nun augenblicklich keine stichhaltige Ausrede einfiel, so setzte er sich zum Alten in's magische Schifflein, und gleich waren sie am Ufer des besagten Eilands, das mit Eiern dicht übersäet war.

„Geh und sammle die Eier,“ sagte Mischoscha, „ich will im Canoe bleiben.“

Panigwun gehorchte; doch als er das Land betrat, fuhr der Alte plötzlich ab und rief: „Hört, ihr Seemöven! schon vor langer Zeit habe ich euch ein delicates Mittagsmahl versprochen, nehmt's nicht übel, daß ich dieses Versprechen erst jetzt halte!“

Darauf flogen denn von allen Seiten ganze Wolken von Vögeln herbei, daß sie die Luft völlig verdunkelten. Dem ersten, der auf Panigwun zukam, schnitt er den Kopf ab, schmückte sich mit seinen Federn und rief: „Seht! So mach' ich's mit jedem von euch, der sich in meiner Nähe sehen läßt! Euer Verlangen, Menschenfleisch zu fressen, ist ungerecht und sündhaft; denn der Große Geist hat euch

dazu bestimmt, uns zur Nahrung zu dienen, und nicht umgekehrt! Doch wenn ihr mich auf eure Flügel nehmen und zurück in die Hütte des Magiers tragen wollt, so sollt ihr sehen, daß ich nicht undankbar sein werde."

Die Möven ließen sich auch wirklich dazu bereden und trugen ihn hin. Die Töchter steckten verwundert ihre Köpfe zusammen, als er wieder wohlbehalten ankam; doch Panigwun sagte kein Wort und that überhaupt, als sei gar nichts vorgefallen.

Am nächsten Tage sagte Mischoscha: „Mein Sohn, heute will ich Dich auf eine Insel führen, die mit silberglänzenden Edelsteinen bedeckt ist; Du mußt mir aber helfen, einige einzusammeln. Sie liefern den schönsten Schmuck, den Du Dir denken kannst, und besitzen außerdem noch viele medicinerne Eigenschaften."

Panigwun stieg zu ihm in's Boot, und bald war dasselbe an der bestimmten Insel. Mischoscha blieb darin sitzen und ließ den jungen Mann allein suchen. „Immer weiter, mein Sohn!" rief er ihm beständig zu, „dort oben auf der Felsenspitze findest Du die schönsten!" Panigwun kletterte auch wirklich hinauf, doch als er oben war, ruderte der Alte schnell ab und rief: „Komm, großer Fischkönig, und labe Dich an dem Opfer, das ich Dir schon so lange versprochen habe!" Augenblicklich kroch ein gräßliches Fischungeheuer an's Land und drohte den Jüngling zu verschlingen. Aber Panigwun trat ihm keck und furchtlos entgegen, zog sein Messer und sprach: „Wo hat sich jemals

ein Fisch erkühnt, einen Menschen anzufallen! Der Große Geist hat die Fische zu unserer Nahrung bestimmt, aber nicht umgekehrt. Drum höre nicht auf die Worte des bösen Magiers, sondern trage mich zurück in seine Hütte, und ich werde Dir's mit einem großen Stücke rothen Tuches lohnen!"

Da sich der Fischkönig schon längst ein solches Tuch gewünscht hatte, um sich in seinem Wasserpalaste ein königlicheres Ansehen zu geben, so zögerte er keinen Augenblick und trug Panigwun heim. Die Töchter schlugen wieder die Hände vor Bewunderung zusammen, und Mischoscha meinte brummend, sein Schwiegersohn müsse über gewaltige Manitos gebieten; er wolle ihm morgen eine härtere Nuß zum knacken geben.

Am nächsten Morgen sagte er zu ihm: „Komm mit, mein Sohn! denn Du mußt mir heute einige junge Adler fangen helfen, deren Nester ich kürzlich ausfindig gemacht habe."

Bald brachte sie das magische Canoe auf eine Insel, auf der eine hohe Fichte mit den bewußten Nestern stand. Panigwun mußte hinaufklettern, und als er oben war, rief Mischoscha: „Wachse ein wenig höher, alter Baum!" Und augenblicklich schoß er himmelhoch empor und der Magier sprach weiter: „Hört, ihr Adler, dort ist der Mann, der eure Jungen stehlen wollte; zeigt ihm einmal, was ihr mit euren Krallen zu leisten vermögt!"

Doch Panigwun zog sein Messer und schrie den von allen Seiten herbeiströmenden Raubvögeln zu: „Wage es keiner, mir nahe zu kommen, denn wer hat euch befohlen, Menschen-

Fleisch zu fressen, da ihr doch uns zur Nahrung dienen sollt! Wenn ihr verschont bleiben wollt, so ladet mich auf eure Flügel und bringt mich nach Mischoscha's Hütte zurück!"

Die Adler ließen sich bereden und erfüllten seinen Wunsch.

Am nächsten Tage lud ihn der Alte zu einer Jagdpartie ein. Sie bauten sich auf einer einsamen Insel eine kleine Hütte und der Zauberer ließ auf einmal die grimmigste Kälte kommen. Als sie sich am Abend zur Ruhe begaben, hing Panigwun seine Beinkleider neben das Feuer, um sie zu trocknen. In der Nacht aber stand Mischoscha auf, nahm einen Theil derselben und warf ihn in's Feuer. Am Morgen streckte er sich und rief: „Mein Sohn, was mag denn eigentlich aus Deinen Beinkleidern geworden sein? Da fehlt ja ein Stück; wir leben doch wohl nicht in dem Monat, in welchem das Feuer anzieht?"

Panigwun ahnte gleich die Absicht, daß er ihn zu Tode frieren wolle, that aber, als kümmere es ihn nicht, und erzählte ihm von seinen mächtigen Schutzgeistern, die ihn nie verlassen würden. Danach zog er das übrig gebliebene Stück seiner Beinbekleidung an das eine Bein, schwärzte das andere mit Kohlen und erklärte sich dann als fertig zum Weitermarsche. Ein schreckliches Schneegestöber pfiff durch die Luft und der Alte glaubte, Panigwun würde mit jedem Augenblicke zusammenstürzen. Aber er kam doch wohlbehalten nach Hause.

Nun wollte Panigwun auch einmal seine medicinernen

Kräfte an dem Alten versuchen und ihn womöglich umbringen — ein Vorhaben, mit dem die beiden Töchter von Herzen einverstanden waren. „Großvater,“ sagte er eines Tages zu ihm, „ich habe Dich schon häufig bei Deinen Fahrten begleitet und hoffe daher, daß Du auch einmal mit mir gehst; ich möchte nämlich gerne meinen kleinen Bruder holen.“ Der Alte war's zufrieden und fuhr mit. Der Knabe stand am Fuße einer mit Weidengebüsch bewachsenen Anhöhe und bat Mischoscha flehentlich, ihm doch einige von den Weiden abzuschneiden, damit er sich einen stärkenden Trank daraus bereiten könne.

„Recht gern, mein Sohn,“ sagte der Alte schmunzelnd, „oder denkst Du vielleicht, daß ich schon zu alt bin, dort hinauf zu klettern?“

Als er nun oben war, sprangen die beiden Brüder schnell in das magische Boot, Panigwun sprach seinen Medicinspruch und bald befanden sie sich bei den lieblichen Mädchen in der Hütte. Dieselben freuten sich ungemein und gaben ihnen den Rath, stets die Hand am Boote zu lassen, damit es nicht zum Alten zurückkehre. Panigwun bewachte es also bis zum Tage, wo ihn dann sein Bruder ablösen sollte; doch ehe derselbe kam, übermannte ihn der Schlaf; das Schiff fuhr seinem alten Herrn wieder zu und brachte ihn auch gleich danach zurück.

Da sagte Panigwun: „Großvater, ich möchte gerne meine Kunst im Jagen versuchen, jedoch nicht ohne Deine Gesellschaft.“ Mischoscha war's zufrieden und ging mit.

Als sie mehrere Hirsche und Raubvögel geschossen hatten und es Abend geworden war, bauten sie sich schnell eine kleine Hütte, machten Feuer an und legten sich nieder. In der Nacht aber stand Panigwun heimlich auf, nahm die Beinkleider des Alten, warf sie in's Feuer und bat dann seinen Manito um den greulichsten Schneesturm, der je auf Erden getobt habe. Derselbe machte sich denn auch bald so bemerklich, daß die Beiden erwachten.

„Aber Großvater," sagte Panigwun, „wo sind denn eigentlich Deine Beinkleider hingekommen, oder ist jetzt etwa der Monat, in welchem das Feuer anzieht?"

Mischoscha antwortete nicht; er ward todtenbleich und zitterte wie Espenlaub. Bei jedem Schritte wurde er schwächer und schwächer, und anstatt seiner Wohnung näher zu kommen, entfernte er sich mehr und mehr davon, denn Panigwun führte ihn unbemerkt im Kreise herum. Endlich konnte er nicht mehr weiter; seine Beine wurden steif und blieben zuletzt sogar am Boden hängen. Allmälig wuchsen große Wurzeln daran, die Federn auf seinem Kopfe wurden zu Zweigen und Blättern, und Mischoscha entpuppte sich als wilder Feigenbaum, der sich dem See zuneigte.

Nun sprang Panigwun in's magische Canoe, fuhr nach Hause und erzählte den Mädchen das Ende des Alten. Sie freuten sich darüber so sehr, daß sie sterbliche Körper annahmen, die beiden Jünglinge heiratheten und mit ihnen das Festland bezogen, wo sie bis zu ihrem Ende ein recht glückliches Leben geführt haben sollen.

43.

Die sechs Falken,

oder der zerbrochene Flügel.

Sechs junge Falken, von denen nur Midschidschiquona, der älteste, etwas fliegen konnte, hatte der plötzliche Tod ihrer Eltern unversorgt und nahrungslos gelassen. Lange hatten sie auf die Rückkehr derselben vergeblich gehofft, und die jüngeren hatten sich schon mit dem Gedanken des Hungertodes vertraut gemacht, als sich Midschidschiquona entschloß, die anderen so gut er eben vermochte mit Futter zu versehen. Eine Zeit lang ging dies auch recht nett, bis endlich auch er ausblieb.

Nun fühlten sich die anderen erst recht unglücklich; denn der Winter war vor der Thüre und ihre Flügel waren noch zu schwach, um sie in eine wärmere Gegend zu tragen. Doch faßten einige Muth und flogen aus, ihren verunglückten Bruder zu suchen. Bald fanden sie ihn auch; er hatte sich im Kampfe mit einem andern Raubvogel den rechten Flügel zerbrochen.

„Brüder," stöhnte er, „mir ist's schlecht ergangen, aber kümmert euch nicht weiter um mich und laßt euch nicht durch mich abhalten, der rauhen Zeit zu entfliehen."

„Nein, nein!" schrieen sie Alle, „wir verlassen Dich nicht, sondern bleiben hier, um Deine Leiden zu theilen und für Dich zu sorgen, wie Du ehemals für uns sorgtest.

Wenn Dich der Winter tödtet, mag er uns auch tödten; doch so lange Du lebst, bleiben wir bei Dir."

Darauf trugen sie den Kranken in einen hohlen Baum, und drei blieben beständig zu seiner Pflege und Wartung um ihn herum, während die anderen zwei ausflogen und Futter suchten.

Midschidschiquona genas bald und gab seinen Brüdern allerlei erprobte Lehren hinsichtlich der Jagd, was dieselben befähigte, den ganzen Winter hindurch den Hunger fern zu halten.

Der Frühling erschien und die Jagd wurde ergiebiger; doch Pipidschiwisäns, der jüngste, der gerade nicht der klügste und stärkste war, brachte nie etwas nach Hause, trotzdem daß er täglich am längsten weg war. Da fragte ihn einst Midschidschiquona nach der Ursache seines beständigen Unglücks. „Es ist weder meine Schwachheit noch meine kleine Gestalt daran schuld," erwiderte er, „denn ich tödte stets so viele Enten und sonstige Vögel wie ein anderer, aber wenn ich mit denselben heim fliegen will, so stürzt jedesmal eine mächtige Kokokoho oder Eule auf mich los und nimmt mir meine Beute wieder ab."

Midschidschiquona flog daher am andern Tage mit ihm und verbarg sich in der Nähe des Ufers. Pipidschiwisäns fing bald eine Ente und gleich darauf erschien auch die große Eule, um sie ihm wieder abzunehmen. Schnell stürzte nun Midschidschiquona aus seinem Dickicht, packte sie mit seinen

scharfen Krallen und trug sie nach Hause. Der Kleine flog nebenher und versuchte ihr die Augen auszuhacken.

„Thu das nicht, Bruder," sagte Midschidschiquona, „denn es ist Unrecht, einen hülflosen Feind zu verstümmeln und ihm zu lehren, gegen Schwächere grausam zu sein."

Darauf ließ er sie wieder fliegen.

Die sechs Falken lebten noch lange Jahre beisammen, und die alten Mediciner, welche diese Fabel erzählt haben, wollen ihren rothen Landsleuten damit beweisen, daß Einigkeit und Bruderliebe jede Noth des Lebens besiegt.

44.

Wing,

oder der Schlafgott.

Der indianische Schlafgott heißt in der Otschipwe-Sprache Wing. Er ist unsichtbar, ebenso auch die vielen ihm untergeordneten Geisterchen. Dieselben sind mit kleinen Kriegskeulen bewaffnet, womit sie den Leuten so lange auf die Stirne klopfen, bis sie sanft einschlafen. Sie halten sich gewöhnlich unter dem Bette auf; zuweilen setzen sie sich auch auf die Zeltstangen, oder kriechen dem Jäger in die Pfeife, und wenn sich dann derselbe einmal hinsetzt, um ein bischen auszuruhen, so fliegen sie leise heraus und klopfen ihn in Schlaf. Wenn ihnen dies glücklich gelang, lassen sie das Wild vorüberziehen und der Jäger kann dann, wenn er ausgeschlafen hat, leer nach Hause gehen. Doch sind sonst

die Wings im Allgemeinen freundlicher Natur und treiben ihr Handwerk hauptsächlich aus dem Grunde, um dem menschlichen Körper Zeit zu verschaffen, neue Kräfte sammeln zu können.

Da sie, wie vorhin bemerkt, unsichtbar sind, so ist man über ihre eigentliche Gestalt völlig im Unklaren. Der indianische Münchhausen, Ei-a-gu, „the marvellous story teller," erzählte einst folgende Geschichte:

„Als ich mir vor vielen Jahren auf der Jagd einmal beinahe die Beine abgelaufen hatte, ohne irgend etwas Eßbares vor den Bogen zu bekommen, hatte ich auch noch das unbeschreibliche Malheur, meine beiden Hunde zu verlieren. Es waren dies die treuesten und liebsten Thiere, die ich je besessen, und ihr plötzlicher und unerklärlicher Verlust brachte mich beinahe zur Verzweiflung. Ich pfiff mir fast die Kehle aus dem Halse, aber keiner hörte mich und keiner kam. Nach langem Suchen fand ich sie endlich in festem Schlafe neben einem Baume liegen, und ich merkte, daß sie unvorsichtigerweise in die Nähe von Wing's Wohnung gerathen waren. Die Macht des Schlafgottes war so stark, daß es mir heillose Mühe kostete, die treuen Thiere aufzuwecken; ja, ich wäre beinahe selbst dabei eingeschlafen. Der alte Wing saß auf einem dünnen Zweige; er sah aus, wie ein riesiger Muskito, hatte segelgroße Flügel und das Murmeln seiner tiefen Baßstimme glich einem entfernten Niagara."

Wing ist auch zu gleicher Zeit das Symbol der Dumm-

heit. Wenn ein Redner stecken bleibt oder dummes Zeug schwatzt, so heißt es, Wing sei in seiner Nähe.

Wenn die Kinder gähnen, sagen die Mütter: „Wing hat sie berührt," und bringen sie schnell zu Bette.

45.

Boquena,

oder der Magier mit dem Buckel.

Boquena und sein Bruder wurden von allen benachbarten Indianern für große Magier gehalten, die nur zu ihrem Vergnügen menschliche Gestalten angenommen hätten.

Boquena war der stärkste, doch auch der häßlichste, da er durch einen fürchterlichen Buckel verunstaltet war. Er ging nie vor die Thüre, sondern ließ seinen schöneren Bruder allein in den Wäldern jagen, und verrichtete während dieser Zeit die häuslichen Arbeiten.

Seinem Bruder schien jedoch dieses einsame Leben nicht besonders zu behagen, denn er äußerte eines Tages, daß er fortgehen und die menschlichen Wohnungen aufsuchen wolle, um sich eine Frau zu holen. Boquena machte zwar ein saures Gesicht dazu, gab sich aber bald zufrieden und ließ ihn ruhig gehen.

Es war Winter und lag tiefer Schnee, in welchem er zahlreiche Fußtapfen erblickte, die nach einem nahen Todtengerüst führten, auf welchem ein schönes Mädchen lag. „Sie muß mein Weib werden," sagte der schöne Magier, packte sie auf seine Schultern, trug sie nach Hause und bat Boquena.

sie wieder lebendig zu machen. Derselbe wandte seine besten Medicinkräfte an und die junge Maid athmete auch wirklich wieder.

Als sich kurz darauf der verheirathete Bruder einmal auf der Jagd befand, kam ein junger, schöner Mann in's Zelt und schleppte die Frau weg. Boquena wollte ihr schnell zu Hülfe springen, aber er stieß dabei mit seinem Buckel so sehr gegen einen im Wege liegenden Stein, daß er vor Schmerzen niederfiel.

Der Jäger war vor Wuth ganz außer sich, als er nach Hause kam und diese Geschichte erfuhr. Der Störer seines Glückes mußte bestraft werden, und wenn er ihn am Ende der Welt aufsuchen sollte.

„Ich glaube," sagte Boquena darauf, „es wird unnütz sein, Dir von Deinem Vorhaben abzurathen; drum höre auf meine Worte. Du hast einen weiten Weg vor Dir, der mit allerlei Fallstricken, Genüssen und Lustbarkeiten verknüpft ist, so daß ich glaube, Du wirst unterwegs den eigentlichen Zweck Deiner Reise gänzlich vergessen und bei jenen lachenden Menschen bleiben, welche ihren Lebenszweck in ewiger Scherzerei erblicken. Du wirst erstens auf Deinem Wege eine große saftige Weintraube liegen sehen, die Du um des Himmels willen nicht anrühren darfst, denn sie ist eine verzauberte Klapperschlange; dann wirst Du zu einer flackernden, durchsichtigen Masse kommen, welche wie Bärenfett aussieht, aber eigentlich nur faule Froscheier sind, weshalb Du ebenfalls nichts davon essen darfst."

Darauf reiste er ab. Bald sah er die einladende Weintraube vor sich liegen, und da er den Rath seines Bruders längst vergessen hatte, setzte er sich gemüthlich dazu und aß sich dick und satt. Dann kam er zum vermeintlichen Bärenfette und ließ sich's ebenfalls recht gut schmecken.

Gegen Sonnenuntergang führte ihn sein Weg auf eine große Ebene, auf welcher das freundlichste Dorf stand, das er je in seinem Leben gesehen hatte. Es war stark bevölkert und die Bewohner schienen alle in sehr glücklichen Verhältnissen zu leben. Die Weiber saßen vor den Häusern und stampften Korn in silbernen Mörsern. Als sie den Fremden kommen sahen, riefen sie: „Seht, dort kommt Boquena's Bruder, um uns einen Besuch abzustatten.“ Sie gingen ihm nun alle entgegen und sagten ihm Schmeicheleien tausenderlei Art, was ihm so sehr gefiel, daß er an ein Weitergehen gar nicht mehr dachte.

Der alte Boquena hatte bereits verschiedene Jahre auf seinen Bruder gewartet und sich endlich, da derselbe gar nicht mehr zurückzukommen schien, entschlossen, ihn aufzusuchen. Er begegnete denselben Süßigkeiten, ließ sie aber unangetastet und war bald bei seinem Bruder, der das Jagdhandwerk vollständig an die Zeltstange gehängt hatte und seine Zeit mit liebenswürdigen Weibern verscherzte. Auch fand Boquena gleich dessen Frau und machte die Stelle am Flusse ausfindig, wo sie gewöhnlich Wasser holte.

Nun verwandelte er sich in eine kleine Wasserschlange und ließ sich in ihrem Topfe mit nach Hause tragen. Ihr

Mann schien einen gewaltigen Durst zu haben, denn er trank den großen Topf auf einmal leer und verschluckte auch die Schlange. Bald darauf starb er.

Dann kroch Boquena aus dem todten Körper heraus, nahm seine natürliche Gestalt wieder an und ging zu seinem Bruder, der aber von der süßen Unterhaltung mit jenen liebenswürdigen Weibern noch so sehr in Anspruch genommen war, daß ihn seine Erzählung nicht im geringsten interessirte und daß es schien, als wisse er gar nicht, daß er verheirathet gewesen war.

Mit den Augen voller Thränen entfernte sich Boquena darauf und ließ nie wieder etwas von sich hören.

46.

Aggodägadä,

oder der Mann mit dem aufgebundenen Beine.

Die Stämme des Waldes und der Prairie lagen sich seit einiger Zeit hartnäckig in den Kopfhäuten, und Aggodägadä mußte sich mit seinem kleinen Wigwam in eine ganz entlegene Gegend flüchten, um nicht auch gelegentlich seinen Scalp einzubüßen. Dieser Aggodägadä war ein tüchtiger Jäger und Fischer, hatte aber schon in seiner Jugend den Gebrauch des rechten Beines verloren, weshalb er es nun beständig auf seinen Rücken band. Sein Gang bestand daher nur im Hüpfen; doch hatte er darin im Laufe der Zeit eine

solche Fertigkeit erlangt, daß ihn Keiner mit zwei gesunden Beinen überholen konnte.

Sein größter und gefährlichster Feind war der Büffelchief, der zuweilen wie ein Sturmwind an seiner Hütte vorbeisauste und im Sinne hatte, seine Tochter, das einzige Wesen, das Aggodägadä's Einsamkeit theilte, zu entführen. Aggodägadä mußte Alles aufbieten, daß ihm dieser teuflische Plan nicht gelang. Er ließ seine liebe Tochter nie vor die Thüre; dieselbe konnte nur durch ein kleines Loch im Dache den blauen Himmel sehen. Sie hatte wunderschönes schwarzes Haar, das war so lang, daß, wenn sie es ganz aufband, es bis auf den Boden reichte.

Als nun einst an einem schönen Morgen der Alte auf den Fischfang ging, sagte er zum Abschied zu seiner Tochter: „Es ist heute schönes Wetter, und ich denke, daß der Büffelchief wieder vorbeilaufen wird; sei darum auf der Hut und gieb Acht, daß er Dich nicht an seine Hörner spießt.“

Kaum hatte er dies gesagt und sich in sein Canoe gesetzt, so stürmte auch schon sein Feind heran und rief ihm allerlei Schimpfnamen als „einbeiniger Grashüpfer“, „verkrüppelter Fischspeer“ u. s. w. zu.

Aggodägadä eilte natürlich gleich zurück, doch seine Tochter war schon weg. Sie hatte auf dem Dache gesessen und sich ihr Haar gekämmt, da hatte sie der Büffelchief auf seine Hörner genommen und weggeführt, wobei ihm ein ganzer Trupp seiner Büffel-Unterthanen treulich mitgeholfen hatte.

Als der Büffelchief mit seinem neuen Weibe in der

Hauptstadt seines Reiches ankam, erwartete ihn ein glänzender Empfang. Seine anderen Weiber hatten die königliche Wohnung recht blank gescheuert und geputzt und die feinsten Fleischspeisen aufgetragen. Er selbst griff nach seinem Pibbegwan oder seiner Flöte, und spielte die sanftesten und schmelzendsten Weisen, welche der größte Medicinmann componirt hatte; das junge Mädchen aber sah dabei immer traurig zur Erde und rührte weder Speise noch Trank an.

Aggodägadä, der sich so plötzlich seiner einzigen Freude beraubt sah, schwor bei allen Vögeln des Waldes, seine Tochter wieder zu holen, es möge gehen wie es wolle. Das Wasser, wodurch ihr Entführer mit ihr geschwommen war, hatte sich glücklicherweise mit einer Eisdecke bedeckt, so daß Aggodägadä keinen Umweg zu machen brauchte. Zahlreiche abgerissene Zweige und Blätter zeigten ihm den rechten Weg, und schon am Abend desselben Tages stand er vor der Hütte des Büffelchiefs. Seine Tochter bemerkte ihn gleich und bat ihren Gemahl um ein Gefäß, damit sie sich etwas Wasser holen könne. Als er darauf vergebens auf ihre Rückkehr wartete, sammelte er alle seine Büffel um sich, um die Entflohene zu verfolgen; aber es hatten sich auch inzwischen ein halbes Hundert tüchtiger Jäger zu Aggodägadä gesellt, welche die Büffel haufenweise niederschossen. Der Büffelchief entkam zwar noch mit heiler Haut, ließ sich aber seitdem nie wieder in der Nähe menschlicher Wohnungen blicken.

47.

Lilina.

Die Packwatschininis oder die kleinen Luftgeister vom Superiorsee sind ein gar lustiges und munteres Völkchen. Wenn heller Mondschein die Erde färbt und angenehme Luft ihr Geisterwäldchen fächelt, führen sie ihre anmuthigen und neckischen Tänze unter Begleitung sanfter Vocalmusik auf und lassen sich dabei häufig von neugierigen Fischen in angemessener Entfernung bewundern. Doch sind sie lange nicht so harmlos und unschuldig wie sie aussehen, denn sie spielen Jägern und Fischern mitunter manchen empfindlichen Schabernack, rauben ihnen häufig die Federn vom Kopfe, oder stehlen ihnen nächtlicherweile das Bärenfett, oder zerschneiden ihnen heimtückisch die Bogensehnen. Ja, einmal raubten sie sogar die Tochter eines berühmten Chiefs. Dieselbe hieß Lilina, war etwas sentimentaler und schwärmerischer Natur und liebte es, sich an entlegenen Plätzen in allerlei spiritualistischen Grübeleien und Gedanken zu ergehen. Sie war sehr klein und federleicht von Körper; an Schönheit aber war sie eine wahre Nymphengestalt.

Ihre Mutter hatte ihr oft gesagt, sie solle sich nicht so weit vom elterlichen Hause entfernen, damit sie nicht von den Packwatschininis unversehens weggeschleppt würde; aber sie hörte nicht auf ihre Worte und setzte ihre einsamen Wanderungen fort, denn sie wollte gerne die Gegend kennen lernen, wo

weder Blutvergießen noch Sterbefälle vorkämen, wie ihr alte Medicinmänner so häufig erzählt hatten.

Um dieser Sache nun eine andere Wendung zu geben, suchte die Mutter einen Bräutigam für sie und setzte den Tag der Hochzeit fest. Der Auserkorene war ein benachbarter Jäger und Krieger, der den Kriegspfad schon oft betreten hatte, ohne jedoch jemals einen einzigen Scalp erbeutet zu haben.

Lilina willigte auch ein. Sie zog ihr bestes Kleid an, steckte Blumen in's Haar und bat um die Erlaubniß, vom Geisterwalde Abschied nehmen zu dürfen, was ihr auch freundlichst gewährt wurde.

Auf ihre Rückkehr wurde vergebens gewartet. Das Einzige, was man noch von ihr erfuhr, war, daß sie ein Fischer in den Armen eines großen Luftgeistes gesehen hatte, dessen Kopf mit grünen Federn geschmückt war.

48.

Onwi Bämondang.

Ein kleiner Knabe lebte mit seiner Schwester in einem unwirthlichen Lande. Da derselbe selten anderweitige Gesellschaft aufsuchte, so hielt ihn Jedermann für medicinern. Er hieß Onwi Bämondang, d. h. Einer, der einen Ball am Halse trägt.

Als er recht groß geworden war und Pfeil und Bogen tüchtig zu führen wußte, wollte er gerne einmal das benach-

barte Dorf besuchen, um das Leben und Treiben der rothen Krieger etwas näher kennen zu lernen. Er ließ sich daher von seiner Schwester mehrere Paar Mokassins machen, füllte seinen Köcher mit den spitzesten Pfeilen, hing sich dann noch einen Sack voll Lebensmittel um und machte sich auf die Reise.

Bald sah er einen halbzerfallenen Wigwam vor sich, in welchem eine alte Frau am Feuer saß und ihn also anredete: „Mein Sohn, ich glaube, Du bist auch Einer von denjenigen, welche das gefährliche Dorf, von welchem noch Keiner zurückgekehrt ist, besuchen wollen. Wenn Deine Schutzgeister nicht mächtiger sind als die Deiner Vorgänger, so wirst Du sicher ihr Loos theilen. Vor allen Dingen mußt Du Dich mit vielen Knochen für den Osebägukmun oder den Medicintanz versehen; ohne dieselben kannst Du auf gar keinen Erfolg rechnen. Sobald Du in's Dorf kommst, wirst Du einen großen Medicinbaum sehen, auf welchem eine kleine Hütte angebracht ist, die von den zwei Töchtern des Chiefs bewohnt wird. Jener Baum hat keine Rinde und ist mit Fett eingeschmiert, damit ihn Niemand besteigen kann. Dort müssen Deine Schutzgeister zeigen, was sie vermögen."

Darauf gab sie ihm einige Knochen und Onwi Bämondang setzte seine Reise fort. Bald war er in dem besagten Dorfe und stand vor dem Medicinbaum, der sich immer hin und her bewegte, so daß er ihn nicht anfassen konnte. Onwi Bämondang verwandelte sich daher in ein Eichhörnchen

und kletterte als solches behend hinauf. Aber je höher er kletterte, desto größer ward der Baum, und Onwi Bämondang kam zuletzt dabei so sehr außer Athem, daß er einen seiner Knochen in den Stamm stecken mußte, um sich ein wenig auszuruhen. Dieses wiederholte er so oft, bis er alle seine Knochen verbraucht hatte. Jedesmal wenn er dachte, er habe die geheimnißvolle Hütte erreicht, schoß der Baum wieder schnell nach einer andern Seite in die Höhe. Onwi Bämondang war dadurch bereits so hoch gekommen, daß er die Erde gänzlich aus den Augen verloren hatte; aber ehe er sich vollständig verloren gab, sammelte er noch einmal seine Kräfte, um den letzten Sprung zu wagen.

Der Medicinbaum war indessen so hoch gewachsen, daß er bis an die Himmelsdecke reichte. Da er natürlich nicht weiter konnte, so kletterte Onwi Bämondang in die Hütte und fragte die beiden Schwestern nach ihren Namen. Die eine hieß Aesäbi oder die Hintensitzende, und die andere Negänäbi oder die Vornsitzende. Wenn er zur ersteren sprach, so wurde der Medicinbaum kleiner, und sprach er zur andern, so wuchs er wieder. Deshalb sprach er auch nur zu Aesäbi, wodurch der Baum so sehr zusammenschrumpfte, daß zuletzt beinahe gar nichts mehr von ihm zu sehen war. Nun nahm Onwi Bämondang seine Keule, schlug die beiden Mädchen in tausend Fetzen und machte sich dann so schnell wie möglich aus dem Staube.

Kurz danach merkte der alte Chief, daß seine Töchter ermordet waren. „Das hat Niemand anders gethan," sagte

sein Sohn zu ihm, „als der Knabe, welcher den Ball am Halse trägt; ich werde ihm nacheilen und den Tod meiner Schwestern rächen."

„Wer es auch gethan hat," entgegnete der Vater, „so viel ist gewiß: er steht unter dem Schutze eines großen Manito, der Dir zu schaffen machen wird. Wenn Du gehst, so rühre auf Deinem Wege keine Frucht an, denn wenn Du etwas issest, ehe Du Blut gesehen hast, wird Dich Dein Schutzgeist verlassen."

Darauf schied Mudschikihwis. Onwi Bämondang, der ihn kommen sah, kletterte schnell auf den höchsten Baum in seiner Nähe und schoß einige magische Pfeile auf ihn ab, die Mudschikihwis jedoch nicht abhielten, seine Verfolgung fortzusetzen. Bald war er bei ihm; doch Onwi Bämondang verwandelte sich schnell in einen halbverfaulten Hirsch und ließ seine medicinernen Mokassins, die er von seiner Schwester bekommen hatte, allein bis an's Ende der Welt laufen.

Mudschikihwis sah den stinkenden Hirsch vor sich; da aber die Spuren des Mörders noch weiter gingen, so lief er ebenfalls weiter und kam zuletzt auch an das Ende der Welt, wo die leeren Mokassins standen. Jetzt sah er ein, daß ihn die Schuhe genarrt hatten, und er nahm sich vor, in Zukunft klüger zu sein. Gleich lief er wieder zum todten Hirsche zurück und sah, daß die eigentlichen Fußtapfen Onwi Bämondang's nach einer ganz entgegengesetzten Richtung zeigten. Trotzdem daß er bereits sehr müde und hungrig war, setzte er die Verfolgung doch fort.

Als Onwi Bämondang merkte, daß ihm Mudschikihwis wieder auf den Fersen war, verwandelte er sich in einen alten Mann, der so schwach war, daß er die Hütte nicht mehr verlassen konnte und sich seine Bedürfnisse von zwei wunderschönen Mädchen herbeiholen lassen mußte. Rund um seine Hütte blühten und dufteten die herrlichsten Blumen, die je ein menschliches Auge gesehen, und von den Bäumen ertönten die lieblichsten Lieder unzähliger Singvögel.

Doch Mudschikihwis war inzwischen so müde und matt geworden, daß er sich nur noch mühsam weiter schleppen konnte und froh war, als er wieder einmal eine menschliche Wohnung erblickte. Nun gingen ihm die beiden Töchter entgegen, luden ihn freundlichst in ihre Hütte ein und kochten ihm Mais und Fleisch. Da ihm das Gebot seines Vaters längst aus dem Gedächtniß entschwunden war, so aß er sich gehörig satt und legte sich auf eine weiche Bärenhaut. Wie er nun so recht fest schlief, nahm Onwi Bämondang seine frühere Gestalt wieder an, riß den magischen Ball von seinem Halse, der sich augenblicklich in eine mächtige Keule verwandelte und Mudschikihwis von selbst erschlug.

Danach kehrte Onwi Bämondang wieder zu seiner Schwester zurück.

49.

Iskodä,

oder der Prairiejunge, welcher Sonne und Mond besuchte.

An einem allerliebsten Sommermorgen gingen fünf junge Männer und ein zehnjähriger Knabe, Namens Iskodä, in aller Frühe auf die Jagd.

Sie hatten schon einen ziemlich bedeutenden Weg hinter sich, als die Sonne plötzlich aufging. „Wie nahe sie ist," sagte der älteste; „wahrlich, es muß eine Kleinigkeit sein, sie noch heute zu erreichen, und wenn ihr mich begleiten wollt, so gehe ich hin." Damit waren denn auch alle einverstanden; sogar der Kleine mußte mitgenommen werden, weil er drohte, nach Hause zu gehen und es den Eltern zu sagen.

Sie machten sich also auf die Reise und marschirten immer nach einer Richtung, aber sie kamen der Sonne nicht näher. Sie marschirten Tage lang und waren am Abend ihrem Ziele gerade so nahe als am Morgen. Zuletzt nahmen sie also ihren Weg mehr nach Waban oder Osten, dem Platze des Lichts, aber da übereilte sie der Winter plötzlich. Sie bauten nun eine Hütte, räucherten den nöthigen Vorrath von Fleisch und lebten im Allgemeinen recht sorgenlos. Keiner war unzufrieden und Keiner verlor den Muth, sogar dann nicht, nachdem sie noch einige weitere Winter in denselben Verhältnissen verlebt hatten.

Eines Tages kamen sie an einen breiten nach Osten fließenden Fluß, dem sie mehrere Tage folgten, bis sie zuletzt an einem großen See standen, der ohne Ufer zu sein schien. Einige tranken daraus, spuckten aber das Wasser gleich wieder aus und riefen: „Schiwitagan-Abo!" d. h. Salzwasser.

Sie standen am Ocean. Während sie so das endlose Wasser betrachteten, kam es ihnen vor, als entstiege die Sonne dem Meere auf der entgegengesetzten Seite. „Fasset Muth," sagte der älteste, „und laßt uns um den See herumgehen." Das thaten sie denn auch, aber bald sahen sie sich vor einem breiten Flusse, der ihnen im Wege war. Sie bauten nun eine kleine Hütte und zündeten ein tüchtiges Feuer an, und während sie dabeisaßen und allerlei Pläne hinsichtlich der Weiterreise schmiedeten, fragte einer, ob denn noch Niemand von ihnen von der Kunst, wie man auf dem Wasser geht, geträumt habe. Aber er erhielt nur stummes Kopfschütteln zur Antwort.

Am andern Morgen sagte der älteste: „Ich habe diese Nacht einen merkwürdigen Traum gehabt; mein Schutzgeist erschien mir und befahl, südwärts zu wandern; dort würde ich an einen Fluß mit hohen Ufern kommen, in dem eine Insel sei, die mir entgegenkäme."

Darauf wurde beschlossen, nach Süden zu gehen. Nach kurzer Zeit waren sie an dem besagten Flusse und eine kleine Insel steuerte langsam auf sie zu. „Das ist ein böser Manito, der uns verderben will!" riefen Einige und wollten sich im Walde verstecken, aber der Anführer beredete sie, daß sie blieben.

Danach kam eine Gestalt von der Insel auf sie zu, die sah aus, als hätte sie Flügel, mit denen sie beständig im Wasser plätscherte, worauf sich alle ängstlich im Dickicht verkrochen, um so aus sicherem Versteck den fremden Ankömmling zu betrachten. Ein Mann erschien und rief ihnen einige Worte zu, aber sie verstanden dieselben nicht. Nun lud er die sechs Abenteurer ein, in sein Schiff zu kommen und mit ihm nach der Insel zu fahren, was sie auch nach kurzem Zögern thaten. Auf derselben befanden sich eine Masse weißer Leute, deren Chief sie sehr aufmerksam und zuvorkommend behandelte.

Dann mußten sie in ein größeres Schiff steigen, das himmelhohe Segel führte und pfeilschnell dahinschoß. Bald verloren sie das Land aus den Augen und die schlimme Seekrankheit stellte sich ein, wovon sie jedoch bald wieder genasen.

Während dem sie so von den mächtigen Wellen hin und her geschleudert wurden, erschien Iskodä's Schutzgeist und theilte ihm mit, daß die weißen Hutleute, auf deren Schiff sie sich befänden, lauter Freunde seien, die sie in ihr Land führen wollten. Auch würde er ihm bald seine Ohren öffnen, daß er sie verstehen könne.

Als sie nun dreißig Sonnenuntergänge auf dem Wasser umhergesegelt waren, schrieen die Leute alle auf einmal: Land! Land! und wechselten ihre Kleider. Kanonen donnerten von allen Seiten, und ein kleineres Schiff fuhr auf sie zu und brachte sie auf festen Boden. Dann nahm sie ein glänzender Wagen auf und fuhr sie in ein silberstrahlendes Zim=

mer zu einem alten Chief, der sie fragte, woher sie kämen und was eigentlich der Zweck ihrer Reise sei. Sie erzählten ihm Alles. Darauf setzte er ihnen in einer langen Rede die vielen Gefahren ihres Vorhabens auseinander und bat sie, diesen unglücklichen Plan aufzugeben; auch wohne nicht weit von hier ein mächtiger Manito, der die Gedanken eines jeden Menschen kenne und Alles aufbieten werde, sie zu vernichten.

„Vater," sagte Iskodä darauf, „unser Leben ist von keinem so großen Werthe, als daß wir es nicht an unsern Plan setzen sollten. Sind wir nun einmal so weit gereist, so wäre es thöricht, wenn wir jetzt wieder umkehrten."

Nun bot ihnen der Chief an, sie wieder in ihre Heimath zurück zu bringen; aber sie bestanden hartnäckig auf der Fortsetzung ihrer Reise. Darauf gab er ihnen viele werthvolle Geschenke, ließ ihre Säcke mit Lebensmitteln füllen und jeder mußte ein neues Gewand anziehen. Hierauf theilte er ihnen noch mit, daß sie schon nach drei Tagen die Rassel des bösen Manito hören würden.

Dann reisten sie ab. Die Thiere, Vögel und Bäume, welche sie rundum sahen, waren ganz verschieden von denen ihrer Heimath, ebenso auch die Blumen und Feldfrüchte. Da ihre neuen Kleider bald zerrissen, so mußten sie ihre alten Lederanzüge wieder hervorsuchen. Die drei Tage aber, von denen ihnen der große Chief gesagt hatte, waren drei Jahre, und am Ende des dritten Jahres hörten sie auch wirklich die entfernten Töne einer großen Rassel.

Da übereilte sie einst die Nacht auf einer weiten sumpfigen Ebene, wo sie sich schnell die trockenste Stelle auswählten, um sich ein wenig auszuruhen und zu erfrischen. Während des Essens ertönte das Instrument des bösen Geistes so stark, daß der ganze Erdboden davon erzitterte.

Nachdem sie sich wieder recht erholt hatten, gingen sie weiter und kamen in ein fein gebautes, hell erleuchtetes Haus, an dessen Thüre sie ein alter Mann bewillkommte. „Es freut mich ungemein, meine Kinder," sagte er, „euch endlich bei mir zu sehen; ich weiß, wann ihr abgereist seid und wo ihr zuletzt geschlafen habt. Kommt herein, erzählt mir von eurem Lande und erquickt euch dabei an dem Besten, was ich euch zu bieten vermag."

Sie nahmen diese freundliche Einladung dankbar an, und unterhielten dann den Alten so gut sie es vermochten. Auch theilten sie ihm ihren Plan mit.

„Ich glaube nicht," sagte er darauf, „daß ihr alle wieder glücklich zurückkommt, aber da ihr bereits drei Viertel des Weges hinter euch habt, so will ich euch auch nicht mehr zurückhalten. Wenn ihr diesen Platz verlassen habt, werdet ihr bald ein donnerähnliches Geräusch hören, das dadurch entsteht, daß der Himmel beständig gegen die Erde stößt. Ihr müßt euch nicht fürchten und augenblicklich, sobald ihr bemerkt, daß sich der Himmel nach oben bewegt, in den dadurch entstandenen Zwischenraum springen. Dann werdet ihr in eine unfreundliche, schneeige Gegend kommen, die nur vom Monde schwach beleuchtet wird."

Eine lange Pause entstand darauf.

„Ich habe euch nun," fuhr der Alte fort, „euer nächstes Reiseziel gesagt und möchte euch jetzt gern noch etwas fragen. Habt ihr nie von einem bösen Geiste gehört, der in eurem Lande allerlei schreckliche Verwüstungen angerichtet hat, von denen sich noch heute daselbst die Spuren finden?"

Die Fremden besannen sich eine Zeit lang und erwähnten dann, daß der Einzige, von dem Niemand etwas Gutes zu erzählen wisse, unter dem Namen Menabuscho bekannt sei.

„Das bin ich," sagte der Alte; „ich bin an diesen Ort gezogen, um meine Schlechtigkeiten zu bereuen und dieselben durch ein gottgefälliges Leben wieder gut zu machen."

Die sechs Reisenden erschraken darüber fast zu Tode und zitterten wie Espenlaub.

„Seht ihr das kleine spitze Häuschen dort unten?" fragte der Alte nach einer Weile. „Theilt ihm eure Wünsche mit und es wird euch günstige Antworten zuflüstern."

Der erste wünschte ewig zu leben und nie Noth zu leiden. Die Antwort war befriedigend. Der zweite stellte denselben Wunsch mit demselben Resultate. Der dritte wollte nur etwas länger leben als gewöhnlich und besonders auf seinen Kriegsfahrten glücklich sein. Auch ihm wurde sein Wunsch gewährt; ebenso auch dem vierten, der sich dasselbe ausbat. Der fünfte und sechste waren am bescheidensten und begnügten sich mit der gewöhnlichen Lebensdauer und gutem Erfolge auf ihren Jagdzügen, damit sie immer im

Stande seien, ihre Eltern und darbende Verwandte zu ernähren.

Danach machten sie sich zur Weiterreise fertig. Sie hatten sich ein ganzes Jahr bei Menabuscho aufgehalten, trotzdem derselbe sagte, es sei nur ein Tag gewesen. Als sie vor seiner Thüre standen, um Abschied zu nehmen, sagte er:

„Wartet ein wenig, damit ich gleich die Bitte den zweien, die sich ein ewiges Leben ausbaten, erfüllen kann!“

Darauf verwandelte er den einen in einen Felsen und den andern in eine hohe Ceder. Die übrigen vier setzten unbelästigt ihre Reise fort, und in kurzer Zeit hörten sie das schreckliche Getöse des Himmels, der beständig gegen die Erde stieß. Fürchterliche Stürme erhoben sich, und unsere Wanderer hatten große Mühe sich auf den Füßen zu halten. Die Sonne ging ihnen ganz dicht über den Köpfen weg. Die besagte Spalte wurde auch sichtbar, und jene, welche sich mit der Erfüllung bescheidener Wünsche begnügt hatten, sprangen glücklich hindurch; die anderen aber zauderten und besannen sich noch eine Weile; während dem aber stieß der Himmel plötzlich gegen die Erde und zerdrückte sie beide zu schwarzem Brei.

Die zwei erfolgreichen Männer, als deren Anführer nun Iskodä galt, sahen sich in einem reizenden Lande, welches der Mond freundlich erleuchtete. Als sie etwas weiter gegangen waren, begegneten sie einer allerliebsten Frau mit weißem Gesichte, die sich über ihre Ankunft recht herzlich freute. Es war nämlich Frau Luna. Dieselbe versprach

ihnen, sie ihrem Bruder (der Sonne), sobald derselbe von seiner Tageslaufbahn zurückkehre, vorzustellen, und hielt auch Wort.

Als sie darauf einige Stunden hinter dem Sonnenbruder dreinmarschirt und dabei recht müde geworden waren, da er gewaltige Schritte machte, drehte sich derselbe um und setzte sich ein wenig zur Ruhe. „Ich konnte,“ fing er an, „vorher kein Wort zu euch sprechen, weil ich meinen Ruheplatz noch nicht erreicht hatte. Erzählt mir nun eure ganze Reise und sagt mir auch den eigentlichen Grund, der euch zu mir geführt hat.“

Iskodä theilte ihm nun die ganze Geschichte mit und schloß zuletzt mit dem Wunsche, sie wieder wohlbehalten auf die Erde zu geleiten und, wenn er könnte, ihnen genaue Auskunft über ihre unglücklichen Brüder zu geben.

„Eure Gefährten,“ sagte der Sonnenbruder, „sind große Narren gewesen; warum haben sie sich auch das gewünscht, was nur Manitos besitzen können? Euch aber will ich angenehme und sorgenfreie Tage sehen lassen und euch sicher in eure Heimath geleiten.“ Dann setzte er sie in einen großen Korb und ließ sie an einem langen Seile herab zu ihren hochbetagten Eltern.

50.

Heno, der Donnerer.

Ein schönes junges Mädchen, das im Dorfe Gäugwä am Niagarafalle wohnte, sollte sich nach dem hartnäckigen Willen ihrer Eltern mit einem häßlichen, bejahrten Manne verheirathen, der schon wenigstens seine siebzig Schneen gesehen hatte. Aber das Alter hätte am Ende noch am wenigsten ausgemacht, wenn er nicht ein allzu unliebsamer und griesgrämiger Geselle gewesen wäre und nicht außerdem schon fünf Weiber in seinem Wigwam beherbergt hätte. Ein solches Bündniß war natürlich der braunen Jungfrau zum Tode verhaßt, und da sie keinen andern Ausweg wußte, diesem Unglück zu entgehen, so nahm sie sich vor, einen Selbstmord zu begehen.

Darauf setzte sie sich in ein Canoe und ließ sich damit den Niagarafall hinunterstürzen. Doch Heno, der Donnerer, der schon seit Jahrtausenden seine Wohnung unter jenem Falle aufgeschlagen, hatte das Schifflein kommen sehen und schnell mit zweien seiner Gehülfen ein großes Tuch aufgespannt, so daß er die junge Selbstmörderin glücklich auffing. Einem dieser Gehülfen gefiel sie so gut, daß er sie bald danach heirathete.

Einige Jahre vorher waren die Bewohner von Gäugwä von einer verheerenden Seuche heimgesucht worden. Heno,

der sich für das Wohlergehen jener Leute, besonders aber für das des jungen Fräuleins sehr zu interessiren schien, hatte demselben einst mitgetheilt, daß unter ihrem Dorfe im Erdboden eine mächtige Schlange wohne, die sich nur an den Körpern todter Menschen sättige, weshalb sie das Wasser des Niagaraflusses und aller Bäche rundum vergiftet habe. Das Mädchen sollte deshalb ihren Stamm bereden, jenes Dorf zu verlassen und nach Buffalo Creek zu ziehen, was es auch zu thun versprach.

Dann gab ihr Heno auch noch allerlei nützliche Lehren, wie sie ihr künftiges Kind zu erziehen habe, denn beide hatten schon seit längerer Zeit auf sehr vertrautem Fuße gelebt.

Die Leute folgten dem Rathe Heno's und zogen aus.

Als dies die alte Schlange merkte, machte sie sich ebenfalls reisefertig, um ihnen nachzukriechen. Aber da ließ Heno schnell ein schreckliches Donnerwetter auf sie los und verwundete sie so mit seinen Blitzen, daß sie nach wenigen Minuten verschied. Ihr großer Körper floß nun den Niagarastrom hinab und blieb in der Nähe des Falles an einem Felsen hängen, wodurch der Fluß gedämmt wurde und seinen Lauf ändern mußte. Durch diesen Zufall bildete sich daselbst der sogenannte Hufeisen- (horse shoe) Fall.

Das Kind, welches besagte Jungfrau nach kurzer Zeit gebar, besaß die große Gabe, den Blitz hervorrufen und leiten zu können. Sein Vater gab daher beständig Acht, daß es nicht in menschliche Gesellschaft kam. Doch einstmals, als er ausgegangen war, hatte sich der Kleine ebenfalls entfernt

und mit einem andern Knaben Ball gespielt. Dabei waren aber beide uneinig geworden, der Blitzknabe hatte von seiner Gabe Gebrauch gemacht und seinen Gespielen erschlagen lassen. Darüber wurde der alte Heno so ärgerlich, daß er ihm den schwersten Posten im Donnerreiche gab, an dem er nun festgebannt bis in alle Ewigkeit schwitzen muß.

51.

Rede eines Seneca-Medicinmannes an den Großen Geist, beim Opfern des weißen Hundes.

Heil! Heil! Heil!

Leihe den Worten deines Volkes, die im Rauche ihres Opfers zu dir aufsteigen, ein offenes Ohr!

Blick' herab auf dein Volk, das seine heiligen Gebräuche in Ehren hält, und gieb uns auch fernerhin Verstand und Willen, deinen Geboten treulich nachkommen zu können.

Höre weiter. Die Stimme deines Volks steigt zu dir hinauf und bittet dich, die Versucher unschädlich zu machen, die uns vom Glauben an dich abwendig machen wollen und die Sitten unserer Väter verspotten.

Höre weiter. Gieb den Hütern der Weisheit, deinen heiligen Medicinmännern, die Kraft, deine Gebote hinfort weiter zur Haltung bringen zu können, und stärke unsere Mütter, damit auch sie ihren Pflichten nachkommen.

Wir danken dir, daß du uns so schöne Sitten gelehrt und sie bis heute rein erhalten hast.

Höre weiter. Wir danken dir, daß du so viele unserer Kinder am Leben gelassen und ihnen die Gnade gestattet hast, an diesem Feste theilzunehmen.

Wir danken unserer Mutter, der Erde, die uns erhält und so viele Früchte auf sich wachsen läßt. Möge sie uns auch in Zukunft nicht darben lassen.

Wir danken den Flüssen und Strömen, welche über unsere Mutter weglaufen. Wir danken dir, daß du sie mit Fischen gefüllt hast, die uns wohlschmecken.

Wir danken allen Pflanzen und Kräutern der Erde, denen du die Kraft verliehen hast, unsere Körper stark und gesund zu erhalten und sie von bösen Krankheiten zu befreien, die uns teuflische Geister aufladen.

Wir danken den drei Schwestern, den Korn-, Bohnen- und Kürbisgeistern, daß sie uns am Leben erhalten haben. Wir danken ihnen für die reiche Ernte und bitten sie, auch unseren Kindern gnädig zu sein.

Wir danken den Bäumen und Büschen, die uns auf deinen Rath allerlei nahrhafte Früchte liefern.

Wir danken dem Winde, der durch seine Wachsamkeit böse Krankheiten von uns abgehalten hat, und bitten dich, ihn auch fernerhin wehen zu lassen.

Wir danken unserm Großvater Heno, der uns so weislich Regen schickt und die Pflanzen wachsen läßt. Mögest du unsern Großvater noch länger am Leben lassen.

Wir danken dem Mond und den Sternen, die uns mit Licht versahen, wenn die Sonne untergegangen war.

Wir danken der Sonne, die mit liebendem Auge auf die Erde herabblickt und das Gedeihen deines Volkes bewacht. Wir bitten dich, daß du uns auch ferner die rechten Wege wandern lässest, damit sie ihr Auge nicht vor Trauer und Scham von uns abwende und uns im Dunkeln lasse.

Wir danken den Honotschenokehs, deinen Hülfsgeistern, die dir so treulich bei der Regierung der Welt zur Seite stehen.

Zuletzt danken wir dir, Großer Geist. Wir glauben, daß du nichts Böses thun kannst und daß du die Erde nur zu unserer Glückseligkeit geschaffen hast. Wenn wir deinen Geboten nicht nachkommen, so strafe uns nicht zu hart.

Sei gütig gegen uns, wie du gegen unsere Väter warst.

Näho!

52.

Der Seneca-Riese.

Unter den Senecas lebte einst ein furchtbarer Riese, der war größer als der höchste Eichbaum und so stark, daß er die dickste Tanne zum Bogen nahm und die größten Fichten ausriß und sie als Pfeile gebrauchte. Derselbe ging einst den Mississippi entlang und kam an einen endlosen

See, in dem ein ungeheurer Vogel plätscherte, der sich die größte Mühe gab, an's Ufer zu kommen, was ihm aber nicht gelingen wollte. Da der Riese nun ein sehr gutmüthiger Kerl war, so watete er gleich in's Wasser und zog den armen Vogel heraus.

An dem Schwanze des Vogels hing aber eine ganze Masse kleiner weißer Männer, die zitterten und bebten, als ob sie lebendig gefressen werden sollten, und baten den Riesen mit den kläglichsten Mienen, sie doch wieder mit ihrem Vogel zurück in's Wasser gehen zu lassen. Das war auch der Riese zufrieden und setzte sie wieder hinein, wofür sie ihm aus Dankbarkeit eine kleine Muskete und Pulver schenkten und ihm die Kunst des Schießens lehrten.

Damit ging er dann zu seinem Stamme zurück und ließ mit seiner Flinte einen solchen Donner los, daß Alle auf die Erde fielen und ihn um Gottes willen baten, doch jenes schreckliche Ding wegzuwerfen, da er sonst alle Indianer tödten würde. Das war aber doch zu viel von seiner Güte verlangt, er nahm daher seine Waffe und ging damit fort in's freie Feld, wo er Niemandem mehr hinderlich war. Am andern Tage fand man ihn todt auf einem Hügel liegen. Die Senecas, die sich dadurch auf einmal ihres besten Beschützers beraubt sahen, weinten Ströme von Thränen und legten den Riesen in ein oceantiefes Grab, das noch heute zu sehen sein soll.

53.

Eine Schöpfungsgeschichte.

Vor vielen tausend Schneen, als die Erde noch aus einer kleinen Insel bestand, hatte der Große Geist einen rothen Mann darauf gesetzt, der einen furchtbar langen Schwanz hatte, mit dem er zu seiner Unterhaltung alle Pflanzen zerstörte und allerlei sonstige Unglücksstreiche ausführte. Das ärgerte nun den Schöpfer so sehr, daß er ihm den Schwanz ohne Weiteres abschnitt und ein Weib daraus schuf.

Dieses Paar vertrug sich nun wirklich recht gut und sie vermehrten sich auch in kurzer Zeit so ungeheuer, daß die Insel bald zu klein ward. Da wandte sich die gottesfürchtige Frau in ihrer Seelenangst an den Großen Geist, der nun Legionen von Moschusratten und Schildkröten kommen ließ, welche die Erde so groß bauen mußten, wie sie jetzt ist.

54.

Wie der Piqua-Stamm entstand.

In alten Zeiten hatten einmal die Schawanos ein fürchterlich großes Feuer angezündet und so viele Bäume darauf gelegt, daß es von Weitem wie ein brennender Berg aussah. Als das Feuer beinahe erloschen war, kam plötzlich

ein großer Mann aus den Kohlen hervor, den sie Piqua nannten. Derselbe vermählte sich mit einer Tochter der Schawanos und seine Nachkommen bildeten den sogenannten Piqua-Stamm.

55.

Die Schawanos.

Der Große Geist war selbst ein Indianer und ließ als solcher den Stamm der Schawanos seinem Gehirne entspringen. Er gab ihnen gerade so viel Verstand, als er selbst besaß, und lehrte ihnen auch die vielen nützlichen Künste, wodurch sich jener Stamm vor allen anderen so vortheilhaft auszeichnete. Als sie der Große Geist fertig hatte und sah, daß dieselben ganz seinen Ideen entsprachen, machte er auch weiße Menschen, und zwar die Engländer und Franzosen aus seiner Brust, die Holländer aus seinen Füßen und die Langmesser (Irländer) aus seinen Händen. Doch die Blaßgesichter setzte er weit hinter den großen Stinksee oder den Ocean und ließ Amerika vorläufig den Schawanos allein. Letztere führten daselbst ein recht vergnügtes und sorgenfreies Leben, und die geheimen Kräfte, die ihnen vom Großen Geiste verliehen worden waren, überhoben sie jeder Unannehmlichkeit.

Doch, wie das so allenthalben in der Welt ist, sie konnten diese schönen Tage nicht gut vertragen und ergingen sich nach

und nach in allerlei Schlechtigkeiten und Schändlichkeiten, so daß der Schöpfer drohte, seine medicinernen Gaben wieder von ihnen zu nehmen und sie den Weißen zu geben. Diese Drohung war auch wirklich auf kurze Zeit von einiger Wirkung, doch allmälig verfielen sie wieder in ihre alten Sünden.

Nun sagte der Große Geist nichts mehr, aber er ließ plötzlich ein großes Schiff voller Blaßgesichter kommen, die den Schawanos nicht allein ihre Kenntnisse, sondern auch ihr Land wegnahmen und die meisten der Rothhäute umbrachten.

56.

Die Sintfluth und die Erschaffung der Menschen.

Nach der Ansicht der „Säcke" und „Füchse" (Sacs und Foxes).

Am Anfang der Welt schuf Gott eine Masse lebender Wesen von jeder Gestalt, Farbe und Art. Darunter befanden sich auch weiße Menschen; aber das waren so verrückte und närrische Gesellen, daß sich Gott ihrer schämte und wünschte, sie lieber nicht geschaffen zu haben. Doch sie waren nun einmal da, und umbringen wollte er sie auch nicht gerne, denn dazu war er zu gutmüthig; er sann daher auf einen andern Rath und versammelte die klügsten Thiere um sich, die auf der Erde herumliefen, nahm jedem das Herz aus dem Leibe und gab sie den ungerathenen Menschen, damit sie vernünftigere Gedanken bekommen sollten. Aber der gute Herrgott täuschte sich auch diesmal wieder, denn

seine lieben Zweifüßler behielten nicht allein ihre Dummheit und Verrücktheit, sondern sie bekamen auch noch die Grausamkeit und Blutdürstigkeit der Thiere dazu. Da blieb denn dem Schöpfer nichts Anderes übrig, als in seinen Busen zu greifen und jedem ein Stück von seinem eigenen Herzen abzuschneiden. Dies hatte auch die gewünschte Wirkung, denn die Menschen wurden seitdem klüger und vernünftiger als alle anderen Geschöpfe.

Die Erde brachte viele nahrhafte und köstliche Früchte hervor, so daß die vielen Thiere und Menschen, die sich unglaublich schnell vermehrt hatten, von keinen Nahrungssorgen gequält waren und alle ein recht prächtiges und friedliches Leben hätten führen können, wenn die vielen Dschämweu oder Riesen und die unzähligen Halbgötter oder Manitos, welche theilweise auf und unter der Erde wohnten, keine so maliciösen Kerle gewesen wären.

Die unterirdischen Götter hatten nämlich mit den Riesen ein Schutz- und Trutzbündniß abgeschlossen, um Wesukkä, den überirdischen Chiefgott, zu bekriegen. Aber sie fürchteten sich doch zu sehr vor ihm und seinen Unterthanen, um die Offensive zu ergreifen, und beschlossen daher in einer geheimen Rathsversammlung, ein großes Fest zu arrangiren, Wesukkä dazu einzuladen und ihn dann, wenn er sich krumm gesoffen und lahm getanzt habe, unbemerkt auf die Seite zu schaffen. Darauf wurden einige Delegaten erwählt, um Wesukkä ihre Aufwartung zu machen und die Einladung zu überbringen.

Doch der jüngere Bruder Wesukkä's hatte sich heimlich in jene Versammlung geschlichen und daher alle Reden und Beschlüsse mit angehört; als er sich aber wieder fortstehlen wollte, entdeckten sie ihn, fielen über ihn her und erschlugen ihn.

Als dem Chiefgott diese Schmerzensbotschaft überbracht wurde, fing er an so laut zu weinen und zu klagen, daß es die über den Wolken wohnenden Götter hörten und ihm versprachen, ihm beizustehen um die Missethäter zu bestrafen. Wie das die Untergötter merkten, dachten sie, es sei sicher das Beste, ihre Haut bei Zeiten in Sicherheit zu bringen, und schlüpften so schnell sie konnten in ihre tiefen Wohnungen unter den Seen. Die Riesen aber blieben oben, um den Kampf aufzunehmen. Aber derselbe bekam ihnen nicht zum besten, denn sie wurden alle mit Stumpf und Stiel ausgerottet und Keiner übrig gelassen, um das traurige Schicksal seines Stammes erzählen zu können.

Nun wurde den Untergöttern erst recht angst und bange, und sie flehten Nänämäkeh, den Donnergott, um Hülfe an. Derselbe versprach sie ihnen auch, schickte gleich einen seiner Unterbeamten an Popoänätessih, den Gott der Kälte, und ersuchte ihn freundlichst, ihm die Götter des Frostes, des Hagels, des Schnees, des Eises und des Nordwindes auf kurze Zeit zur Disposition zu stellen, was dieser auch in der zuvorkommendsten Weise that.

Die Armee des kalten Schreckens marschirte also aus. Das Wasser der Flüsse und Seen erstarrte zu Eis, die Erde

wurde vor Kälte so hart wie Feuerstein, und alle Pflanzen, Thiere und Menschen kamen mit Ausnahme weniger um's Leben, die Wesukkä noch schnell zu sich genommen hatte.

Nun wagten sich auch allmälig die Untergötter wieder aus ihren tiefen Wohnungen heraus, und da sie sahen, daß sich jetzt Wesukkä so gut wie allein auf der Erde befand, däuchte es ihnen eine Kleinigkeit, ihn vollständig unschädlich zu machen. Doch alle desfallsigen Pläne schlugen fehl, und es schien, als wisse Wesukkä ihre Gedanken im Voraus, denn sie konnten ihm auch rein gar nichts anhaben.

Als sie nun alle ihre Künste und Schlauheiten erschöpft hatten, wandten sie sich abermals an den mächtigen Donnergott und baten ihn, eine große Wasserfluth auf die Erde kommen zu lassen, damit ihnen Wesukkä nicht länger mehr trotzen könne. Gleich rief derselbe mit seiner furchtbaren Stimme alle Wolken der Welt zusammen, so daß der ganze Himmel rabenschwarz aussah. Der Regen stürzte in wigwamgroßen Tropfen herab und bedeckte bald die ganze Erde bis zum allerhöchsten Berge, auf den sich Wesukkä geflüchtet hatte. Wie nun Wesukkä sah, daß auch diese Stelle bald überschwemmt sein würde, nahm er ein großes Stück Luft und baute ein geräumiges Canoe daraus, in welchem er und seine Thiere bequem Platz hatten. So rettete er sich vor dem Wassertode. Das Canoe war stark und fest gebaut und trotzte den mächtigsten Wellen.

Als er so einige Tage auf dem Wasser herumgefahren war, band er einen seiner größten Fische los und hieß ihn hinunter in die Tiefe schwimmen, um etwas Erde zu holen.

Dies gelang ihm auch; er brachte ein gehöriges Maul voll, und Wesukkä schuf daraus das trockene Land, das seine rothen Kinder noch heute bewohnen.

57.

Wie Nantucket bevölkert wurde.

Einst erschien ein merkwürdig großer Adler an der Küste Neuenglands, stahl einen kleinen Indianerjungen und flog mit ihm weit weg über das große Wasser. Die anderen Indianer, welche dieses mit angesehen hatten, setzten sich schnell in ihre Boote, um ihm zu folgen und ihm das Kind womöglich wieder abzujagen. Sie fuhren lange hinter ihm her, doch da er bedeutend schneller als sie war, so verloren sie ihn mit der Zeit völlig aus den Augen. Da sie sich jedoch dabei zu weit von ihrer Heimath entfernt hatten, um wieder ohne große Gefahren und Mühen zurückkehren zu können, beschlossen sie, fortan auf jener Insel, welche jetzt den Namen Nantucket führt, zu bleiben. Dort fanden sie auch die abgenagten Knochen des unglücklichen Kindes.

58.

Wie es gekommen ist, daß ein Indianerstamm in Oregon kein Bärenfleisch ißt.

Die Rothhäute waren einst sehr unfolgsam und hörten weder auf die Gebote des Großen Geistes, noch auf die der heiligen Medicinmänner; sie verübten die schrecklichsten Greuelthaten und schlugen sich gegenseitig todt, als ob sie nur Moskitos seien. Da schickte ihnen der Große Geist zur Strafe ein teuflisches Ungeheuer, das hatte so viele Arme als eine Tanne Nadeln; wen es ansah, der starb, und wo es hintrat, da wuchs kein Gras mehr. Sein Athem machte das Laub der Bäume dürr und sein Blick bestand aus giftigen Pfeilen. Dieses Monstrum hätte nun sicherlich alle lebenden Wesen umgebracht, wenn es der Große Geist, dem seine Verheerungen mit der Zeit doch mißfielen, nicht zuletzt in einen Bären verwandelt und ihm die tödtlichen Medicinkräfte wieder abgenommen hätte.

Ein kleiner Stamm in Oregon glaubt daher heute noch, daß durch jenes Ungeheuer alle Bären giftig geworden seien, und sie rühren deshalb das Fleisch derselben so wenig wie das einer Klapperschlange an.

59.

Eine Versteinerungsfigur.

Zur Zeit, als die Winnebagos den Wisconsinfluß herunterkamen, um den Stamm der unglücklichen Chiens auszurotten, hatten sich einige derselben in die nahen Berge geflüchtet, um dem Scalpmesser und Tomahawk zu entgehen. Darunter war auch eine alte, allgemein geachtete Squaw, die aber in einer Höhle der Kickapoobucht verhungerte und daselbst vom Großen Geiste in eine steinerne Riesenfigur verwandelt wurde. Jeder Winnebago nun, welcher diese Höhle nach ihr betrat und jene Gestalt ansah, wurde ebenfalls gleich versteinert und blieb als hartes Felsstück zurück.

Später nahm ihr der Große Geist diese Kraft wieder ab; aber jene Figur mit den sie umstehenden Opfern ist daselbst bis zum heutigen Tage zu sehen.

60.

Das heilige Feuer der Natschez.

Die Natschez sind Feueranbeter und glauben, daß ihr Stamm einst durch ein junges Mädchen vom vollständigen Untergange gerettet worden sei, weil es sich, als die Sonne seit geraumer Zeit erloschen war und das schwärzeste Dunkel

die Erde beherrschte, in ein Wigwamfeuer warf und verbrennen ließ, wonach sie am Himmel als Sonne erschien und die Erde noch viel wärmer und heller beleuchtete als die frühere. Ihr zu Ehren ließen nun die Natschez auf ihren Versammlungsplätzen stets ein „medicinernes" Feuer brennen und glaubten, daß, so lange dies nicht erlösche, ihr Stamm auch nie untergehen könne.

Einige Jahre danach hatte sich ein junger Natschez in ein reizendes Mädchen verliebt und stattete derselben häufig nächtliche Besuche ab. Als nun die Reihe an ihm war, das heilige Feuer während der Nacht zu schüren und zu schützen, hatten ihn die Arme seiner Geliebten doch ein wenig zu lange gefesselt; denn als er seiner Pflicht nachkommen wollte, war das Feuer bereits erloschen. Er wollte es schnell wieder anzünden, aber die Chiefs hatten das Unglück schon bemerkt und machten es nun dem ganzen Stamme bekannt. Darauf wurde wochenlang gefastet und gebetet, um das Unglück der Vernichtung abzuwenden, aber das Feuer war einmal erloschen und hatte seine glückbringenden Kräfte für immer verloren.

Und jetzt ist jener Stamm so gut wie ausgestorben, doch trösten sich die Wenigen, welche noch übrig geblieben sind, mit der Hoffnung einer glänzenden Auferstehung und erzählen, daß der junge Natschez noch heute in einem Erdwerke sitze, um das heilige Feuer in seiner ursprünglichen Kraft wieder anzufachen.

61.
Der ewige Jude und die Seeflinte.

Unter dem ewigen Juden versteht der Seneca einen großen Baumstamm, welcher schon seit einem halben Jahrtausend auf dem Senecaflusse herumschwimmt und dessen Ankunft jedesmal durch einen gewaltigen Knall in der Luft — die Seeflinte — angezeigt wird. Jener Baum meidet stets die Nähe der Dampfboote, auch kein Thier kommt an ihn heran und kein Feuer hat die Macht, ihn zu verbrennen. Er soll der Sage nach ein verholzter Senecachief sein, der zu unrechter Zeit fischte und vom Großen Geiste dafür in die Tiefe gezogen und in einen Baumstamm verwandelt wurde, der volle tausend Jahre auf dem genannten Flusse herumzuirren habe.

62.
Die Theilung der Welt.

Als der Große Geist die Flüsse, die Luft und den Wald geschaffen und sie mit allerlei Thieren belebt hatte, beschied er den rothen Mann und seinen jüngeren Bruder, den weißen, zu sich in seine Wohnung und zeigte ihnen die vielen Büffel, Bären, Ottern, Biber u. s. w. „Seht," sagte er, „diese meine Geschöpfe gebe ich euch zum Eigenthum, ihr sollt über sie

herrschen und sie sollen euch zur Nahrung dienen." Darauf begann er sie zu vertheilen. Der rothe Mann, den er am meisten liebte, weil er ein munterer, kräftiger und furchtloser Bursche war, erhielt die stärksten und wildesten Thiere: den Panther, Büffel, Bison und Hirsch, und von Vögeln: den Adler, Habicht, Truthahn, die Eule u. s. w. Dem weißen Manne wurde das Schaf, Schwein, die Kuh, die Ente und Gans zugetheilt, und von den Fischen erhielt er nur die dünnen und leichten, die man bequem mit der Angel herausziehen kann, während die des rothen Mannes so dick und lang waren, daß er große Speere brauchte, um sie zu fangen.

Darauf nahm der weiße Mann die ihm zugetheilten Thiere und trieb sie auf eine freundliche Ebene mit fettem Boden und üppigem Grase. Dort zähmte er sie und band Pferde und Ochsen zum Fahren und Pflügen zusammen, aß das Fleisch des trägen Schweines und machte sich aus der Wolle des geduldigen Schafes Kleider.

Der rothe Mann wickelte seine Thiere in eine große Decke, die er zufällig bei sich hatte, und legte sich dann schlafen. Nach einigen Tagen erwachte er wieder, doch als er sich nach seinen Thieren umsah, waren sie alle verschwunden. Sie waren während seines Schlafes herausgekrochen und hatten sich in Wald und Feld einen angenehmeren Aufenthaltsort gesucht. Um sie wieder einzufangen, mußte er nun das Geschäft des Jagens betreiben, das ihm so viel Vergnügen machte, daß er es später nie bereute, zu jener Zeit geschlafen zu ha-

ben. Auch seine Nachkommen haben ihm deshalb nie einen Vorwurf gemacht.

63.

Mitschabu,

oder das große Licht.*)

Mitschabu war der Gott des Wassers. Alle lebenden Creaturen hatte er geschaffen und dieselben mitunter gar merkwürdig ausgestattet. Einige hatten zwanzig Füße, andere nur einen, viele hatten hundert Augen und einige wieder gar keins. Er selbst hatte vier Beine, ebenso auch seine mißgestaltete Frau, die eben nahe daran war, mit dem tausendsten Kinde niederzukommen.

Dieses Kind wollte sich aber nicht eher gebären lassen, als bis die Welt einen festen Boden habe, auf dem man sicher stehen könne; denn alle bis jetzt geschaffenen Thiere und Menschen mußten auf dem schwankenden Wasser sitzen.

Der alte Mitschabu kam darüber in keine kleine Verlegenheit; er sann hin und her und kam dann endlich auf die glückliche Idee, ein großes Land zu schaffen, auf dem sich Jeder gefahrlos und trockenen Fußes bewegen könne. Das Wasser war sehr tief, aber Mitschabu tauchte doch bis auf den Boden und holte ein dünnes Sandkörnchen herauf, das

*) Schoolcraft übersetzt dieses Wort fälschlich mit „großer Hase."

er so lange anblies, bis es sich zuletzt zu einer kleinen Erde ausdehnte

Nun kam das erwartete Kind, ein Knabe, der in kurzer Zeit zum größten Manne emporwuchs und daher den Namen Atokan oder Stammvater erhielt. Trotzdem daß ihm die Erde Alles an Speise und Trank bot, was er sich nur wünschen konnte, war er doch nicht zufrieden; er war ja einsam und allein und hatte Niemanden, mit dem er sich unterhalten und die Zeit verkürzen konnte.

Mitschabu sah ein, daß er seinem Sohne ein Weib werben mußte. Da auf der Erde kein passendes zu finden war, so sah er sich beim Volke des Himmels um und ward da auf die liebliche Atahensic aufmerksam. Als er ihre Zustimmung hatte, flocht er aus den Sehnen vieler Thiere eine lange Schnur und ließ sie daran hinunter auf den Schooß seines Sohnes, der sich nun überglücklich fühlte. Bald erfreute sich das junge Ehepaar eines muntern Söhnleins und eines reizenden Töchterleins, die beide bei ihrer Geburt so groß waren, daß sie sich gleich verheirathen konnten.

Aber dem alten Mitschabu dauerte dieser Weg der Erdbevölkerung doch ein wenig zu lange; er sagte daher zu Atokan, er solle jedem todten Thiere die Haut abziehen und auf das Fleisch einen Tropfen seines eigenen Blutes fallen lassen. Danach solle er es mit Laub bedecken, und nach vier Sonnenuntergängen werde er ein schlafendes Kind darunter finden.

Atokan that das auch und bevölkerte so in ungemein

kurzer Zeit die ganze Erde. Doch man merkte jedem Menschen gleich seine Abstammung an; der Fuchsmensch war listig und schlau, der Wolfsmensch grausam, der Schafmensch geduldig, der Bibermensch geschickt, der Büffelmensch stark u. s. w.

64.

Das böse Gewissen.

Ein Algonquin ging einst im Zwielicht am Begräbnißplatze seiner Voreltern vorbei und meinte zwei davon herumgehen zu sehen. Da es nun Sitte ist, nie die Todten zu passiren, ohne ihnen Speise und Trank anzubieten, damit Einen die bösen Geister nicht gelegentlich in's Feuer stoßen, so lief er so schnell fort wie er nur konnte, denn er hatte einen dickbauchigen Krug famosen Whiskeys bei sich, den er gerne allein austrinken wollte.

Doch so geschwind er auch lief, ein weißes Gespenst kam ihm doch nach. Ja es war ihm bereits so nahe, daß er um seinen Scalp besorgt war, sich gefaßt umdrehte und muthig zugriff, um ihn so theuer wie nur möglich zu verkaufen. Aber wie er so recht fest zupackte, spürte er, daß er kein Gespenst, sondern einen großen Dornbusch in den Armen hielt, dessen Stacheln sich tief in sein Fleisch drückten. Der Geist seines Verwandten hatte sich schnell in einen Dornbusch verwandelt.

65.

Kosmogonie der Creeks und Muscogees.

Da anfänglich die ganze Welt aus Wasser bestand, so schickte der Große Geist einst zwei Tauben aus, um Land zu suchen. Das erste Mal entdeckten sie weiter nichts als die Excremente des großen Erdwurms; beim zweiten Male aber sahen sie schon ein grünes Grasplätzchen und zwar jenes, aus dem sich allmälig die jetzige Erde entwickelte. Dieselbe wurde den rothen Männern zum Eigenthum gegeben, und die Blaßgesichter mußten noch viele Jahrtausende in ihren großen Schiffen bleiben, ehe ihnen erlaubt wurde, das Festland zu betreten.

Die Erde ist viereckig. Die Sonne ist ein heißer Körper, der beständig um die Erde läuft. Der Mond ist von einem Manne und einem gefährlichen Hunde bewohnt, der öfters die Sonne zu verschlucken droht, wodurch jedesmal eine Finsterniß entsteht.

66.

Die Geschichte der Otschipwäer.

Lange Jahre vorher ehe der weiße Mann das neue Land betreten hatte, stand am Menomonie-Flusse ein großes Mus-

cogee-Dorf, in dem ein mächtiger Chief wohnte, der die Oberaufsicht über die Fischerei in jenem Strome führte. Weiter unterhalb hatten sich die friedlichen Otschipwäer vier Dörfer gebaut, in deren größtem ihr Chief wohnte, der vor Kurzem die Schwester des Muscogee-Häuptlings geheirathet hatte. Beide Stämme standen somit auf dem freundschaftlichsten Fuße; war die eine Nation in einen Krieg verwickelt, so stand ihr die andere treulich bei, und zuletzt ließ sich Niemand mehr mit feindlichen Absichten in der Nähe dieser Stämme blicken.

Leider dauerte nun dies Bündniß nicht sehr lange, denn der alte Muscogee-Chief bekam einst den unedlen Gedanken, den Fluß abzudämmen, so daß die Otschipwäer nicht mehr darin fischen konnten. In Folge dessen entstand nun eine große Hungersnoth unter ihnen.

Darauf hielten dieselben eine allgemeine Rathsversammlung ab und beschlossen, den Sohn ihres Häuptlings in's Dorf der Muscogees zu schicken und den Chief zu bitten, dem Flusse doch wieder freien Lauf zu lassen.

Als jener Häuptling von der Ankunft seines Neffen hörte, nahm er einen dünnen Hirschknochen, machte ihn so spitz wie ein Pfeil und verbarg ihn unter seiner Decke. Wie nun der junge Otschipwäer bei ihm erschien und seine Bitte vorbrachte, ergriff er ihn bei den Haaren, zog ihn in die Höhe, steckte ihm jenen Knochen zwischen Haut und Hirnschale und sagte: „Sieh, mein lieber Sohn, das ist Alles was ich für Dich thun kann!“

Tiefbetrübt ging der Otschipwäer nach Hause und bedeckte seinen Kopf, damit Niemand den ihm angethanen Schimpf sehen konnte. Am andern Morgen ließ er alle Krieger seines Vaters zusammentrommeln und erzählte ihnen, indem er die Kopfbedeckung abnahm, wie es ihm bei seinem Oheim ergangen war. Alle mußten nun ihre Keulen herbeiholen, ihre Köcher mit Pfeilen füllen und unter Anführung des jungen Mannes nach dem Muscogee-Dorfe marschiren, um jene Schmach zu rächen. Sie gingen auch Alle recht freudig mit, nahmen den Chief nach kurzer Gegenwehr gefangen und fesselten ihn. Jeder Andere, der versuchte Widerstand zu leisten, wurde erbarmungslos niedergemacht und scalpirt.

Dann befahl der Otschipwä-Anführer seinen Leuten, den guten Onkel an den Flußdamm zu führen und schnell einen Stör zu fangen, was denn auch gleich geschah. „Sieh, lieber Oheim," sagte er darauf zu ihm, „ich will Dir jetzt auch einen kleinen Liebesdienst erweisen. Da Du ein großer Liebhaber von Fischen zu sein scheinst und uns sicher deshalb den Fluß abdämmtest und uns hungern ließest, so will ich Dich mit einem schönen Stör beschenken, den Du so lange wie Du lebst gut aufbewahren sollst." Darauf arbeitete er ihm mit Beihülfe einiger anderen Krieger einen gewaltigen Stör in die Oeffnung desjenigen Körpertheiles, den man bei anständigen Leuten nicht gerne nennt, und ließ ihn mit dieser Verzierung zu den Ueberbleibseln seines Stammes zurücklaufen.

Dann wurde der Fluß wieder in sein altes Bett geleitet, und die Otschipwäer hatten wieder Fische genug. Aber Ruhe bekamen sie so bald doch nicht wieder, denn die Muscogees verbanden sich mit einigen Stämmen und setzten ihre Feindseligkeit noch viele Jahre fort.

67.

Auswanderung der Tschickesäer.

Als einst die Tschickesäer auswanderten, gab ihnen der Große Geist einen kräftigen Hund zur Bewachung und eine lange Stange, um ihnen den Weg zu zeigen. Der Medicinhund verrieth jedesmal durch sein Bellen die Nachbarschaft der Feinde, so daß sie sich gehörig vorbereiten konnten, und die Stange wurde jeden Abend in die Erde gesteckt und am Morgen neigte sie sich jedesmal nach der Richtung, welche sie einschlagen sollten.

So kamen sie über den Mississippi an den Alabamafluß, wo die Stange mehrere Tage aufrecht stehen blieb und dann südwärts zeigte. Bald aber blieb sie ganz stehen und die Tschickesäer erkannten darin den Fingerzeig des Großen Geistes, der ihnen eine gute Wohnstelle ausgesucht hatte. Die betreffende Gegend heißt heute noch die „Alten Felder der Schickesäer."

Der große Hund war am Ufer des Mississippi verloren

gegangen, und abergläubische Rothhäute glauben mitunter ihn noch heute bellen zu hören.

68.

Menabuscho.

In alten Zeiten kam einmal ein großer Manito auf die Erde, der einem Indianer die Frau wegnahm und mit ihr in kurzer Zeit vier Kinder zeugte. Der erste Sohn hieß Menabuscho oder Freund der Menschen, und der zweite hieß Tschibiabos; dieser hatte die Todten zu bewachen und war der Beherrscher des Seelenreiches. Wabasso, der dritte, floh, sobald er das Weltlicht erblickte, nach dem fernen Norden und wurde daselbst in einen weißen Hasen verwandelt, in welcher Gestalt er für einen mächtigen Geist gehalten wird. Der vierte Sohn, bei dessen Geburt die Mutter starb, erhielt den Namen Tschokanipock oder der Mann des Feuersteins.

Als Menabuscho erwachsen war und sich recht kräftig und muthig fühlte, fing er mit seinem jüngsten Bruder Streit an, weil derselbe am Tode seiner Mutter schuld war. Dieser Krieg dauerte sehr lange, denn beide waren sich an Kraft ziemlich gleich.

Sie verfolgten sich durch die ganze Welt und man sieht heute noch überall ihre Spuren, denn jeder Blutstropfen, der dabei floß, und jedes Stückchen Fleisch, das abgeschlagen wurde, verwandelte sich augenblicklich in einen großen Felsen. Aus

Tschokanipock's Fleisch bildeten sich größtentheils jene Steine, aus welchen die Indianer Feuer schlagen.

Endlich gelang es Menabuscho, seinem Bruder die Eingeweide herauszureißen und ihn somit vollends zu vernichten. Dieselben wurden zu fruchtbaren Weinstöcken.

Menabuscho war ein sehr gerechter Mann und konnte kein Verbrechen ungestraft mit ansehen, weshalb sich auch Keiner mit schlechtem Gewissen in seiner Nähe blicken ließ. Er war ein sehr gebildeter Mensch und lehrte den Rothhäuten viele Künste und Wissenschaften; zeigte er ihnen auch, wie man Aexte, Speere, Pfeile, Bogen und Schlingen macht und wie man dieselben vortheilhaft gebraucht. Darüber freuten sich jene ungemein; sie jagten, fischten und kriegten nach Herzenslust und waren in all' ihrem Thun erfolgreich.

Die bösen Manitos in der Erde aber freuten sich nicht, daß Menabuscho den Menschen solche Kenntnisse gelehrt und ihnen solche tödtliche Waffen in die Hände gegeben hatte; sie ärgerten sich schrecklich darüber und gingen in ihrem Aerger zuletzt sogar so weit, sich gegen Menabuscho und seine Brüder zu verbünden, um sie womöglich zu vernichten. Doch Menabuscho erfuhr dies noch zu rechter Zeit, so daß er die nöthigen Vorsichtsmaßregeln treffen und seine Brüder warnen konnte.

Kurze Zeit danach, als Tschibiabos auf dem zugefrorenen Superiorsee jagte, zerbrachen die bösen Manitos plötzlich das Eis unter ihm und zogen ihn hinab in die Tiefe.

Wie das Menabuscho hörte, schwärzte er sein Gesicht

und setzte sich sechs Jahre lang trauernd und wehklagend an's Ufer hin. Das ganze Land weinte mit ihm; selbst die Natur theilte seinen Schmerz, die Blumen blühten nicht mehr, die Bäume grünten nicht mehr, die Sonne schien nicht mehr und die Vögel sangen nicht mehr. Wie nun die alten Manitos sahen, daß Menabuscho's Thränen gar nicht aufhören wollten zu fließen, hatten sie wieder Mitleid mit seinem Kummer und beschlossen, eine heilige Hütte zu bauen und ein großes Fest zu bereiten und den Trauernden dazu einzuladen. Menabuscho nahm die Einladung auch an, wusch seine Trauerfarben ab und stieg hinab in die Tiefe.

Die Manitos daselbst hatten ihm Pfeifen mit dem feinsten Tabak gefüllt und ihren besten Sonntagsstaat angezogen. Als der Erwartete unter ihnen erschien, reichten sie ihm gleich eine Schale voll kräftigen Medicintrankes, worauf seine Schwermuth und Melancholie verflog und er so lustig und heiter wie sie wurde und an den heiligen Tänzen freudig theilnahm.

Danach boten sie alle ihre stärksten medicinernen Künste auf, um den unglücklichen Tschibiabos wieder in's Leben zu rufen, was ihnen auch wirklich gelang. Aber er durfte die Medicinhütte nicht betreten. Eine ewig brennende Kohle wurde ihm herausgereicht, damit er sich zu jeder Zeit Feuer machen könne.

Darauf ging Menabuscho wieder zurück auf die Erde und tanzte seinen Leuten den Medicintanz vor, der von allen

Tänzen von der kräftigsten Wirkung ist und den der Große Geist am liebsten sieht. Dann

„Lehrt' er den Gebrauch der Kräuter,
Wies das Hexengift für Gifte
Und die Heilung aller Krankheit."

Auch stellte Menabuscho vier Geister als Regenten der vier großen Winde an. Er selbst soll jetzt hoch im Norden auf einem unermeßlichen Eisberge wohnen, und die Indianer fürchten, daß, sobald ihn die Weißen entdecken, sie ihn wegjagen und daß dann die ganze Welt mit Feuer untergehen werde.

69.

Kosmogonie der Pottawatomies

oder der Feuermacher.

Die Pottawatomies sagen, daß die Welt von zwei mächtigen Geistern regiert werde, nämlich von Gitschi Manito, dem guten, und Matschi Manito, dem bösen Geiste.

Als Gitschi Manito die Erde geschaffen hatte, füllte er dieselbe mit einer Menge Wesen, die zwar menschlich aussahen, sich aber sehr unmenschlich benahmen. Es waren dies abscheulich gemeine Schlingel, denen es im Traume nicht einfiel, ihrem Schöpfer zur Freude zu leben und ihm für die vielen Wohlthaten zu danken, die er sie genießen ließ. Deshalb war's auch kein Wunder, daß er über sie ärgerlich ward und sie alle in einer großen Wasserfluth ertränkte.

Nachdem darauf die Erde wieder trocken geworden war, schuf Gitschi Manito wieder Menschen, aber vorläufig nur einen, dem er später, als demselben das Leben doch ein wenig zu langweilig vorkam, noch eine liebende Schwester zugesellte.

Nun ließ der Große Geist einst dem jungen Manne durch einen Traum sagen, daß eines Tages fünf Männer kommen würden, um seine Schwester zu besuchen. Dieselbe solle aber nur dem letzten Gehör schenken und mit ihm scherzen und lachen, den übrigen vier dagegen stumm die Thüre zeigen.

Der erste, welcher in ihrer Hütte erschien, hieß Usama oder Tabak; er fiel, als ihm die Thüre gewiesen wurde, ohnmächtig nieder und starb. Wapako, der Kürbis, Eschkossimin, die Melone, und Kokihs, die Bohne, erlitten dasselbe Schicksal. Nur Tamin, der Mais, wurde anders bewillkommt. Das schöne Mädchen ging ihm huldreich entgegen, hieß ihn an ihre Seite setzen und sprach dann so verfänglich mit ihm, daß ihm nichts Anderes übrig blieb, als sie zu heirathen. Aus ihrer Verbindung stammen alle Indianer.

Als Tamin die vier erfolglosen Freier begraben hatte, wuchsen aus ihren Gräbern der Tabak, die Melonen, die Bohnen und Kürbisse hervor, so daß es der Menschheit nun an nichts mehr mangelte.

70.
Der Untergang des Mundua-Stammes.

Der Mundua-Stamm war der Schrecken aller in seiner Nähe wohnenden Stämme, und er hätte dieselben sicherlich ganz vernichtet, wenn sich nicht noch bei Zeiten die Otschipwäer gesammelt und ihm den Kriegsbelt zugeschickt hätten. Aber die Munduas waren durch ihr langjähriges Kriegsglück so verwöhnt, daß sie sich gegen ihre neuen Gegner gar nicht rüsteten und ihnen am ersten Tage nur halberwachsene Knaben entgegenstellten, die, wie sie glaubten, die Fehde schon allein ausfechten könnten. Jene wurden jedoch alle erschlagen und scalpirt, und die Otschipwäer rückten siegreich gegen das große Mundua-Dorf vor. Darauf wurden ihnen die jüngsten Krieger, die sich zum ersten Mal im Kriegshandwerk übten, entgegengeschickt, und die Hauptkrieger schmückten sich unbekümmert mit Federn und führten den Kriegstanz auf.

Auch jene Jünglinge wurden besiegt und die Otschipwäer waren bereits am Abend im Besitz des halben Dorfes. Nun kamen den Munduas doch andere Gedanken, eilig griffen alle Kampffähigen zu den Waffen und stürzten sich den Kriegern entgegen. Es wurde mit einer unerhörten Hartnäckigkeit gefochten; die besten Krieger beiderseits standen sich gegenüber, und jede Partei wollte um jeden Preis siegen. Doch die Munduas unterlagen zuletzt und waren

gezwungen, ihr Heil in der Flucht zu suchen. Ihr alter Chief, der in Friedenszeiten stets für einen mächtigen Medicinmann gehalten wurde, wandte sich nun in seiner Todesangst an den Großen Geist um Hülfe; aber der Große Geist schien anderswo beschäftigt zu sein und seine Bitten nicht zu hören, da er nicht die geringste Antwort von sich gab.

Dies ärgerte nun den Chief so, daß er an die bösen Geister der Erde und des Wassers appellirte, die ihm auch geneigter waren, denn sie ließen gleich einen dicken Nebel aufsteigen, der den Rest des Mundua-Stammes so umhüllte, daß die Verfolger seine Spur verloren.

Doch der Chief der Otschipwäer war ebenfalls ein mächtiger Medicinmann und beim Großen Geiste von großem Einflusse, weshalb er ihm auch gleich einen Sturmwind zur Disposition stellte, der den Nebel der Munduas zertheilte und verjagte.

Die Munduas standen auf einem Hügel, ihrem zerstörten Dorfe gegenüber, und sahen nun die ganze Macht ihres tapfern Feindes vor sich. „Es ist der Wille des Großen Geistes," sagte der Chief, „daß wir umkommen sollen, darum ergebt euch in euer Schicksal." Darauf flohen sie alle in den nächsten Wald, gruben ihre Weiber und Kinder tief in die Erde und ließen jedem nur eine kleine Oeffnung zum Athmen. Dann suchten sie die Otschipwäer durch allerlei Kreuz- und Querzüge zu täuschen; aber nur wenige retteten sich. Dieselben gingen späterhin zurück und gruben die Frauen und Kinder wieder aus. Dieser Ueberrest des Stam-

mes wurde jedoch nach einem Jahre von den Otschipwäern abermals angegriffen und diesmal vollständig aufgerieben.

71.
Eine Kriegsgeschichte.

Ein Otschipwäer wurde einst von seinem Neffen, der sich dem Stamme der Füchse angeschlossen hatte, gefangen genommen. Um nun denselben die Freundschaft der nahen Verwandtschaft recht fühlen zu lassen, band er ihn neben einen großen Holzstoß und zündete denselben an, um den Onkel, wie er sagte, ein bischen zu wärmen. Als er ihm so die eine Seite gehörig geröstet hatte, band er ihn wieder los und sprach zu ihm: „Nun geh zu Deinen Leuten zurück und theile ihnen mit, daß das die Art ist, wie die Füchse die Otschipwäer behandeln, wenn sie sich erkühnen, gegen sie zu ziehen."

Der Onkel schleppte sich mühsam nach Hause, wo er unter aufmerksamer Pflege glücklich wieder genas. Um die ihm angethane Schmach zu rächen, lag er nun desto eifriger dem Kriegshandwerk ob und hatte auch späterhin das Glück, seinen liebenswürdigen Neffen zu erwischen und ihn mit in sein Dorf zu nehmen, wo er ihn an einen Baum band und ihm eine brennende Hirschhaut, an der noch alles Fett saß, über die entblößten Schultern hing. „Sieh," sagte er dabei,

„Du hast mich früher auch einmal recht tüchtig gewärmt, als ich bei Dir war, deshalb erzeige ich Dir heute denselben Liebesdienst.“

Der Neffe starb darauf. Von nun an kam es häufig vor, daß die Otschipwäer und Füchse ihre Gefangenen auf die qualvollste Weise verbrannten.

72.
Bei den Blaßgesichtern.

Mäswäpigä hatte einst einen merkwürdigen Traum, in dem ihm unzählige Männer mit schneeweißer Haut und runden Hüten erschienen, welche mit ausgestreckten Armen und freundlichem Lächeln auf ihn zukamen.

Als er diesen Traum seinen Freunden erzählte, theilten sie ihm mit, daß jene blassen Geister im Osten wohnten und daß er hingehen und ihnen einen Besuch abstatten solle.

Mäswäpigä war's zufrieden und traf die nöthige Vorbereitung zur Abreise; seine Frau ging ebenfalls mit. Als beide mehrere Tage in der angegebenen Richtung marschirt waren, kamen sie an einen großen Fluß, in dem ein dicker Baumstamm lag, auf welchen sie sich setzten und dem Aufgange der Sonne entgegenruderten. Die Leute, welche an den Ufern wohnten, redeten eine ihnen unverständliche Sprache.

Der Strom wurde immer breiter und breiter, die daran wohnenden Menschen immer weißer und weißer und die Woh-

nungen derselben immer schöner und fester. Um letztere besser in Augenschein zu nehmen, ging Mäswäpigä mit seiner Frau an's Land und sah, daß dieselben aus großen Balken zusammengesetzt waren, die aber mit ganz anderen Instrumenten bearbeitet sein mußten, als er bis jetzt bei den Rothhäuten gesehen hatte. Die weißen Bewohner derselben kamen heraus, empfingen ihn mit einem herzlichen Händedruck und gaben ihm allerlei werthvolle Geschenke, mit welchen er dann wieder zurückreiste.

Zu Hause angekommen, berief er eine große Versammlung und zeigte die schönen Aexte, die Messer, Perlen und die feinen rothen Tücher, die ihm die Blaßgesichter geschenkt hatten. Diese Sachen gefielen den anderen Rothhäuten sichtlich, und gleich beluden sich einige mit den feinsten Pelzen und gingen ebenfalls in jene Gegend, wo sie viele scharfe Messer und einige Donnerbüchsen dafür eintauschten, welch' letztere sie zum Schrecken aller benachbarten Stämme machten.

73.

Sayadio.

Sayadio betrauerte seine Schwester, welche der Tod in den Tagen ihrer Jugendschönheit dahingerafft hatte. Zuletzt beschloß er nach dem Lande der Seelen zu reisen und sie womöglich wieder zurückzuholen. Sein Weg war mit den

merkwürdigsten und gefährlichsten Abenteuern gepflastert, welche auf Sayadio so niederschlagend wirkten, daß er im Begriff war, den ganzen Plan aufzugeben und wieder zurückzukehren. Da erschien ihm noch zur rechten Zeit ein alter Medicinmann, der ihm einen mächtigen Zauberspruch, der die Kraft des Geisterbannens besaß, mittheilte. Auch gab er ihm das Gehirn der Jungfrau, das er sorgfältig eingewickelt hatte; denn wie es sich danach herausstellte, so war der Alte der Gehirnbewahrer der Gestorbenen.

Leichten Schrittes und leichten Herzens setzte nun Sayadio seine Reise fort und gelangte auch bald im Lande der Geister an. Aber alle Geister flohen vor ihm wie vor einem unheilvollen Manito, und Sayadio hätte sicher seinen Zweck nicht erreicht, wenn ihm nicht Tarenyawago, der Meister der Ceremonien, seine Hülfe zugesagt hätte.

Kurz darauf versammelten sich alle Geister zum gemeinschaftlichen Tanze, und Savadio sah seine Schwester wie einen Schatten an ihm vorbeifliegen und verschwinden. Nun gab ihm Tarenyawago eine medicinerne Rassel von großer Gewalt, die drehte er, und gleich erschien sie wieder vor ihm und zwar so nahe, daß er sie ohne große Mühe festbannen konnte. Er steckte also die Seele in einen neuen Sack und ging damit zu seinen Freunden und Verwandten zurück, die er alle zu einem großen Freudenfeste einlud, bei welcher Gelegenheit auch der Körper seiner Schwester vom Todtengerüste genommen und die Seele in denselben gesteckt werden sollte.

Als nun alle Vorbereitungen zur Auferstehung getroffen waren, konnte sich ein anwesendes Frauenzimmer doch nicht der Neugierde enthalten, einmal heimlich in den Sack zu gucken, da sie nämlich noch nie eine Seele gesehen hatte; wie aber die Seele merkte, daß der Sack offen war, huschte sie schnell heraus und flog wieder zurück in's Geisterland. Sayadio ward darüber so wüthend, daß er jene Frau sicherlich umgebracht hätte, wenn ihr Mann ihr nicht beigestanden hätte.

Danach setzte sich Sayadio noch viele Jahre mit geschwärztem Gesicht in seine Hütte, weinte und trauerte und wünschte alle neugierigen Frauen in die kälteste Hölle.

74.

Kosmogonie der Navajoes.

Es ist schon ziemlich lange her, als die Navajoes, Pueblos und Coyoteras noch unter einem großen Berge am Rio San Juan wohnten. Da jener Berg weder oben noch unten eine Oeffnung besaß, so herrschte die schwärzeste Finsterniß darin und die Menschen hätten sich sicherlich durch das häufige Gegeneinanderrennen mit der Zeit getödtet oder wären verhungert, wenn ihnen nicht der Große Geist dann und wann auf einige Stunden einen schwachen Lichtstrahl gesendet hätte, der jeden Verirrten wieder an seinen bestimmten Platz gebracht und die Hungrigen befähigt hätte, sich einige von den fetten Raubvögeln zu schießen, die ihnen in Unzahl

die Köpfe umflatterten. Außerdem hätte sie auch noch die Langeweile gemordet, wenn ihnen ihr allweiser Schöpfer nicht ein paar alberne Kerle zugesellt hätte, deren Dummheit und Verrücktheit großartig war. Es waren dies merkwürdige spinnenbeinartige Gestalten; sie hatten viereckige Augen, und die Nasen waren am Rücken herausgewachsen. Sie bliesen beständig auf schlecht tönenden Flöten, welche so lang wie ein Blitz und so dick wie ein Lichtstrahl waren, und hüpften dabei immerwährend so närrisch herum, als hätte jeder von ihnen auf jeder Seite einen Catawbarausch.

Nun kam es zufällig eines Tages, daß einer dieser Hanswurste einmal bei einem gewaltigen Sprunge mit seiner Flöte gegen die Decke stieß, die so hohl klang, daß die alten Medicinleute meinten, dieselbe könne unmöglich sehr dick sein und es müßte eine Kleinigkeit sein, sich hindurch zu arbeiten. Gleich wurden die beiden Flöten an einander gebunden und ein Waschbär herbeigerufen, der daran hinaufklettern und versuchen mußte, ein Loch in die Decke zu beißen, was ihm jedoch nicht gelang. Danach wurde ein riesiger Moskito herbeigeholt, der hatte einen Stachel, der war wenigstens noch dreimal so lang wie die beiden Flöten zusammen und noch dicker als der älteste Eichbaum. Ihm war's natürlich ein Leichtes, ein Loch in die Decke zu bohren und sich hinaus in's Freie zu arbeiten. Dort fand er sich auf einem hohen, von tiefem Wasser umgebenen Berge, auf dem er sich niederließ, um die überirdische Welt mit Muße zu betrachten.

Vor ihm schwammen vier wunderschöne, schneeweiße

Schwäne, von denen jeder einen langen Pfeil unter den Flügeln barg. Der erste davon flog auf den Moskito zu, schoß ihm seinen Pfeil in die Seite und zog ihn dann wieder heraus. Nachdem er ihn genau betrachtet und examinirt hatte, sagte er: „Ah, das ist Jemand von meinem Geschlechte." Die anderen drei Schwäne thaten genau dasselbe, und als sie sich so alle überzeugt hatten, daß der Moskito „von ihrem Geschlecht" sei, gruben sie vier große Kanäle, durch welche das Wasser abfloß.

Während dem war nun der Moskito durch die Oeffnung wieder zurückgekrochen und hatte den unterirdischen Menschen und Thieren die Merkwürdigkeiten und Wunder der oberen Welt beschrieben. Der Waschbär war der Erste, der sich hinausarbeitete; da er jedoch oben gleich unsinnig und unvorsichtig herumhüpfte, so gerieth er tief in den schwarzen Schlamm, der ihm nun seine Beine so dunkel färbte, daß man's an seinen Nachkommen noch heut' erkennen kann.

Als ein starker Wind die Erde so ziemlich an den meisten Stellen getrocknet hatte, kamen auch die anderen Menschen und Thiere hervor. Die Navajoes waren die ersten, dann kamen die übrigen Stämme, und zuletzt die Blaßgesichter. Unter der Erde hatten sie alle eine allgemein verständliche Sprache geredet, so wie sie aber oben waren und sich jeder ein eigenes Wohnplätzchen gesucht hatte, bildeten sich gleich so viele Dialekte, daß bald Keiner den Andern mehr verstand.

Da sich die Thiere gleich in den Wäldern verliefen, so

mußte ihre alte Großmutter schnell einige Hausthiere schaffen, damit die Menschen etwas zu essen hatten.

Die Erde war noch sehr klein; es war weder Himmel, noch Sonne, Mond, Sterne oder Milchstraße da, und infolge dessen gerade so dunkel, wie in der alten Wohnung in der Tiefe des Berges. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, wurde nun eine große Rathsversammlung abgehalten, wobei ein alter Medicinmann eine sehr gediegene Rede hielt und unter Anderm sagte: „Hört, meine Brüder, wir sind jetzt gerade so übel dran, wie früher, da wir in der großen Höhle wohnten; es ist hier gerade so dunkel, wie unten; wir stoßen uns hier gerade so leicht die Augen aus, wie unten; zerquetschen uns die Nasen oder stoßen sie uns schief und treten uns die Zehen gerade so leicht ab, wie früher; das Einzige, was uns retten kann, ist, daß wir eine Sonne für den Tag und einen Mond mit vielen Sternen für die Nacht bauen, damit wir zu jeder Zeit ordentlich sehen können und im Stande sind, uns mit ausreichenden Lebensmitteln zu versorgen."

Diese große Idee wurde allgemein unterstützt, und gleich wurden die nöthigen Vorkehrungen getroffen, sie zu verwirklichen. Ein großes Haus wurde gebaut, allerlei medicinerne Stoffe hineingeschleppt, und die alten Navajoes machten sich daran, eine Sonne zu fabriciren, während die anderen Stämme an einem Monde, dem Himmel, den Sternen und der Milchstraße beschäftigt waren.

Als die Sonne fertig war, mußten sie die beiden

spindeldürren Narren auf ihre Achseln nehmen und an den Himmel befestigen. Es war eigentlich eine unverzeihliche Nachlässigkeit von den Medicinmännern, jene Schafsköpfe mit einem so wichtigen Amte zu betrauen, was sie übrigens auch recht bald bereuen sollten; sie waren nämlich bei ihrer Arbeit so unachtsam, daß sie die Sonne zu nahe an die Erde setzten, wodurch diese sicherlich in wenig Stunden verbrannt wäre, wenn nicht gleich alle Leute große Rauchwolken aus ihren Pfeifen dagegen geblasen hätten. Noch viermal mußte die Sonne weiter gerückt werden, damit die wachsende Erde nicht in Gefahr kam, vollständig ruinirt zu werden.

Der Himmel war inzwischen auch schon vollendet, und die Medicinmänner waren eben daran, ihn mit allerlei schönen Sternbildern auszuschmücken, als plötzlich ein alter Prairiewolf dahergelaufen kam, den noch übrigen Sternevorrath in wilder Unordnung an den Himmel warf und dabei die Leute mit spöttischen Reden beleidigte, weil sie mit den lumpigen Himmelslichtern so viel Zeit vergeudet hatten.

Als so Sonne und Mond im Gange waren und am Himmel wie auf der Erde Ordnung herrschte, machten einige alte Medicinmänner zwei große Wasserkrüge; der eine davon war außen wunderschön bemalt, enthielt aber nur schmutziges Wasser, während der andere rauh und plump aussah, aber mit einer Heerde Vieh gefüllt war. Die Oeffnungen waren bedeckt, so daß Niemand sehen konnte, was die Krüge enthielten. Darauf wurden die Navajoes und Pueblos

herbeigerufen und jedem dieser Stämme die Wahl eines dieser Krüge freigestellt. Erstere griffen natürlich hastig nach dem schön verzierten und überließen den andern den Pueblos, worauf einer der Medicinmänner sagte: „So wird es ewig bei euch zwei Nationen sein; ihr Navajoes werdet nie eine bleibende Stätte finden, weil euch der äußere Glanz zu sehr blendet; aber ihr Pueblos werdet der nützlichen Dinge stets im Ueberflusse haben.“ Und so kam es denn auch. Wenn der Navajo noch heute irgend ein glänzendes Ding sieht, so scheut er kein Opfer, bis er es besitzt; der Pueblo aber wird sich nie durch das Aeußere bestechen lassen.

Um diese Zeit stand unter den Navajoes ein Mann auf, der war ein außergewöhnlich guter Spieler und von unbeschreiblichem Glücke begünstigt; er bereiste alle Dörfer und Niederlassungen und gewann alle Kleinode und Kostbarkeiten der Navajoes und zuletzt auch noch alle Leute des ganzen Stammes. Als er dieselben alle beisammen hatte, faßte ihn ein kräftiger Jäger am Kopf, legte ihn auf seinen Bogen und schoß ihn hinauf in den Himmel. Aber nach kurzer Abwesenheit kam er wieder zurück und brachte viele Feuerwaffen und eine Masse blutgieriger Spanier mit sich. Dann verließ er seinen Stamm und reiste nach Mexiko, wo er alten Medicinmännern nach noch leben soll.

Die importirten Spanier gründeten sich am Rio Grande feste Niederlassungen.

Da die Indianer außer Fleisch, Wurzeln und Kräutern kein anderes Nahrungsmittel besaßen, so kam eines Tages

ein riesiger Truthahn vom Morgensterne zu ihnen geflogen und brachte ihnen Welschkorn mit, das sie anpflanzten und sich recht gut schmecken ließen. Damit es auch stets gut gedeihe, mußten die Medicinmänner beim Pflanzen aus ihren Pfeifen große Rauchwolken in den Himmel blasen, was dann derselbe stets mit einem segensreichen Regen belohnte.

75.

Die Coyotes.

Die ersten Indianer waren die Coyotes. Als einer davon starb, bildeten sich in seinem Cadaver eine Menge kleiner Thiere, die sich allmälig als Bären, Hirsche, Biber u. s. w. entpuppten. Einige davon bekamen sogar Flügel, und zwar so große und starke, daß sie damit bis auf den Mond fliegen konnten. Um dieses nun zu verhindern, befahlen die Mediciner, jeden todten Menschenkörper in ein Feuer zu werfen, damit sich die daraus entstehenden Vögel die Flügel kurz brennen sollten. Seit jener Zeit sind sämmtliche Vögel auf der Erde geblieben.

Allmälig nahmen auch die Indianer eine mehr menschliche Gestalt an; sie bekamen die gehörige Anzahl Augen, Ohren, Finger und Zehen, fingen an aufrecht zu gehen und verloren ihre langen Schwänze, die ihnen bei jeder Bewegung hinderlich waren. Sie liefen nämlich zuerst auf

allen Vieren herum, jeder hatte nur ein Auge, ein Ohr, einen Finger und eine Zehe.

Den Verlust des großen Schwanzes aber haben einige davon bis heute noch nicht verschmerzt und suchen sich dadurch zu trösten, daß sie sich hinten irgend einen langen Thierschwanz anbinden.

76.
Kosmogonie der Winnebagos.

Als der Große Geist einst aus einem süßen Traum erwachte, fand er sich auf einem hohen Stuhle sitzen. Da er sich ganz einsam fühlte und gerne Gesellschaft um sich gesehen hätte, so schnitt er sich in der Nähe seines Herzens ein Stück Fleisch ab, that etwas Erde dazu und formirte dann vier Männer daraus. Nachdem er sich einige Tage recht gemüthlich mit denselben unterhalten hatte, schuf er auch eine dicke Frau dazu, die Erde nämlich, welche seit jener Zeit von allen Indianern Großmutter genannt wird.

Diese vier Männer waren die vier Winde, Nord, Süd, West und Ost, und hielten die Erde in beständiger Bewegung, was dem Großen Geiste aber nicht recht gefiel, weshalb er gleich vier große Thiere und vier mächtige Riesenschlangen darunterstellte, die sie festhalten mußten. Da jedoch die Erde immerwährend wuchs, so wurde jenen

Thieren die Last mit der Zeit ein wenig zu schwer und sie waren zuletzt nicht mehr im Stande, sie bei heftigen Stürmen in Ruhe zu halten. Als dies der Schöpfer merkte, schickte er ihnen noch schnell einen riesigen Büffel zu Hülfe, und von nun an stand sie unbeweglich fest.

Nun schnitt der Große Geist abermals in der Nähe des Herzens ein Stück von seinem Körper und machte einen Mann und eine Frau daraus. Ersterer wußte sehr viel, letztere aber sehr wenig. Dem Manne gab er recht viel Tabak und Tabakssamen und sagte ihm, wenn er von den Winden, Vögeln oder Thieren verstanden sein wolle, so solle er vorher etwas von diesem Rauchkraute in's Feuer werfen. Der Frau gab er allerlei Früchte und zeigte ihr die eßbaren Kräuter und Wurzeln. Dann winkte er ihnen, einmal unter sich zu sehen, und sie fanden ein wunderschönes Kind zwischen sich stehen, das lächelte so süß, daß es die Frau gleich auf den Arm nahm und säugte.

Danach schuf der Große Geist noch von jedem Stamm ein Paar, eine Masse Thiere, Fische und Vögel, so daß alle Menschen vollkommen zu leben hatten. Dann nahm er Abschied von der Erde und kam erst nach hundert Jahren wieder. Da fand er denn nun, daß die zuerst geschaffenen Menschen alt und krumm geworden waren und sich fast gar nicht mehr bewegen konnten; auch war die Erde bereits so dicht bevölkert, daß die jungen Leute gar keinen Raum mehr hatten, um ihre Wigwams aufzuschlagen. „Ach," sagte da der Große Geist zu sich, „die Leute leben zu lange und

nehmen zu rasch zu; ich will meine mächtigen Diener, die vier Donner schicken, damit sie ihnen das Kriegshandwerk lehren und zeigen, wie man sich gegenseitig todtschlägt."

Als dies geschehen, bekamen sie wieder Platz. Diejenigen, welche im Kriege fielen und einen unbescholtenen Lebenswandel geführt hatten, nahm der Große Geist in seinen Himmel auf; die Schlechten aber mußten sich weit im Westen ein Unterkommen suchen.

Wie so das menschliche Leben geregelt war, kam plötzlich ein böser Manito auf die Erde und wollte ebenfalls einen Indianer schaffen; doch als er ihn fertig hatte und ihn recht betrachtete, war es ein Neger. Dann versuchte er auch Schlangen zu machen, aber sie waren alle giftig; die Bäume, die aus seiner Hand hervorgingen, trugen keine Früchte, und das Feuer, das er mitgebracht hatte, heizte nicht. Er predigte die Kunst des Stehlens und Lügens und führte die Seele eines Jeden, der ihm Gehör geschenkt hatte, hinab in die kalte Hölle.

Seit jener Zeit bereitete sich der Große Geist zu einem furchtbaren Kampfe gegen seinen Widersacher vor, und derselbe soll, wie zuverlässige Leute sagen, vier Tage und vier Nächte gedauert und mit der Ausrottung aller Schlechten und Bösen geendet haben.

77.
Eine andere Schöpfungsgeschichte der Winnebagos.

Als der Große Geist die Erde geschaffen und sie mit Gras und Blumen geschmückt hatte, setzte er vier mächtige Geister mit zwei Klapperschlangen und zwei Büffeln an die vier Ecken derselben, um sie festzuhalten. Dann machte er Thiere, Vögel und auch einen Indianer, welch letzterem er sagte, er solle langsam und behutsam auf die Erde steigen; aber derselbe stürzte sich wie ein Wolkenbruch herab und landete am Ufer des Michigansees. In der einen Hand hatte er eine schwere Kriegskeule und in der andern ein Instrument, mit dem er Feuer machen konnte. Dies war der erste Chief. Da er ganz allein war, so schickte ihm der Große Geist späterhin eine liebende Frau herunter, die ihm die Zeit angenehm verkürzte.

Der zweite Mann fuhr in einem schrecklichen Regen herab und löschte damit das Feuer des ersten aus.

Danach schuf der Große Geist einen Mann aus einem Stück Erde vom Boden des Michigansees; dies war der erste Landeigenthümer. Dann wurden die übrigen Menschen geschaffen.

Als nach Verlauf von vielen Hundert Jahren der Große Geist wieder einmal auf die Erde herabblickte, sah er, daß sich seine lieben Winnebagos mit ihren Steinäxten sehr abarbeiten mußten, was ihm so zu Herzen ging, daß er gleich

die weißen Männer schuf, die bessere Werkzeuge für sie machen mußten.

78.

Wie Mais, Bohnen u. s. w. entstanden sind.

Ein Susquehanna-Indianer, der sich von einem Missionär die Geschichte der Sintfluth hatte erzählen lassen, gedachte jenen dafür mit folgender Sage zu belohnen:

„Am Anfange hatten unsere Väter nur Fleisch zu essen, und wenn sie einmal auf der Jagd unglücklich gewesen waren, so mußten sie bittern Hunger leiden.

Nun hatten einst zwei Jäger einen fetten Bären getödtet und ein Feuer angezündet, um einige Stücke davon zu braten, als eine große, blendend schöne Frau aus den Wolken kam und sich vor ihnen auf die Rocky Mountains niederließ. Da sagte der eine zum andern: „Das ist ein Geist, der unsern Braten gerochen hat; komm, laß uns ihm ein Stückchen opfern." Darauf opferten sie ihr den besten Leckerbissen, die Zunge nämlich. „Kommt nach einem Jahre wieder her," sagte sie darauf, „und ihr werdet sehen, daß ich nicht vergessen habe, eure Freundlichkeit zu belohnen."

Als sie nach der bestimmten Zeit diese Gegend wieder besuchten, fanden sie ringsum Alles mit den nützlichsten Pflanzen bewachsen; die Stellen, welche ihre rechte Hand berührt hatte, trugen Mais, und diejenigen, auf welche sie die linke

gerichtet, trugen Bohnen. Da, wo sie gesessen hatte, wuchs die köstliche Tabakspflanze." —

„Ach," entgegnete darauf unwillig der Missionär, „wie könnt Ihr doch an solche dumme Fabeln glauben, die irgend ein müßiger Kopf von euch ausgeheckt hat; was ich Euch aber erzählt habe, ist die reinste Wahrheit und stammt aus dem Munde des Allmächtigen selbst!"

„Mein Freund," erwiderte der beleidigte Indianer darauf, „es scheint, daß man bei Deiner Erziehung doch die Hauptsache vergessen hat. Du sahst, daß wir so höflich waren, Deine fabelhafte Geschichte zu glauben, warum glaubst Du nun die unsrige nicht ebenfalls?"

79.

Die fünf Nationen.

Als Owäneo, der Große Geist, Aekänischiodschensi oder die Erde aus dem Wasser entstehen ließ, sagte er zu seinem himmlischen Bruder: „Laß uns einige rothe Menschen machen, die das schöne Land bewohnen mögen!" Darauf bestreute er die Felsen von Onondaga mit rothem Samen, welcher in kurzer Zeit zu Würmern ward, in die sich später die vielen umherirrenden Zwerggeister versteckten.

Dann wurde die Erde von den Wolken bewässert und von der Sonne schön gewärmt, so daß die kleinen Würmer mit den Geisterchen darin recht prächtig wuchsen, Arme und

Beine bekamen und sich aus der Erde hervorarbeiten konnten. Schon nach neun Monaten wurden perfecte Knaben und Mädchen daraus, die Owäneo mit einem warmen Mantel umhüllte und mit Milch aus seinen Fingernägeln tränkte. So pflegte er sie sorgfältig neun Sommer lang. In den nächsten neun Sommern lehrte er ihnen die Kunst des Lebens, schuf Bäume, Pflanzen und Thiere für sie und rief sie dann zu einer großen Versammlung zusammen.

„Hört!“ redete er sie an, „ihr seid fünf Nationen, denn ihr seid fünf Händen voll Samen entsprungen. Ihr seid alle Brüder und Schwestern und ich bin euer Vater, der euch groß gezogen hat.

Mohawks, ich habe euch kühn und tapfer gemacht; euch gehört das Korn der Erde.

Senecas, ihr seid fleißig und gewerbsam; ihr sollt die Bohnen haben.

Oneidas, ihr seid geduldig und still; euch sollen die Nüsse und die übrigen Baumfrüchte gehören.

Cayugas, ihr seid stark und großmüthig; die Wurzeln sind euer Eigenthum.

Onondagas, ihr seid weise, gerecht und beredtsam; euch habe ich Melonen und Trauben zur Nahrung gegeben.

Der Tabak und die Thiere des Waldes, des Flusses und der Luft gehören euch gemeinschaftlich.

Ihr seid die besten Menschen der ganzen Erde, deshalb habe ich euch auch das beste Land gegeben, das ihr so lange bewohnen sollt, als es die Sonne bescheint, der Mond

erleuchtet und der Himmel mit Regen tränkt. Wenn ihr mich liebt und euch gegenseitig in Noth und Elend beisteht, so werde ich euch stets beschützen und eure Heimath gegen die fremden Kinder anderer Götter vertheidigen.

Die Körper, die ich euch gegeben habe, werden mit der Zeit alt und unbrauchbar werden; aber ich kann nicht immer bei euch sein und euch beständig mit neuen versehen; ich habe euch daher so eingerichtet, daß ihr selbst neue schaffen könnt."

Darauf wickelte sich der Große Geist in eine lichte Wolke und schwebte pfeilschnell der Sonne zu.

80.

Kosmogonie der Mitschigamies.

Die Erde war zuerst nur eine kleine flache Insel, welche der Meister des Lebens mit grünen Bäumen und Gewächsen geschmückt hatte. Späterhin, als dieselbe bedeutend größer geworden war, nahm der Schöpfer eine Handvoll rother Thonerde und machte ein allerliebstes Menschenpaar daraus, dem er alle Thiere zum Eigenthum gab. Da es für dieselben jedoch sehr mühselig war, die großen Vierfüßler ohne weitere Beihülfe zu erjagen, so griff der Große Geist in den Himmel und gab ihnen die Hunde zu treuen Dienern und Begleitern auf ihren Jagdzügen. Dann rief er Menabuscho herbei, welcher jedem Strauch, Baum, Vogel, Fisch u. s. w. einen bestimmten Namen geben mußte.

Fleisch allein schmeckte natürlich den Indianern nicht lange, und der Schöpfer, der dies sehr wohl einsah, sagte daher dem Korn im Himmel, es solle hinab auf die Erde gehen und seine Kinder erquicken, die ihm dafür dankbar sein würden. Das Korn gehorchte auch, und als es kam, schärften die Medicinmänner Allen ein, es ja nicht zu mißbrauchen und vor allen Dingen nicht mehr davon zu pflanzen, als zu ihrem Bedarfe nöthig sei, um den Zorn des Großen Geistes nicht auf sich zu laden.

Aber die Miamis vergingen sich einst gegen dieses Gesetz und bepflanzten unermeßlich große Felder mit jenem Gewächse. Da die Ernte sehr ergiebig war, so füllten sie alle Säcke damit, die sie hatten, und vergruben das übrige Korn in die Erde. Eine Masse Körner blieben jedoch in den Stengeln sitzen und wurden von den jungen Leuten zum Spielzeug benutzt. Darnach zogen die Miamis fort in eine andere Gegend, wo es bedeutend mehr Wild gab. Alles, was nur den Bogen spannen konnte, ging auf die Jagd, aber kein Pfeil traf und selbst der des besten Schützen verfehlte sein Ziel. Das mitgenommene Korn war bald aufgezehrt, und die alten Leute, die sich schon vor Mattigkeit und Hunger nicht mehr rühren konnten, beschlossen, sich todt zu hungern. Da dachte ein junger Mann wieder zurück an seinen früheren Wohnplatz zu gehen und sich und seinem sterbenden Vater so viel Korn zu holen, als er überhaupt schleppen konnte. Sein Weg führte an einer großen Büffelheerde vorbei, aber seine Pfeile flogen in einer ganz andern Richtung, wenn

sie auch noch so gut gezielt waren. Zuletzt kam er an einen krystallklaren Strom, an dessen Ufern eine rauchende Hütte stand, die von einem alten kranken Manne bewohnt war. Derselbe lag mit dem Rücken dem Feuer zu und lüftete kaum merklich den Kopf, als der Jüngling eintrat. „Ach,“ seufzte der Jäger, „laß mich ein wenig bei Dir ausruhen; ich bin schwach und hungrig und meine und meines Volkes Pfeile sind machtlos. Ich habe mich deshalb auf den Weg nach dem Orte unseres Sommeraufenthaltes gemacht, um meinem alten Vater etwas von dem Korn zu holen, das wir daselbst vergraben haben.“

Der verkrüppelte Alte, der ein verkleideter Magier zu sein schien, sagte darauf: „Mein Enkel, ihr Indianer habt mich sehr beleidigt und in die traurige und unglückliche Lage gebracht, in welcher Du mich hier siehst. Doch ehe ich weiter mir Dir rede, gehe erst vor die Hütte, hole Dir meinen großen Kessel herein und labe Dich an dem süßen Korne, mit dem er gefüllt ist.“

Nachdem sich der junge Mann gestärkt hatte, fuhr der Alte fort:

„Meine Knochen sind zerbrochen worden durch die Schuld eurer Jünglinge, die im vergangenen Sommer mit mir gespielt haben, denn ich bin Mondamin, oder der Gott des Korns, der für euch vom Himmel gekommen ist. Ihr habt mich sehr beschimpft und schändlich mit Füßen getreten, und das ist die Ursache, warum ihr jetzt von einer Hungersnoth heimgesucht werdet und warum eure Pfeile vergeblich

verfliegen. Alle Leute, die mich achten, sind glücklich und haben stets zu essen."

Darauf entschlief der erschöpfte Jüngling. Als er am andern Morgen gestärkt und erfrischt erwachte, lief ein fetter Bär vor der Thüre vorbei, den er glücklicherweise schoß, wonach er ihn auf den Rücken nahm und zu seinem Vater schleppte.

Einige andere junge Leute, welche ebenfalls nach Korn ausgegangen waren, hatten die Höhlen leer gefunden und waren, als sie zurückkamen, so schwach, daß sie kaum ihr trauriges Mißgeschick erzählen konnten. Nun theilte ihnen der glücklichere Jüngling seine Erlebnisse beim Korngeiste mit, und alle diejenigen, welche die Hungersnoth überlebten haben sich später nie mehr auf solche frevelnde Art gegen jene Gottesgabe versündigt.

81.

Sonne und Mond.

In uralten Zeiten lebte einst ein altes Mütterchen, das hatte eine allerliebste Enkelin bei sich, die das schönste Mädchen war, das die Sonne je gesehen hatte. As dieselbe zum jungfräulichen Alter herangereift war, fragte sie einst ihre Großmutter, ob es denn außer ihr keine Menschen mehr auf der Welt gebe. „Nein," erwiderte die Alte, „früher lebte die ganze Erde voll Männer und Frauen, doch

da sie alle einen sehr schlechten Lebenswandel führten, so ließ sie der Große Geist durch einen bösen Manito vernichten, und hätte ich zu jener Zeit nicht über ungewöhnlich mächtige Medicinkräfte verfügt, so wären wir beide auch nicht mehr am Leben."

Das klang doch der Enkelin ein bischen zu curios und sie meinte bei sich selbst, wenn sich meine Großmutter gerettet hat, so sind gewiß auch noch mehr dem Untergang entronnen, und sie nahm sich daher vor, die Welt zu bereisen und nachzusehen. Darauf machte sie sich zehn Paar Mokassins, füllte ihre Taschen mit Lebensmitteln und ging fort in die Fremde. An jedem Abende, wenn sie sich zur Ruhe legte, zog sie ihre Fußbekleidung ab und ließ sie zurück zur Großmutter gehen, damit sie derselben ihre Erlebnisse erzählen konnten.

Am Morgen des zehnten Tages kam das Mädchen in eine große Hütte, die aus zwölf Zimmern bestand, in denen sich aber Niemand befand, weil, wie es schien, die Eigenthümer auf die Jagd gegangen waren. Sie setzte sich darauf ruhig dicht neben die Thüre und wartete bis zum Abend, wo der Reihe nach zwölf Brüder hereinkamen, von denen jeder seinen besondern Platz einnahm. Erst der zehnte bemerkte die Jungfrau, ergriff sie an der Hand, führte sie an seinen Platz und sagte: „Mein liebes Mädchen, ich freue mich, daß ich Dich gefunden habe, denn ich bin's herzlich satt, noch fernerhin meine Mokassins zu nähen, und hoffe, daß Du mir diese Arbeit abnehmen wirst."

Das Mädchen war's zufrieden, heirathete ihn und erfreute ihn nach Verlauf eines Jahres durch die Geburt eines schönen Knäbleins, das aber leider schon nach dem dritten Tage wieder starb, worüber der Vater sich so sehr grämte, daß er ebenfalls starb. Danach heirathete die Wittwe den jüngsten Bruder, der auch gleich starb, und so heirathete sie alle nach der Reihe bis zum ältesten.

Da dieser sie jedoch nicht liebte, so wurde sie tagtäglich trauriger und schwermüthiger und nahm sich zuletzt vor, den Ort ihres Kummers heimlich zu verlassen. Ihre Hütte war nach Art der Medicinhütten gebaut; sie hatte den Eingang auf der östlichen und den Ausgang auf der westlichen Seite. Durch letzteren floh sie. Sie zog den Thürpfosten aus der Erde, kroch mit ihrem Hunde in das Loch und verschwand so spurlos. Der Pfosten nahm danach seine alte Stelle wieder ein.

Die Frau durchflog die ganze Erde und kam zuletzt an das Ende derselben, das weit im Osten liegt. Dort saß Menabuscho und fischte. „Mein Großvater," sagte sie zu ihm, „ein mächtiger Geist quält und verfolgt mich." Doch der Alte antwortete erst, nachdem sie dieses noch zweimal wiederholt hatte. „Du störst mich," sagte er; „es ist sonst kein mächtiger Geist auf der Welt als ich, geh nur getrost weiter." Dabei zeigte er nach Westen in die Luft. Sie folgte und stieg in die Höhe.

Ihr Gemahl, der inzwischen manche thränenreiche Nacht durchwacht hatte, hatte sie nach allen Richtungen gesucht, aber nirgends, weder in der Luft noch auf der Erde eine Spur

von ihr gefunden. Doch als er zuletzt alle Pfosten seines Wigwams aus der Erde zog, fand er, daß sie an dem westlichen Ausgange durch eine Höhle entwischt war. Gleich eilte er ihr nach und kam ebenfalls zum fischenden Menabuscho, den er dreimal nach seiner Frau fragte. Aber der Alte stellte sich taub und gab ihm keine Antwort. Der Jäger schrie immer lauter, ward sogar recht grob, bis sich dann Menabuscho ärgerlich umdrehte und ihm entgegnete: „Es ist allerdings eine Frau dieses Weges gekommen, aber Dir gehört sie nicht!“ Als er dies hörte, setzte er gleich seine Verfolgung fort, und Menabuscho rief ihm nach: „So sollst Du Deiner Frau nachlaufen, so lange die Erde steht, und sollst von den Menschen Gischiguhk oder der Tagmacher genannt werden.“

Die Frau, der Mond, kam bald darauf zum Alten wieder zurück und bedankte sich für ihre glückliche Rettung. Dabei sagte sie ihm mit liebenswürdiger Wichtigkeit heimlich in's Ohr, daß sie noch eine gut erhaltene Großmutter zu Hause habe, die sich recht famos zu seiner Frau eignen würde. Schmunzelnd legte darauf Menabuscho seine Angel nieder, ging schnurstracks hin zur Alten und heirathete sie. Aus ihrer Verbindung entsprangen die späteren Menschen.

Jene Frau wurde späterhin Tibikdschisis oder die Sonne der Nacht genannt. Die zwölf Brüder sind die Monate, die bei ihrer Berührung mit Tibikdschisis der Reihe nach sterben.

82.

Eines Tuscarora-Indianers Ansichten über die Erschaffung der Welt.

In uralten Zeiten gab es zwei Welten. In der untersten herrschten die ungeheuerlichsten Geschöpfe; in der obersten wohnten die Menschen. Unter denselben befand sich eine hochschwangere Frau, die war gerade nahe daran von Zwillingen entbunden zu werden, als sie durch große Schmerzen von Sinnen kam und in die Unterwelt sank, wo sie von einer großen Schildkröte aufgefangen wurde. Dieselbe wuchs mit jeder Minute, bis zuletzt eine große Insel daraus ward. Ihr Rücken war mit Erde bedeckt, aus welcher ein großer Wald von Bäumen und Gesträuchen hervorschoß.

Während dem nun die Frau in den schmerzlichsten Kindesnöthen dalag, fiel es dem einen Kinde ein, unter ihrem Arme hervorzukriechen, eine Idee, von der es das andere mit aller Gewalt abbringen wollte, was ihm jedoch nicht gelang.

Bei der Geburt des zweiten Kindes starb die Mutter. Das eine Kind hieß Enigorio oder der gute Geist, und das andere Enigonhahetdschi oder der böse Geist. Beide wuchsen recht nett heran und blieben in den dunkeln Regionen, die der gute Geist später dadurch erhellte, daß er die beiden Augen seiner Mutter in der Luft befestigte, wovon das eine bei Tag und das andere bei Nacht leuchtete. Aus den übrigen Körpertheilen machte er die vielen Sterne. Als dies die

scheußlichen Ungeheuer der Dunkelheit merkten, verkrochen sie sich so schnell wie sie konnten im unterirdischen Schlamme, damit sie Niemand sah.

Danach schuf der gute Geist viele Füchse und allerhand sonstige Thiere, und baute auch zuletzt zwei Geschöpfe, ein Männchen und ein Weibchen nach seinem Ebenbilde. Sein Bruder unterhielt sich inzwischen damit, daß er rauhe Berge, rauschende Wasserfälle und giftige Schlangen hervorbrachte, und als den beiden Menschen die Seelen eingehaucht werden sollten, verwandelte er sie schnell in Affen und der gute Geist war genöthigt, wieder zwei neue zu machen, denen er aber die Seelen heimlich selbst einblies. Darüber zankten sie sich nun und forderten sich zum Kampf heraus, und es wurde ausgemacht, daß der Sieger die Welt regieren sollte.

Der Kampf dauerte zwei Tage; der Böse wurde erschlagen und hinab in die schwarze Tiefe gestürzt, wo er jetzt noch wohnt und die Seelen seiner Anhänger in Empfang nimmt.

83.

Die Strafe Gottes.

Erzählung der Apatschez.

Mächtige Häuptlinge mit großen Armeen beherrschten die Erde. Das Volk war schlecht, stolz und lästerte seinen Schöpfer bei jeder Gelegenheit in so gemeiner Weise, daß sich letzterer vornahm, alle Menschen zu vertilgen. Darauf nahm er Sonne, Mond und Sterne vom Himmel und ließ einen ent-

setzlichen Regen auf die Erde strömen, welcher alle Thiere und Menschen mit Ausnahme einer kleinen Anzahl ertränkte, die sich auf den höchsten Berg geflüchtet hatten.

Darunter war auch ein großer Häuptling, welcher weit und breit wegen seiner Tapferkeit und Frömmigkeit berühmt war; dieser forderte nun alle seine Leute auf, mit ihm zu beten und den Großen Geist zu bewegen, seinen Zorn zu besänftigen und Sonne und Mond wieder scheinen zu lassen. Aber Alle außer ihm wurden mit Stummheit geschlagen. Der Chief mußte also allein weiter beten und wurde endlich auch erhört; die Erde trocknete allmälig wieder unter den Strahlen der wärmenden Sonne, Gras und Bäume schossen wieder aus ihr hervor, und den Uebriggebliebenen fiel es nie wieder ein, ihren Schöpfer zu lästern.

84.

Geschichte eines Riesen.

Als die Erde aus dem Wasser emporgetaucht war, entstanden allerlei Creaturen, Pflanzen, Thiere, Menschen und auch einige Riesen darauf, welch' letztere sich besonders am Kanawage-Fluß oder St. Lawrence-Strom ansiedelten. Auch ein ganz fremdes Volk kam auf großen Schiffen an, konnte aber nicht landen, da sich plötzlich ein schrecklicher Sturm erhob, der alle ihre Fahrzeuge zerschmetterte. Die Leute wären sicherlich alle ertrunken, wenn sie nicht schnell einige vorbeifliegende Falken herausgezogen und auf einen nahen

Berg geschleppt hätten. Dort erholten sie sich wieder, bauten ein kleines Fort und trieben Ackerbau und Viehzucht. Doch die umwohnenden Riesen, die Alles raubten und plünderten, was nur einigermaßen von Werth war, fingen auch mit ihnen Krieg an, nahmen sie alle gefangen und tödteten sie.

Diese Riesen richteten überhaupt unter der Menschheit das gräßlichste Unheil an. So wohnte z. B. zu jener Zeit ein alter Häuptling in der Nähe des genannten Flusses, der hatte sechs Söhne und eine wunderschöne Tochter, welch' letztere eines Tages, während sich ihre Brüder auf der Jagd befanden, von einem dieser Riesen, der sein Augenmerk schon lange auf sie gerichtet hatte, geraubt und fortgeführt wurde. Als sie ihre Brüder bei ihrer Rückkehr nicht mehr fanden, beschloß der älteste sie aufzusuchen. Nach drei Tagereisen stand er vor dem Hause des Riesen und sah seine Schwester herumgehen und dürres Holz sammeln. Doch als er auf sie zuging, lief sie schnell in die Hütte zurück, und es schien ihm, als ob es ihr recht gut gefalle und sie nicht den geringsten Wunsch hege, wieder nach ihrer alten Heimath zurückgebracht zu werden. Der Jäger ging ihr nach und wurde auch von seinem Schwager recht freundschaftlich empfangen. Beide steckten sich ihre Pfeifen an und unterhielten sich recht gemüthlich.

Am Abend wurde dem jungen Manne ein weiches Lager angewiesen, und da er recht müde war, so schlief er auch bald ein und der Riese hatte dann leichtes Spiel, ihm mit seiner Keule den Kopf zu zerschmettern. Darauf begrub er ihn und sagte seiner Frau, sie solle ja auf ihre anderen Brüder Acht

haben und ihn bei Zeiten wissen lassen, wenn sich wieder einer nahe.

Kurz danach erschien auch wirklich der jüngste, der als der stärkste und wildeste galt, trefflich bewaffnet vor der Thüre und fragte stürmisch nach seinem Bruder. Der Riese erzählte ihm, daß er Frieden mit ihm geschlossen habe und er augenblicklich auf die Jagd gegangen sei. Darauf setzte sich Dontonkä, wie er hieß, nieder, ließ sich von seiner Schwester etwas zu essen bringen, und da es inzwischen Abend ward und er sich schläfrig fühlte, so legte er sich auf eine Büffelhaut und schlief ein. Vorher band er sich jedoch über jedes Auge ein Stück faules Holz, welches in der Dunkelheit so leuchtete, daß der Riese glaubte, sein Schwager habe die Augen auf und wache.

Am folgenden Morgen entspann sich nun ein schrecklicher Kampf zwischen beiden, und Dontonkä zerschmetterte den Riesen in tausend Fetzen und verbrannte sein ganzes Haus. Seine Seele flog darauf in den Himmel und wurde zu einem großen Sterne. Auch die Frau starb kurz danach und ihr Geist verwandelte sich ebenfalls in einen Stern.

85.

Von einer zweiköpfigen Schlange.

Ein Knabe hatte einst eine zweiköpfige Schlange gefangen und in eine Schachtel gesteckt, wo er sie zehn Winter lang mit Vogelfleisch fütterte. Im Verlaufe dieser Zeit wurde

sie aber so groß und stark, daß sie nur fette Bären, Hirsche und Büffel zu sättigen vermochten, was dem inzwischen zu einem muthigen Jäger herangereiften Knaben viel Mühe verursachte.

Als er eines Tages ausgegangen war, kroch die Schlange aus ihrer Behausung hervor, trat alle Bäume wie Gras nieder und drohte alle Menschen zu verschlingen. Die Krieger vermochten mit ihren besten Waffen nichts gegen sie auszurichten und mußten sich eilends in eine geräumige Höhle flüchten, in welche sie ihrer Größe wegen nicht folgen konnte. Lauernd und züngelnd blieb sie daher vor dem Eingange liegen, und alle Versuche, sie zu verscheuchen, schlugen fehl.

Nun hatte einer dieser Krieger einen Traum, daß, wenn er seine Pfeile mit dem Haar seiner Schwester, das medicinerne Eigenschaften besaß, schmücke, dieselben die Haut der Schlange durchdringen würden. Er folgte also diesem Traum und war auch wirklich so glücklich, mit dem ersten Schuß das Herz des höllischen Reptils vollständig zu zerstören, so daß es augenblicklich todt niedersank. Auf diese Art wurde die Menschheit von ihrem sichern Untergange gerettet.

86.

Ein Thier des Unglücks.

Ein Jäger sah einst auf der Jagd ein merkwürdig gestaltetes fremdartiges Thier an einem Bache sitzen. Es war von grauer Farbe, sah beinahe wie ein Hund aus, hatte aber

keinen Kopf, wenigstens keinen sichtbaren. Seine Wohnung war nicht weit davon.

Als er am Abend nach Hause kam, erzählte er dies seinen Bekannten und gab dabei zu erkennen, daß er sich fürchte, noch einmal an jenen Platz zu gehen, weil, wie er sicherlich glaube, das ganze Thier aus Gift bestehe. Darüber lachten ihn nun alle Anwesenden aus und verhöhnten ihn als dummen Feigling, der vor einem Schatten erschrecke. Einer erbot sich sogar, gleich am andern Morgen hinzugehen und es, wenn es noch da sei, zu fangen und zu tödten, wobei er alle anderen Jäger als Zuschauer wünschte.

Er ging auch wirklich hin, entdeckte das Thier und versetzte ihm mehrere derbe Keulenschläge; doch als er es fesseln wollte, ward es wüthend und entwischte nach seiner geschützten Wohnung. Aergerlich ging der Jäger darauf nach Hause, wo sich nun die Folgen seines gefährlichen Kampfes bald zeigten — er wurde von einer ansteckenden Krankheit überfallen, die nicht allein ihn, sondern auch fast alle anderen Leute seines Dorfes nach kurzer Zeit in's Grab brachte. Nur Wenige retteten sich dadurch, daß sie so schnell wie möglich das Lager verließen.

87.

Wie Einer ein berühmter Doctor wurde.

Der blutdürstige Stamm der Steinriesen war beinahe ganz ausgerottet und nur noch Wenige davon trieben sich in

den nördlichen Gegenden herum, wo sie häufig die allein umherstreifenden Jäger überfielen und scalpirten. Einer derselben, den auch so ein mörderischer Teufel beinahe an den Haaren erwischt hatte, suchte sich schnell durch die Flucht zu retten, aber sein Verfolger ließ auf einmal ein solch gliederlähmendes Kriegsgeschrei ertönen, daß der arme Jäger kaum noch ein Bein vor das andere setzen konnte. Nun suchte er sein Heil darin, daß er auf einen Baum kletterte, ohne daß es der Riese merkte. Als dieser nun sah, daß die Spur seines Wildes auf einmal aufhörte, zog er ein medicinernes Instrument aus der Tasche, das die geheime Kraft besaß, den Ort anzugeben, wo sich die flüchtigen Menschen oder Thiere aufhielten. Es zeigte auch wirklich auf den Baum, aber der Jäger, der etwas lange Arme hatte, war leise an einem herabhängenden Aste hinabgeklettert und entriß nun seinem langen Verfolger das Instrument ohne viel Mühe.

Jetzt wurde aber der Riese ungeheuer kleinlaut, fing an zu weinen wie ein Kind und bat den Jäger, ihm doch um des Himmels willen sein Werkzeug wiederzugeben, er wolle ihm in seinem Leben nichts mehr zu Leide thun und ihm auch die Heilkräuter für jede Krankheit zeigen. Der Jäger ging auf den Handel ein, ließ sich über die Eigenschaften der verschiedenen Heilkräuter genau unterrichten, erstattete dann das medicinerne Instrument zurück und ging wohlgemuth nach Hause.

Dort heilte er nun die gefährlichsten Krankheiten. Hatten Einem die Hexen, die zu jener Zeit noch eine bedeutende Rolle spielten, Würmer, Haar oder Steine in den Körper geblasen

oder auf eine andere Art hineinpracticirt, so holte er's ohne viele Umstände wieder heraus und rettete so Manchen vom sichern Tode. Die Hauptaufgabe der Hexen bestand nämlich damals darin, den Leuten allerlei große Würmer und ekelhaftes Haar in die Bäuche zu hexen, wodurch sie sicherlich bald die ganze Menschheit ruinirt hätten. Auch waren sie trefflich organisirt, hielten ihre regelmäßigen nächtlichen Zusammenkünfte und besaßen die Kunst, sich in Wölfe, Füchse, Eulen, Falken, Felsen, Steine oder Baumstämme verwandeln zu können, was sie befähigte, jeder Verfolgung zu entgehen.

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Jena erschienen ferner folgende neue Werke:

Fischer, Dr. Wilhelm, Holländische Geschichten. Novellen. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Fricke, W., Wat möt, dat möt. Ene lustige Geschichte in nieder=sächsischer Mundart. 2 Bde. 8. eleg. broch. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Guseck, Bernd v., Der schlimmste Feind. Historischer Roman. (Unterhaltungs=Bibliothek für Reise und Haus V. Band.) Zwei Theile in einem Band. (Mit besonderem Doppeltitel.) 8. In eleg. Buntdruck=Umschlag. broch. $22\frac{1}{2}$ Sgr.

Gerstäcker, Friedrich, Nach dem Schiffbruch. Nord=australische Abenteuer. (Unterhaltungs=Bibliothek für Reise und Haus VI. Band.) 8. In eleg. Buntdruck=Umschlag. broch. 10 Sgr.

Gerstäcker, Friedrich, Das Wrack des Piraten. Erzählung. (Unterhaltungs=Bibliothek für Reise und Haus VII. Band.) 8. In eleg. Buntdruck=Umschlag broch. 15 Sgr.

Ernesti, Luise, Todtes Capital. Roman. 4 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Fels, Egon, Loreley. Roman. 4 Bde. 8. broch. $5\frac{1}{2}$ Thlr.

König, E. A., Die Geheimnisse einer großen Stadt. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Klinck, F., Unter dem letzten Welfenkönig. Roman aus der jüngsten Vergangenheit. 2 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Blauen und Gelben. Venezuelanisches Charakterbild aus der letzten Revolution von 1868. 3 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{4}$ Thlr.

Köller, Eduard, Klatschereien. Drei Geschichten. 8. broch. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Pasqué, Ernst, Drei Gesellen. Eine heitere und ernste Erzählung. 4 Bde. 8. eleg. broch. $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Van mienen Keenich Willem, Van'n oll'n Nümärker. 8 broch. 1. u. 2. Aufl. $1\frac{1}{4}$ Thlr.

☛ **Schnell hinter einander erschienen zwei Auflagen!**

Hayes, Dr. J. J., Das offene Polar=Meer. Eine Entdeckungsreise nach dem Nordpol. Aus dem Englischen

von J. E. A. Martin, Custos der Universitäts-Bibliothek zu Jena. Nebst 3 Karten und 6 Illustrationen in Holzschnitt. (Bibliothek geogr. Reisen **I. Bd.**) Lex.-8. Eleg. broch. $1^{2}/_{3}$ Thlr.

Külb, Ph. H., Fernand Mendez Pinto's abenteuerliche Reise durch China, die Tartarei, Siam, Pegu und andere Länder des östlichen Asiens. (Bibliothek geogr. Reisen **II. Bd.**) Lex.-8. Eleg. broch. $1^{2}/_{3}$ Thlr.

Baker, Samuel White, Der Albert N'yanza, das große Becken des Nil und die Erforschung der Nilquellen. Autorisirte vollständige Ausgabe für Deutschland. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin, Custos der Universitäts-Bibliothek zu Jena. Mit 33 Illustrationen in Holzschnitt und 1 Karte. **Zweite Auflage, wohlfeile Volksausgabe.** (Bibliothek geogr. Reisen **III. Bd.**) Lex.-8. Eleg. broch. $1^{2}/_{3}$ Thlr.

Bickmore, Albert S., Reisen im ostindischen Archipel. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin. (Bibliothek geogr. Reisen **IV. Bd.**) Nebst 36 Illustrationen in Holzschnitt und 2 Karten in Farbendruck. gr. 8. Eleg. broch. $2^{2}/_{3}$ Thlr.

Heuglin, M. Th. von, Reise nach Abessinien, den Gala-Ländern, Ost-Sudan und Chartum in den Jahren 1861 und 1862. Nebst 10 Illustrationen in Farbendruck und Holzschnitt, ausgeführt von J. M. Bernatz, einer lith. Taf. und Originalkarte. Groß-Lex.-8. eleg. Ausstattung. 5 Thlr.

Livingstone, David und Charles, Neue Missionsreisen in Süd-Afrika, unternommen im Auftrage der englischen Regierung. Forschungen am Zambesi und seinen Nebenflüssen nebst Entdeckung der Seen Schirwa und Nyassa in den Jahren 1858 bis 1864. Autorisirte vollständige Ausgabe für Deutschland. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin. Nebst 1 Karte und 40 Illustrationen in Holzschnitt. Zwei Bände. gr. 8. broch. $5^{3}/_{4}$ Thlr.

Dixon, W. Hepworth, Neu Amerika. Rechtmäßige, vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Nach der siebenten Original-Auflage aus dem Englischen von Richard Oberländer. Mit Illustrationen nach Original-Photographien. Lex.-8. Eleg. broch. $2^2/_3$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Neue Reisen durch die Vereinigten Staaten, Mexiko, Ecuador, Westindien und Venezuela. 3 Bde. 8. broch. $5^1/_3$ Thlr.

Schlagintweit-Sakünlinski, Hermann von, Reisen in Indien und Hoch-Asien. Eine Darstellung der Landschaft, der Cultur und Sitten der Bewohner, in Verbindung mit Clima und Bodengestaltung. Basirt auf die Resultate der wissenschaftlichen Mission von Hermann, Adolf und Robert von Schlagintweit, ausgeführt in den Jahren 1854 bis 1858 im Auftrage der Ostindischen Regierung. **Erster Band: Indien.** Mit 2 Karten, 7 Landschaften und 2 Gruppenbildern von Eingeborenen in Farbendruck. Lex.-8. Eleg. broch. Preis 4 Thlr. 24 Sgr.

Bastian, Dr. **Adolf,** Reisen in Siam im Jahre 1863. (Die Völker des östlichen Asiens. Studien und Reisen. Dritter Band.) Nebst einer Karte von Hinter-Indien von Prof. Dr. Kiepert. Lex.-8. Eleg. broch. 3 Thlr. 18 Sgr.

Bastian, Dr. **Adolf,** Reisen durch Kambodja nach Cochinchina im Jahre 1863. (Die Völker des östlichen Asiens. Studien und Reisen. Vierter Band.) Lex.-8. Eleg. broch. 3 Thlr.

Bastian, Dr. **Adolf,** Reisen im indischen Archipel, Singapore, Batavia, Manilla und Japan. (Die Völker des östlichen Asiens. Studien und Reisen. Fünfter Band.) Lex.-8. broch. 3 Thlr. 10 Sgr.

Bastian, Dr. **Adolf,** Reisen von Peking durch die Wüste Gobi, durch Sibirien zum Ural, mit Ausflügen in den Kaukasus und die Krim. (Die Völker des östlichen Asiens. Sechster Band. Schluß des ganzen Werkes.) Lex.-8. broch. circa 3 Thlr.
